

3 21

F. 300

Die

lautlose

Macht



**Geheimdienste
nach dem
Zweiten Weltkrieg**

Das Beste

Spionagefälle haben ihre Hintergründe

Was erhoffte sich das sowjetische KGB von dem französischen Botschafter in Moskau, Dejean, als es eine langwierige Intrige einfädelt? Und warum scheiterte das Unternehmen schließlich trotz riesigen Aufwands?

Welches war der wahre Name des angeblichen Kanadiers Lonsdale, der längere Zeit in England als erfolgreicher Geschäftsmann lebte – und spionierte?

Warum verschwand der englische Nahostkorrespondent Kim Philby 1963 urplötzlich aus Beirut so spurlos, daß auch seine Frau ihn nicht finden konnte?

Was stand auf den wenigen Blättern, die der Unteroffizier David Greenglass im Juni 1945 dem Agenten Harry Gold in Albuquerque, New Mexico, aushändigte?

Wurde der amerikanische Fernaufklärer U2 über Swerdlowsk in einer Höhe von 23 Kilometern von einer sowjetischen Rakete abgeschossen?

Weshalb wurde der britische Geschäftsmann Greville Wynne 1962 aus Budapest nach Moskau entführt?

Wie gelang es dem Sergeanten Johnson in der Pariser militärischen Kurierzentrale an streng geheimes und stark gesichertes Material heranzukommen?

Hat der amerikanische CIA 1974 ein ganzes sowjetisches U-Boot mit Atomsprenköpfen an Bord vom Grund des Pazifischen Ozeans heraufgeholt?

Wie erkundete der israelische Spitzenagent Cohen die höchst wichtigen syrischen Militäranlagen auf den Golanhöhen?

Warum wurde der Meisterspion Wolfgang Lotz nach seiner Verhaftung in Kairo nicht hingerichtet?

Die Antworten auf diese und viele andere Fragen gibt dieser Band.

Die lautlose Macht

Spionage – das bedeutet mühsame Arbeit mit Mikrofilmen, unsichtbarer Tinte, toten Briefkästen und verschlüsselten Funksprüchen. Spionage – da werden wichtige Dokumente aber auch einfach in einer Tasche aus einem Dienstgebäude herausgetragen, zu Hause mit simplen Mitteln fotografiert und später ohne Schwierigkeiten wieder zurückgebracht.

Spione – das sind oft sehr intelligente Persönlichkeiten, nervenstark und fähig, mehrere Sprachen fließend zu sprechen. Spione – unter ihnen findet man aber auch recht schlichte Menschen, die jedoch, wenn man ihnen genaue Anweisungen gibt, ebenfalls großen Schaden anrichten können.

Spione haben die verschiedensten Motive. Sie werden von Geldgier, Ehrgeiz oder Abenteuerlust getrieben. Manche werden erpreßt, andere folgen einer Ideologie, wieder andere humanitären Motiven.

Von all dem und vielem Weiteren ist in diesen beiden Bänden die Rede. In packenden Berichten werden hier Spionagefälle behandelt, die nach dem Zweiten Weltkrieg Aufsehen erregt haben. So manche Nation hatte „ihre“ besondere Affäre. Den Amerikanern raubte der sowjetische Geheimdienst schon 1945 die Pläne für die Konstruktion der Atombomben. Günter Guillaume, Offizier der Nationalen Volksarmee der DDR, konnte bis ins westdeutsche Bundeskanzleramt vordringen. Der schwedische Oberst Wennerström

Die lautlose Macht

verriet unter anderem Einzelheiten aus dem Luftverteidigungssystem seines Landes. Der Schweizer Brigadier Jeanmaire gab in Gesprächen mit sowjetischen Diplomaten Material preis, von dem umstritten ist, inwieweit es überhaupt geheim war. Der Fall erschütterte aber das Vertrauen vieler Bürger in die Zuverlässigkeit der militärischen Führung.

Besondes „erfolgreich“ war der einfache Sergant Johnson, der immer wieder einen streng bewachten Tresor in der Pariser Kurierzentrale der amerikanischen Streitkräfte plündern konnte. Oder der israelische Agent Eliahu Cohen, der unter anderem die wichtigen syrischen Stellungen auf den Golanhöhen auskundschaftete.

John, Lonsdale, Staschinskij, Powers, Penkowskij – Namen über Namen, die Erinnerungen wachrufen und zu ihrer Zeit Schlagzeilen gemacht haben. Die Hintergründe dieser und vieler anderer Fälle werden hier ausgeleuchtet. Fotos dokumentieren die Echtheit der einzelnen Geschehnisse.

Darüber hinaus bietet dieses Werk dem Leser so manchen weiteren Blick hinter die Kulissen der politischen Weltbühne. Die Methoden der Geheimdienste treten deutlicher hervor. Auf besonderen Doppelseiten werden die Werkzeuge der Agenten, Funk- und Codiergeräte, Container, Wanzen, Geheimschreibverfahren und vieles Weitere, erläutert und durch authentische Bilder veranschaulicht.

Die lautlose Macht

Geheimdienste
nach dem
Zweiten Weltkrieg

2

Verlag Das Beste • Stuttgart • Zürich • Wien

Fachliche Beratung:
Dr. Günther Nollau, Dr. Hans Josef Horchern

Dieses Werk ist das Ergebnis intensiver
und sorgfältiger Recherchen vieler Autoren.
Zusätzlich wurde der Inhalt von Fachleuten
auf seine Richtigkeit hin überprüft.
Die Texte und Materialien, die andere Verlage
uns zur Verfügung gestellt haben,
sind von diesen selbst inhaltlich abgesichert worden.
Um die Authentizität der Darstellungen zu erhalten,
wurden die Namen der beteiligten Personen,
die inzwischen der Zeitgeschichte angehören,
nicht geändert.

© 1985 Verlag Das Beste GmbH, Stuttgart
Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung,
Verfilmung, Funk- und Fernsehbearbeitung
– auch von Teilen des Buches –,
im In- und Ausland vorbehalten.

Printed in Germany
ISBN 3 87070 233 8

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Der Fall Pâques	Einfluss auf den Lauf der Geschichte?	6
Der Fall Dejean	Von Schwalben umschwirrt	16
Der Fall Lonsdale	Ein Charmeur mit vielen Freunden	42
Der Fall Philby	Ein dringendes Zeichen	52
Der Fall Gold und Fuchs	Der Verrat des Jahrhunderts	72
Der Fall Gold und Greenglass	Treffen in Albuquerque	98
Der Fall Abel	Ein Genie der Unauffälligkeit	106
Der Fall Powers	Der Spion, der vom Himmel fiel	128
Der Austausch		
Abel-Powers	Nachspiel auf der Glienicker Brücke	142
Der Fall Johnson	Schätze aus dem Tresor	160
Der Fall Penkowskij	Geheime Aufzeichnungen	188
Der Fall Jennifer	Das Boot vom Meeresgrund	216
Der Fall Hambleton	Spion aus Abenteuerlust	236
Der Fall Beer	Übergabe am Passahfest	266
Der Fall Cohen	Meisteragent des Mossad	278
Der Fall Lotz	Geselligkeit, Pferde und edler Wein	312
Fachausdrücke kurz erklärt	Abc der Nachrichtendienste	333
	Namenregister	346
	Quellenverzeichnis	350
	Bildnachweis	352

Sonderthemen

Wanzen und Minispione	32-35
Fotografie bei Nacht	68-69
Agentenführung	78-79
Mikratfotografie	116-117
Observation	206-207
Agentenschulung	256-257
Funk- und Codiergeräte	306-307



Spion aus Geltungsbedürfnis: Georges Pâques

Einfluss auf den Lauf der Geschichte?

Pierre de Villemarest

Opfer der östlichen Nachrichtendienste werden keineswegs etwa nur einsame Sekretärinnen oder trunksüchtige Unteroffiziere, wie eine landläufige Meinung das nahelegt, sondern auch hochrangige Offiziere und Beamte. Beispiele dafür bieten der Schweizer General Jeanmaire, der schwedische Oberst Wennerström, die englischen Diplomaten MacLean und Burgess, der israelische Oberst Beer und auch Georges Pâques. Ihre Motive ähneln denen der «kleineren» Verräter: Verletzter Ehrgeiz, Geltungsbedürfnis, Gewinnsucht tauchen hier wie da auf.

Als der Arzt Dr. Imek Bernstein, ein ehemaliges Mitglied der Internationalen Brigaden und Angehöriger eines geheimen sowjetischen Apparates in Algerien, seinen Freund Georges Pâques 1943 mit dem sowjetischen Geheimdienstmann Alexander Gussowskij bekannt macht, ist das weder ein Zufall noch eine Augenblicksanwandlung. Ein Agent des Kreml arbeitet nie aufs Geratewohl und improvisiert nicht, wenn er jemanden anwirbt. Schon bei diesem ersten Kontakt gewinnt Pâques den Eindruck, dass er es endlich mit jemandem zu tun hat, der seine Qualitäten zu würdigen weiss; denn seine Vorgesetzten und Kollegen in Algier mögen ihn nicht, sie können seine oft verletzende Ironie nicht ausstehen. Nur wenige von seinen früheren Kommilitonen oder zum Beispiel Louis Joxe, dessen Äusserungen genauso scharf sein können wie sein Blick, finden daran Gefallen.

Dr. Bernstein ist ein guter Psychologe, und Gussowskij versteht es, mit Menschen umzugehen. Beide wissen, dass dieser Sohn eines Friseurs aus der Provinzstadt Châlons-sur-Saône schon während seines Studiums darunter gelitten hat, dass er aus einer kleinbürgerlichen Gesellschaftsschicht stammt, deren Angehörige es auch mit noch so vielen Diplomen schwer haben, in der sozialen und politischen Hierarchie aufzusteigen – es sei denn, sie geniessen

die Protektion führender Persönlichkeiten in den etablierten Parteien oder hoher Beamter. Auf der Hochschule zur Ausbildung von Lehrern an höheren Schulen war Pâques Mitte der dreissiger Jahre bekannt für seine geistige Beweglichkeit, seine Scharfzüngigkeit und Intelligenz. Er hat Sinn für das Paradoxe und für alle möglichen Narreteien. Pâques ist die personifizierte Satire und zu unabhängig, als dass er sich der Disziplin einer traditionellen Partei beugen könnte.

1939 lässt er sich als Gymnasiallehrer in Nizza nieder und heiratet Viviane Staïtti, deren aus Italien stammende Familie in der extremen Linken aktiv tätig ist. Konventionell erzogene Menschen dieser Art, die verbittert sind, weil es ihnen nicht gelingt, in einer bestimmten Gesellschaftsschicht Fuss zu fassen, sind häufig besonders aufgeschlossen für revolutionäre Gedanken und Taten. Nach Frankreichs Kapitulation im Zweiten Weltkrieg geht das Paar nach Rabat, Marokko. 1942 kommen die beiden nach Algier.

Bald darauf tritt General Charles de Gaulle an die Spitze der Bewegung Freies Frankreich. Man sucht Führungskräfte für die künftige provisorische Regierung Frankreichs. Diejenigen unter de Gaulles Parteigängern, die ausser der Befreiung des Vaterlandes auch eine Revolution anstreben, werben Anhänger.

Pâques ist 29 Jahre alt. In den politischen Kreisen Algiers, in denen es an fähigen Verwaltungsfachleuten mangelt, liegt eine vielversprechende Zukunft vor ihm. Ihn empören die Überheblichkeit und die Machenschaften der Amerikaner, die die Franzosen als zweitrangig betrachten, obwohl sie ihre Verbündeten sind. Pâques leitet in de Gaulles provisorischem Informationsministerium vorübergehend die Abteilung «Zersetzung der Kampfmoral gegnerischer Heere». Man führt ihn bei Louis Joxe ein, einem ehemaligen Gymnasiallehrer, der jetzt Generalsekretär des Nationalkomitees Freies Frankreich ist. Damit beginnt eine lange Karriere – und auch ein 20 Jahre währendes Doppelleben.

Ein Agent wird angeworben

Alexander Gussowskij ist einer der einflussreichsten Berater des sowjetischen Botschafters Bogomolow. Über die Intrigen von Vichy weiss er genauso gut Bescheid wie über die von Algier. Gussowskij ist einer der Leiter des sowjetischen Geheimdienstes in den französischen Kolonien Nordafrikas – eine Funktion, die er später, von 1945 bis 1947, auch in Paris ausüben wird.

Wozu dient nun jene Zusammenkunft mit Pâques? Imek Bernstein hat ihn auf die Unvoreingenommenheit und die geistige Beweglichkeit dieses Mannes



General Charles de Gaulle (links), der während des Zweiten Weltkriegs die Bewegung Freies Frankreich führte. In de Gaulles provisorischem Informationsministerium leitete Georges Pâques (rechts) zeitweise die Abteilung «Zersetzung der Kampfmoral gegnerischer Heere».

hingewiesen, ebenso auf seine antiamerikanische Einstellung, auf seinen Ehrgeiz, sein Interesse am Klatsch und Tratsch über seine Kollegen sowie auf seinen scharfen Blick für Tatsachen und Menschen. Nun möchte man ihn anwerben.

Bei diesem Treffen und dem folgenden geht Gussowskij Schritt für Schritt vor. Zunächst unterhält man sich über allgemeine Themen, über die künftige Neugestaltung der Welt, über die Beziehungen zwischen den Alliierten. Der sowjetische Berater merkt, dass Pâques sich interessiert zeigt, als er zu ihm sagt, man müsse nicht unbedingt für den Kommunismus sein, um auf eine gerechtere Welt hinzuarbeiten, die weniger von der Hochfinanz beherrscht sein würde. Und wenn man den amerikanischen Einfluss in Nordafrika neutralisieren wolle, wo Washingtons Agenten ganz offen Frankreich auszuschalten suchten – wäre da nicht eine Annäherung an die Sowjetunion, natürlich in völliger Unabhängigkeit, von gewissem Nutzen?

Im Verlauf der nächsten Unterredungen erbittet Gussowskij von Pâques einige Auskünfte. Keineswegs solle er spionieren. Aber da sich die beiden Männer sympathisch finden – könnte da Pâques nicht den sowjetischen Freunden von General de Gaulle helfen, sich in dem politisch-militärischen Labyrinth zurechtzufinden? Natürlich nur als Freundschaftsdienst. Da es schon schlimm genug sei, dass Frankreich im Begriff stehe, ein Anhängsel der anglo-amerika-

nischen Verbündeten zu werden, wolle die Sowjetunion wenigstens jegliche Ungeschicklichkeit gegenüber de Gaulle und seiner Umgebung vermeiden. Unter diesem Blickwinkel gesehen, sei Georges Pâques eine Persönlichkeit, die man um Rat fragen könne. Er wisse ja, dass ein so offenes Gespräch, ein so freimütiger Gedankenaustausch zwischen Diplomaten unmöglich sei.

Schon bei den ersten Unterhaltungen über internationale oder lokale Angelegenheiten fühlt Georges Pâques sich wie ein anderer Mensch. Er ist nicht mehr einer der anonymen Funktionäre in Algerien, das sich im Kriegszustand befindet, sondern jemand, auf dessen Meinung Ausländer Wert legen, weil ihnen seine Intelligenz und seine geistige Unabhängigkeit aufgefallen sind. Ausserdem sind diese Ausländer Sowjetrussen, also Vertreter einer Grossmacht. De Gaulle hat gesagt, dass ein Bündnis mit ihr «ein unbedingtes Gebot der Geographie, der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes» sei.

Pâques hat durchaus nicht das Gefühl, sein Land zu verraten, nicht einmal, als seine Zusammenkünfte mit Gussowskij heimlich stattfinden. Wie er später, 1964, bei seinem Prozess sagt, hatte er bereits zu diesem Zeitpunkt den Eindruck, er beeinflusse die Geschichte.

Aber sehr bald geht es nicht mehr bloss um einen Meinungs austausch über die Kriegführung oder die friedliche Welt von morgen. Pâques erzählt, was er in den Ministerien des Freien Frankreichs, bei Joxe, dann bei Louis Jacquinot sieht, hört und liest, nachdem er in den Stab des Hochkommissars der Marine aufgenommen worden ist. In den Restaurants, den Wohnungen und den Villen von Algier wird unter Freunden viel geredet. Georges Pâques hält Augen und Ohren offen. Gussowskij ersucht ihn um immer genauere Informationen – über die Männer, ihre Neigungen und ihre Reaktionen auf die Ereignisse; über die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und strategischen Pläne der provisorischen Regierung des Freien Frankreichs.

Pâques ist hoch begabt, aber faul. Er hat keine Lust, Berichte zu schreiben. Es erscheint ihm lächerlich, dass Gussowskij ihm bei jedem Treffen erklärt, wie man sich bei geheimen Zusammenkünften verhält, wie man unauffällig Nachrichten in toten Briefkästen hinterlegt und welche Vorsichtsmassnahmen zu beachten sind. Aber er ist bereits vom Räderwerk erfasst. Für lange Zeit.

Ein neues Leben in Paris

Im Oktober 1944 unterrichtet Pâques Gussowskij davon, dass er mit seinen Kollegen und Freunden aus den provisorischen Ministerien nach Paris reisen wird. Man verständigt sich über die nächste Kontaktaufnahme.

Gussowskij gibt Pâques 100'000 Franc für eventuell anfallende Unkosten. (Damals beträgt der monatliche Sold eines Leutnants 5'000 bis 6'000 «alte Franc».)

Pâques lädt oft hohe oder mittlere Beamte ein, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Er genießt es, Geld grosszügig ausgeben zu können. Die 100'000 Franc sind allerdings nur ein «Darlehen», für das er lediglich eine Unterschrift auf einem halben Blatt Papier hat leisten müssen. Es ist nicht die letzte. Sein neues Leben behagt ihm, und er sieht keine Möglichkeit, es auf andere Weise zu finanzieren.

Die geheimen Treffen werden drei Monate später in Paris wiederaufgenommen und finden durchschnittlich alle 14 Tage statt. Bei jeder Zusammenkunft vereinbart man den Ort und Zeitpunkt der nächsten Besprechung und macht für den Fall, dass etwas dazwischenkommen sollte, gleich einen Ersatztermin aus.

Von der Marineverwaltung wechselt Pâques in das Ministerium für islamische Angelegenheiten über. Er wird dann Regierungsdirektor im Ministerium für Wiederaufbau. Danach nimmt er hohe Positionen in zwei anderen Ministerien ein, vor allem im Gesundheitsministerium. Das sind zwar weniger wichtige Ministerien, aber Pâques hat weiterhin Freunde in allen anderen, besonders im Innen- und Aussenministerium, im Wirtschafts- und im Verteidigungsministerium. Überall hat er Zutritt. Er lädt zu sich nach Hause oder in ein Restaurant ein. Er nimmt in seine Kartei weitere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auf, aber auch zweitrangige Funktionäre, die in wenigen Jahren zur festen Ministerialbürokratie gehören werden.

Alexander Gussowskij verlässt Paris im Winter 1947/48. Vor seiner Abreise hat er Pâques mit einem anderen sowjetischen «Berater» zusammengebracht. Während der nächsten 14 Jahre wird Pâques es mit sechs weiteren zu tun haben.

Der neue Mann kann mit dem von Gussowskij angeworbenen Agenten zufrieden sein: 1949 wird Georges Pâques eine wichtige Stellung beim Ministerpräsidenten Georges Bidault innehaben. Später dient er unter René Mayer, Joseph Laniel, Pierre Mendès-France, Bourguès-Maunoury, René Coty, Michel Debré und Georges Pompidou. In den Jahren zwischen 1944 und 1963 hat er unter jeder Regierung eine Funktion in einem Ministerium.

Nach wie vor pflegt er seine Freundschaften und erhält Informationen über vertrauliche Angelegenheiten, die er umgehend weitergibt – wie dies auch einige andere hohe und weniger hohe Beamte tun, von denen er nicht weiss, dass sie gleich ihm aus Überzeugung, für Geld oder einfach «für den Frieden» spionieren.

Eine wichtige Figur im sowjetischen Spiel

Die Informationen, die Pâques an die UdSSR liefert, bestehen nicht nur aus Karteiblättern über Politiker, sondern auch aus Originaldokumenten, die er aus den Ministerialbüros entwendet und sechs bis neun Stunden später wieder zurückbringt, wenn das Personal abwesend ist. Einige dieser Unterlagen sind streng geheim.

1956 gelangt die Sowjetunion durch Pâques in den Besitz des französisch-englischen Angriffsplans gegen Sues, der in Zusammenarbeit mit der israelischen Armee lange vor seiner Ausführung erstellt worden ist. Da Pâques damals nicht im Verteidigungsministerium arbeitet, muss er ihm zugespielt worden sein.

Ab 1958 wird Georges Pâques nach fünfzehnjähriger unermüdlicher Arbeit eine bedeutende Figur für den sowjetischen Geheimdienst. Er erhält eine wichtige Stellung beim Führungsstab des Verteidigungsministeriums. Von diesem Zeitpunkt an übermittelt Pâques verstärkt Informationen an die UdSSR: eine detaillierte Aufschlüsselung des französischen Militärhaushalts, Einzelheiten über die Entwicklung der französischen Atomstreitmacht, über de Gaulles Absichten in Bezug auf Algerien, über den Aufbau des geheimen Radarnetzes der Amerikaner in der Türkei. Ferner in den Jahren 1959 und 1960: Angaben über de Gaulles Plan, nach der Beilegung des Algerienkonflikts Frankreich aus der Nato herauszulösen, über Frankreichs afrikanische Beziehungen sowie Pläne für eine Annäherung Frankreichs an die arabischen Staaten.

1961 wird Georges Pâques zum Studienleiter am Institut des Hautes études de la défense nationale (Hochschule für die nationale Verteidigung) ernannt. An diesem Institut werden höhere Offiziere, Finanzinspektoren, hohe Verwaltungsbeamte, Ingenieure, Industrielle und Staatsräte weitergebildet und mit verschiedenen Massnahmen zum militärischen Schutz des Landes vertraut gemacht.

Im Sommer 1961 informiert Pâques die Sowjetunion über die Haltung Frankreichs zur Berlinkrise und sogar über die geplanten Gegenmassnahmen der Alliierten, falls Moskau sich mit Gewalt des freien Teils der früheren deutschen Hauptstadt bemächtigen sollte. Ausserdem vervollständigt er seine Kartei, auf die das KGB später zurückgreifen wird, um bestimmten Personen bei der Niederschlagung der Offiziersrevolte in Algerien zu helfen. Zu seinem damaligen Kontaktmann «Gracia» sagt Pâques, er habe die Möglichkeit, in den Auslandsnachrichtendienst einzutreten. Aber Gracia, nämlich Wassilij Pawlowitsch Wlassow, «Kulturattaché» des sowjetischen Botschafters Sergej Winogradow, rät ihm nachdrücklich davon ab. Die Sowjets befürchten, dass Pâ-

ques, der mit Geheimakten sehr lässig umgeht, folgenschwere Unvorsichtigkeiten begehen könne, da er sich für einen ganz grossen Spion oder zumindest für einen Experten der Geheimdiplomatie hält. Er ist weder der erste noch der letzte, der seine Rolle überschätzt.

Doch Pâques findet ein für seine Zwecke noch günstigeres Betätigungsfeld: Seine alten Freunde aus der Algerienzeit empfehlen ihn einem Stab der Nato, und im November 1962 tritt er dort als stellvertretender Leiter der französischen Abteilung ein. In weniger als sieben Monaten liefert er umfangreiches Material über 200 hohe Persönlichkeiten des Nato-Hauptquartiers mitsamt seinen persönlichen Bewertungen sowie Anmerkungen über ihre Neigungen, menschlichen Schwächen und anderes mehr. Natürlich ist auch alles dabei, was er bei den Geheimkonferenzen erfährt.

Während dieser Zeit tun die sowjetischen Politiker, für die nicht nur Pâques arbeitet, weiterhin so, als jagten ihnen die «imperialistischen Angriffsvorbereitungen» Angst ein. Dank Pâques und vielen anderen wissen sie indes ganz genau, dass die Nato keinerlei Angriffe auf die UdSSR oder die Ostblockländer plant.

Die Treffen werden jetzt auf andere Weise abgesichert als in Algier. Pâques trifft seine Kontaktleute alle 14 Tage gegen Abend an einer Metrostation. Wenn etwas Dringendes vorliegt, findet er morgens, bevor er seine Wohnung verlässt, in der Post folgende Visitenkarte: Eduardo-José Gracia de Abaroa, Stellvertretender Syndikus, Drahtziehereien und Walzwerke Le Havre AG, Niederlassung La Paz. Das bedeutet: «Treffen heute Abend, 21 Uhr, Metrostation République.»

Wenn die beiden Männer sich sehen, gehen sie nicht sofort aufeinander zu. Gracia folgt Pâques erst eine Zeitlang in einiger Entfernung, bevor er den Kontakt herstellt. Dann unterhalten die beiden sich entweder und tauschen dabei Umschläge aus, in denen sich Informationen für den einen und Geld für den anderen befinden, oder sie tauschen identische Aktentaschen aus, wenn Pâques ein Dokument übergibt, das er am nächsten Morgen in das Geheimarchiv der Nato zurücklegen wird.

Ein «Pazifist» wird verhaftet

Ab Anfang 1963 sind Pâques und sein Kontaktmann nicht mehr so vorsichtig wie bisher. Sie gehen manchmal abends, wie schon einige Jahre zuvor, miteinander essen, in kleine Restaurants in Levallois-Perret oder an der Place de la Porte de Clichy. Sollte jemand sie zusammen sehen, würde das ganz natürlich erscheinen, denn sie tun es ja offen. Ausserdem ist 1963 das Jahr, in dem Paris seinem früheren guten Verbündeten ostentativ zulächelt; man spricht von Ent-

spannung und Frieden. Warum sollte also Wassilij Pawlowitsch Wlassow, der UdSSR-Delegierte bei der UNESCO, oder Wladimir Chrenow, der nun Pâques' Kontaktmann ist, nicht mit einem hohen französischen Beamten zu Abend speisen?

Am 10. August 1963 um 18.30 Uhr wird Georges Pâques, der nicht wusste, dass er in den letzten Wochen auf Schritt und Tritt überwacht worden war, von der DST (Direction de la surveillance du territoire, Direktion der Landesüberwachung) mit seiner Aktentasche in der Hand festgenommen. Die Tasche enthält Papiere, die nicht darin sein sollten. An jenem Abend hatte Pâques sich um 21 Uhr mit Chrenow treffen wollen. Zwei Stunden nach Pâques' Verhaftung packt Chrenow, auf geheimnisvolle Weise gewarnt, seine Koffer. Wenige Stunden später befindet er sich ausser Landes.

Pâques' letzte Lieferung an Chrenow: die Nato-Verteidigungspläne für den Zeitraum 1962 bis 1967.

Einige von Pâques' Freunden können das Ganze nicht fassen; sie setzen sich für ihn ein, glauben an eine Provokation, finden Entschuldigungen für ihn. Jedenfalls stehen sie zu ihm. Andere, unter ihnen frühere Studienfreunde, suchen nach Erklärungen. Er sei immer ein «Pazifist» gewesen, ist eine davon. So argumentierte auch Georges Pâques vor den Vernehmungsbeamten der D.S.T. und im darauffolgenden Jahr vor seinen Richtern: «Ich habe dem Frieden gedient. Schon 1944 in Algier habe ich es aufgrund der anglo-amerikanischen Übergriffe für geraten gehalten, in der Sowjetunion ein Gegengewicht zu suchen.»

Pâques wird zu lebenslanger Haft verurteilt. 1968 reduziert man das Strafmass auf 20 Jahre.

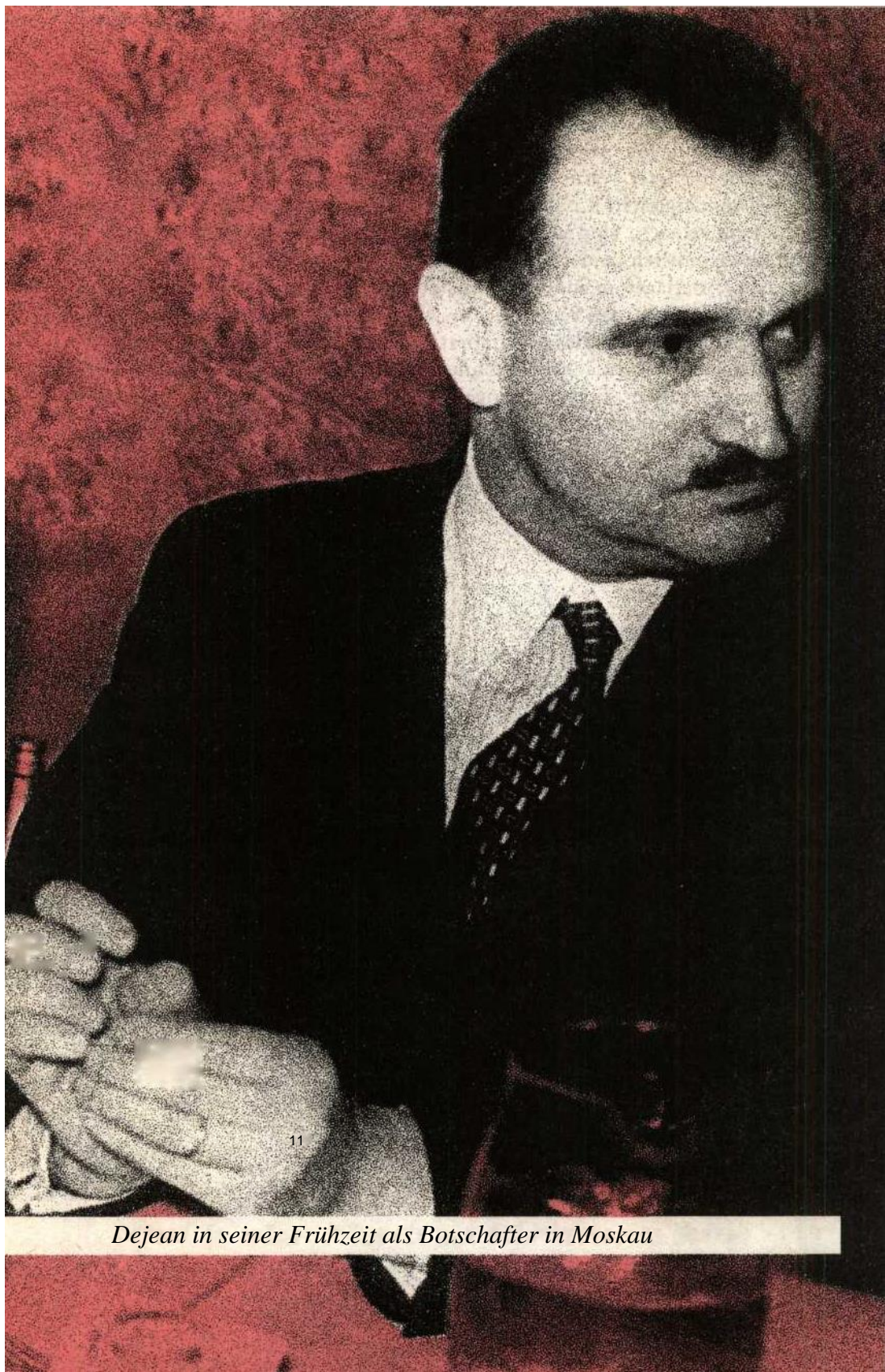
Frühe Warnungen

Waren die staatlichen Sicherheitsorgane wirklich so lange blind? Schon 1944 ging bei Pâques' damaligen Vorgesetzten in Algier eine erste Warnung ein: Wegen seines unüberlegten Geredes, seiner Neigung, überall seine Nase hineinstecken, und seines Umgangs mit Leuten, die als unzuverlässig galten, sei er ein Sicherheitsrisiko. Das hinderte seine damaligen Gönner nicht daran, ihn in den Sattel zu heben. Die Warnung wurde überhört.

Kurz nach der «Generalsaffäre», nach dem Komplott französischer Generale im Algerienkrieg, kam eine zweite Warnung, diesmal in Form einer Note, die sowohl Pâques als auch gewisse andere mit ihm bekannte Personen betraf, für die er jetzt in Algier arbeitete oder mit denen er vor Jahren am Quai d'Orsay verkehrt hatte. Auch aus dieser Warnung zog niemand Konsequenzen. Im Gegenteil. Ab 1958 steigt er immer höher auf. Das wirft Fragen auf. Wer waren

die geheimnisvollen Persönlichkeiten, die trotz gerechtfertigter Warnungen schützend ihre Hand über Pâques hielten? Das Sondergericht für Staatsangelegenheiten fragte während des Prozesses nicht danach. Und wer waren die Informanten, die – einige vielleicht unwissentlich, andere bestimmt als Mittäter – dafür sorgten, dass Pâques an Unterlagen in anderen Ministerien herankam? Denn man kann sich nicht vorstellen, dass Pâques nachts heimlich in Ministerialbüros eindrang, Tresore knackte, alles fotografierte, was er wollte, und dann wieder im nächtlichen Paris verschwand, ohne je erwischt zu werden.

Das Sondergericht für Staatsangelegenheiten zeigte sich an diesem Aspekt des Falles nicht interessiert. Auch hat niemand etwas dabei gefunden, dass Pâques' Frau Viviane Staïtti, die im nationalen Forschungszentrum (Centre national de la recherche scientifique) arbeitete, mehr als 20 Jahre lang, wie sie behauptete, nichts von den Aktivitäten ihres Mannes gewusst hat.



11

Dejean in seiner Frühzeit als Botschafter in Moskau

Von Schwalben umschwirrt

John Barron

Der Versuch des sowjetischen Nachrichtendienstes, den französischen Botschafter in Moskau, Dejean, und seine Frau in die Netze des KGB zu verstricken, war ein grossangelegtes, raffiniertes Unternehmen. Nach Meinung der Russen hatte Dejean Aussicht, in absehbarer Zeit eine einflussreiche Position in der Umgebung de Gaulles einzunehmen. Die Erwartung, einmal über einen so hochgestellten Agenten verfügen zu können, war der KGB-Führung einen ungeheuren Aufwand wert. Doch das Unternehmen scheiterte schliesslich, weil einem der KGB-Akteure das Gewissen schlug und er zum Überläufer wurde.

Ernsthafte KGB-Operationen sind meistens von langer Hand geplant. Bei Anwerbungen versucht das KGB oft, den Ausländer in peinlichen, illegalen oder sonstwie schlimmen Situationen zu ertappen, um ihn anschliessend davon zu überzeugen, dass seine einzige Rettung die Zusammenarbeit mit dem KGB ist. Die Anwerbungsversuche, die Durchreisenden oder Touristen gelten, sind gewöhnlich wenig raffiniert, weil sie in aller Eile organisiert werden. Geht es aber um Diplomaten oder in der Sowjetunion lebende Journalisten und Geschäftsleute, so werden die Versuche über Monate oder sogar Jahre hinweg geplant und äusserst raffiniert in die Tat umgesetzt. Für jeden dieser Versuche gibt es einen Operationsplan, der im Lauf des Jahres regelmässig revidiert wird. Der Plan beginnt mit der Biographie des Ausländers: Familienverhältnisse, Personenstand, Ausbildung und beruflicher Werdegang. Dann folgt eine eingehende Analyse seines Verhaltens und seiner Persönlichkeit, seiner finanziellen Verhältnisse, seiner Trinkgewohnheiten, seiner sexuellen Neigungen, seiner politischen Einstellung und seiner Haltung gegenüber der Sowjetunion. Als nächstes kommt die Entscheidung, ob der Ausländer neutralisiert, beeinflusst oder angeworben werden soll. Der Operationsplan schliesst mit einer de-

taillierten Aufzählung aller in den nächsten zwölf Monaten geplanten Aktionen; dabei werden die technischen Hilfsmittel, die Agenten, die eingesetzt werden sollen, und das Ziel der jeweiligen Aktionen festgelegt.

Je nach Bedeutung des Ausländers kann sich ein halbes Dutzend KGB-Teams gleichzeitig, aber mit verschiedenen Methoden um ihn bemühen. Ein Team versucht vielleicht, ihn durch berufliche und persönliche Gefälligkeiten zu beeinflussen; ein anderes bemüht sich, über seine Frau an ihn heranzukommen; ein weiteres legt es vielleicht darauf an, ihn zu grossen Ausgaben zu verleiten, damit er Geld braucht und für Bestechungsversuche empfänglich ist. Inzwischen stellen die übrigen verschiedene sexuelle Fallen.

Das KGB unternahm eine der grössten derartigen Operationen seit dem Zweiten Weltkrieg in der Hoffnung, einen sowjetischen Beeinflussungsagenten in höchste französische Regierungskreise einschleusen zu können. An General de Gaulles Seite sollte ein Mann installiert werden, der die französische Politik zum Nachteil der gesamten westlichen Welt beeinflussen konnte. Weit über 100 KGB-Offiziere und -Agenten, darunter prominente sowjetische Intellektuelle und elegante Prostituierte, waren an der Verschwörung beteiligt, die unter anderem eine Belagerung der französischen Botschaft nötig machte und einen ehrenhaften Franzosen das Leben kostete. Die Operation war gefährlich weit fortgeschritten, als ein Hauptakteur des KGB flüchtete und sie verriet. Aufgrund seiner Aussage, die von anderen Überläufern und durch unabhängige Nachforschungen im Westen bestätigt worden ist, liess sich die Anatomie dieses grossangelegten Planes, einen Botschafter zu verführen und zu korrumpieren, rekonstruieren.

Ein Freund der Frauen

An einem ungewöhnlich heissen Junitag des Jahres 1956 wurde Jurij Wassiljewitsch Krotkow ins Hotel Moskwa bestellt, wo er mit seinem KGB-Chef Oberst Leonid Petrowitsch Kunawin zusammentraf. Kunawin, ein grosser Mann mit kastanienbraunem Haar und wachen braunen Augen, war für seinen Eifer und seine Brutalität bekannt. Er arbeitete unermüdlich, und seine einzige grosse Leidenschaft waren die Intrigen des KGB.

Im Lauf der Jahre hatte Krotkow an so vielen KGB-Operationen teilgenommen, dass er sich einbildete, ihn könne nichts mehr überraschen. Aber Kunawin verblüffte ihn mit der Mitteilung, das KGB habe beschlossen, den französischen Botschafter anzuwerben. «Der Befehl kommt von ganz oben», sagte

der Oberst, den diese schwierige Aufgabe sichtlich in Hochstimmung versetzt hatte. «Nikita Sergejewitsch persönlich will, dass wir ihn erwischen.»

Krotkow erkundigte sich nach dem Botschafter. «Er heisst Maurice Dejean», antwortete Kunawin. «Wir sind vollständig über ihn informiert.»

Das KGB wusste tatsächlich viel. Als Dejean zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in General de Gaulles Londoner Exilregierung berufen worden war, hatte das KGB ein Dossier über ihn angelegt. Die Akte wurde allmählich dicker, als Sowjetagenten Berichte aus New York, Paris, London und Tokio, den Stationen seiner Karriere, nach Moskau schickten.

Sobald Maurice und Marie-Claire Dejean im Dezember 1955 in Moskau eintrafen, begann die ununterbrochene Beobachtung durch das KGB. Versteckte Mikrofone in ihrer Wohnung und in der Botschaft fingen unbedachte Äusserungen auf. Der russische Chauffeur, den das sowjetische Aussenministerium dem Botschafter empfohlen hatte, und Madame Dejeans Zofe waren ausgebildete KGB-Spitzel. Bei diplomatischen Empfängen wurde das französische Paar von KGB-Offizieren, die ihnen als sowjetische Beamte vorgestellt wurden, beobachtet und beurteilt. Diese Überwachung hatte bisher noch nicht den geringsten Hinweis darauf geliefert, dass Dejean Frankreich gegenüber illoyal sein könnte. Sie ergab allerdings auch, dass der 56jährige Dejean sich lebhaft für Frauen interessierte. Für das KGB war er also der ideale Kandidat für eine Verführung.

Der Agent Krotkow in Aktion

In diesem Bereich war Jurij Krotkow ein Experte. Seit dem Zweiten Weltkrieg hatte er schon Dutzende von Diplomaten und Journalisten in Fallen zu locken versucht – darunter Diplomaten aus den USA, Australien, England, Kanada, Frankreich, Indien, Mexiko, Pakistan und Jugoslawien.

Krotkow war in Wirklichkeit kein regulärer KGB-Offizier, sondern Dramatiker und Drehbuchautor. Aber er hatte von Kindheit an ständig Verbindung zum KGB gehabt. Er wuchs in Tiflis, Georgien, auf, wo sein Vater Maler und seine Mutter Schauspielerin war. 1936 porträtierte sein Vater Lawrentij Berija, der damals in Georgien an der Spitze der Kommunistischen Partei stand. Berija gefiel das Porträt so gut, dass er überall in der Sowjetunion Kopien aufhängen liess, nachdem Stalin ihm den Oberbefehl über den Staatssicherheitsdienst übertragen hatte. Und er blieb bis zum Tod des Künstlers sein Gönner.

Als Krotkow nach Moskau kam, um Literatur zu studieren, besuchte er alte KGB-Freunde der Familie und dachte sich nichts dabei, sie um Hilfe zu bitten. Als die Deutschen 1941 vor Moskau standen, wurde er evakuiert. Er kam ein-



Dejeans Wirkungsstätte: die französische Botschaft in Moskau.



Der französische Botschafter Maurice Dejean im Gespräch mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten Nikita Sergejewitsch Chruschtschow anlässlich eines Presseempfangs. Offenbar war Chruschtschow an der Intrige des KGB, die von 1956 an gegen Dejean gesponnen wurde, als Initiator beteiligt gewesen.

einhalb Jahre später zurück, und das KGB half ihm, bei TASS und später bei Radio Moskau unterzukommen.

Als Krotkow Kontakte zu Ausländern anknüpfte, interessierte sich das KGB für ihn, und er liess sich 1946 mit 28 Jahren willig in das Heer der Agenten einreihen. Seine literarische Karriere konnte er trotzdem fortsetzen. Dem KGB war sogar daran gelegen, dass er Erfolg hatte, denn je weiter er es brachte, desto nützlicher konnte er sein. Doch in Zukunft würde er sich nie mehr ganz vom KGB frei machen können.

Als Schriftsteller, Intellektueller und Freund der Familie Pasternak war Krotkow willkommener Gast in den Ausländerkreisen Moskaus. Dieser grosse, schlanke Mann mit der dunkelbraunen Künstlermähne und dem ausdrucksvollen Gesicht konnte auf englisch oder russisch verbindlich über Kunst, Geschichte und prominente sowjetische Persönlichkeiten plaudern. Er lernte bald, das Bedürfnis der Ausländer nach Kommunikation mit dem sowjetischen Volk auszunutzen.

Währenddessen hatte Krotkow den Auftrag, attraktive Mädchen zu finden, die das KGB auf Ausländer ansetzen konnte. Dafür kamen vor allem Schauspielerinnen in Frage, die er als Drehbuchautor kennenlernte. Das KGB bot ihnen verschiedene Vergünstigungen an: bessere Rollen, Geld, Kleider und ein gewisses Mass an Freiheit und Lebensfreude, das im sowjetischen Alltag so sehr fehlte. Die angeworbenen Mädchen hiessen im KGB-Jargon Schwalben. Bei einer Operation bewohnten sie meist ein sogenanntes Schwalbennest – zwei nebeneinanderliegende Einzimmerwohnungen. In der einen becircte das Mädchen den Ausländer, den es kompromittieren sollte; von der anderen aus zeichneten KGB-Techniker die Ereignisse auf Film und Tonband auf.

Zwei Tage nach der ersten Ankündigung der bevorstehenden Operation gegen Dejean liess Kunawin Krotkow zu sich kommen, um ihn in die Details einzuweisen. «Die eigentliche Zielperson ist der Botschafter», erklärte Kunawin, «aber uns interessiert auch der stellvertretende Luftwaffenattache, ein Oberst Louis Guibaud. Madame Dejean ist Ihre Aufgabe. Bekommen Sie sie unter Kontrolle; sie muss unser sein! Sie müssen sie ins Bett kriegen. Vergessen Sie vorerst den Botschafter. Während Sie sich um Madame Dejean kümmern, befassen sich andere mit ihm. Ist dann die Zeit reif, passt alles zusammen. Für uns ist günstig, dass Dejean sich wirklich bemüht, seine Sache gut zu machen. Er versucht, unter die Leute zu kommen, und seine Frau gibt sich Mühe, ihm dabei zu helfen. Er möchte Freunde gewinnen.» Kunawin begann zu lachen. «Na, wir werden ihm zeigen, wie freundlich unsere Mädchen sein können.»

Kunawin informierte Krotkow weiter über den Botschafter und Madame Dejean; dabei zitierte er mehrmals aus abgehörten Gesprächen. «Sie ist ge-

scheit», warnte Kunawin ihn. «Sie achtet ständig auf den Botschafter und versucht, ihn zu beschützen. Schon aus diesem Grund müssen wir eine Möglichkeit finden, sie zu beeinflussen.»

Wenige Tage später machte Kunawin Krotkow mit dem KGB-Agenten bekannt, der Ginette Guibaud, die Frau des stellvertretenden Luftwaffenattachés, verführen sollte: Mischa Orlow, ein von der Moskauer Jugend angehimmelter Schauspieler und Sänger. Der zigeunerhafte Riese Orlow wurde häufig als Verführer ausländischer Frauen eingesetzt. Erst vor Kurzem hatte das KGB ihm als Anerkennung für seine Erfolge bei Amerikanerinnen ein Appartement überlassen. An diesem dritten Treffen nahm auch der junge KGB-Leutnant Boris Tscherkaschin teil, der sich damals als ein Diplomat namens Karelin ausgab.

Eine Bootsfahrt zum Anwärmen

Einige Monate zuvor hatten Tscherkaschin und Orlow, die als Junggesellen auf einer Urlaubsreise auftraten, eine Gruppe französischer Ehefrauen zu einem Seebad am Schwarzen Meer verfolgt. Dort hatte Tscherkaschin «zufällig» Madame Dejean kennengelernt; jetzt begegnete er ihr in Moskau öfters bei offiziellen Anlässen. Nach Ansicht des KGB kannten die beiden sich inzwischen so gut, dass Orlow sie zu einem Ausflug mit Freunden einladen konnte. Dabei sollte Krotkow Madame Dejean kennenlernen. Sie nahm die Einladung an, nachdem sie mit ihrem Mann darüber gesprochen hatte. Ausserdem wollte sie Madame Guibaud und die Tochter eines anderen Attachés mitbringen.

Kunawin und Krotkow planten den Ausflug sorgfältig. Sie bestellten beim Milizstützpunkt am Chimki-Stausee ein schnelles Polizeiboot mit einem dicken Milizionär als Steuermann. Das Boot wurde gestrichen und eingerichtet, damit es weniger nach Polizei aussah. Wein, Käse, Obst und Gebäck wurden aus KGB-Läden bestellt, und ein erstklassiger Schaschlik lag zum Braten bereit.

Krotkow sah Madame Dejean zum erstenmal, als sie mit Madame Guibaud am Landungssteg eintraf. Ihr Haar leuchtete in der Sonne, und ihr zartes Gesicht erinnerte ihn an feinstes Porzellan. Sie schien mit Lippen und Augen zu lächeln. Sie war Anfang Vierzig, sehr schlank und verkörperte in jeder Beziehung die Aristokratin, als die das KGB sie ihm beschrieben hatte.

«Was für ein prächtiges Boot!» rief sie aus. «Gehört es Ihnen?»

Krotkow lächelte und antwortete mit einem Anflug von Vertraulichkeit: «Einer meiner Freunde hat einen leitenden Posten in der Sportverwaltung. Ich

habe ihm meinen Wagen für eine Urlaubsreise geliehen, deshalb war er mir einen Gefallen schuldig. Da ist er. Darf ich Sie jetzt an Bord führen?»

Als das Boot auf dem vom KGB festgelegten Kurs über den Stausee fuhr, machte Orlow Madame Guibaud den Hof, während Krotkow mit Madame Dejean plauderte.

Das Boot erreichte schliesslich eine einsame, hübsche Insel in der Nähe des Pestowkove-Stausees. Die Agenten und ihre französischen Gäste erforschten die Insel, badeten und genossen dann die KGB-Küche.

Die vom Wein und Cognac angeheiterte Gesellschaft lachte und sang auf der Rückfahrt. Der ziemlich beschwipste Orlow tanzte am Bug und erregte grosse Heiterkeit, als er beinahe über Bord fiel. Am Landungssteg sagte Madame Dejean: «Sie sind drei wackere russische Musketiere, und wir haben Ihnen für einen zauberhaften Ausflug zu danken. Ich möchte mich für Ihre Freundlichkeit revanchieren, wollen Sie nicht zu dem Empfang an unserem Nationalfeiertag kommen?»

Das KGB wertete diese Einladung als Triumph. Tscherkaschin, den die französische Sûreté während seines Parisaufenthalts als KGB-Offizier identifiziert hatte, gab vor, verhindert zu sein, aber Krotkow und Orlow sagten zu. Auf dem Empfang machte Madame Dejean sie sofort mit ihrem Mann bekannt, der sie in passablem Russisch begrüßte. Obwohl der Botschafter weder gross war noch sonderlich gut aussah, wirkte er mit seinen wachen blauen Augen, dem gesunden Teint und den grauen Schläfen selbstbewusst und energisch, ein Eindruck, der durch seine straffe Haltung noch verstärkt wurde. Im Lauf des Abends beobachtete Krotkow, wie Dejean und Chruschtschow, der Ehrengast, Champagner tranken und sich Witze erzählten, wobei sie sich gelegentlich lachend mit den Ellbogen anstiessen.

Während die Gäste sich um ein üppiges Büfett drängten, machte Ginette Guibaud die beiden Russen mit ihrem Mann bekannt, der sie in steifem, korrektem Englisch ansprach und sie eisig, fast verächtlich behandelte. Krotkow, der sich in seiner Gegenwart nicht wohl fühlte, kam zu der Erkenntnis, dass Guibaud keine leichte Beute für den KGB sein würde. Trotzdem endete der Abend mit einem Erfolg für Krotkow, denn Madame Dejean und Madame Guibaud nahmen eine Einladung zu einem weiteren Picknick in der nächsten Woche an.

Eine zweite Front wird eröffnet

Als die Beziehung zwischen Krotkow und Madame Dejean sich entwickelte, traf das KGB umfangreiche Vorbereitungen, um eine zweite Front im Kampf um den Botschafter zu eröffnen. Sie war das Kernstück des ganzen Plans, der

nur funktionieren konnte, wenn der für die gesamte Operation verantwortliche Mann in den Bekanntenkreis der Dejeans eingeschleust war: Generalleutnant Oleg Michailowitsch Gribanow, Chef der Zweiten Hauptverwaltung.

Der untersetzte, kahlköpfige Gribanow sah in seiner ausgebeulten Hose und mit der randlosen Brille wie ein durchschnittlicher sowjetischer Bürokrat aus. In Wirklichkeit war er jedoch ein scharfsinniger Denker und einer der sieben oder acht wichtigsten Männer des KGB. Für seine Erfolge bei Massenverhaftungen während des Ungarnaufstands von 1956 war Gribanow mit dem Orden für Verdienste um den Sozialismus ausgezeichnet worden. Sein brillanter, berechnender Verstand und seine beherrschende Persönlichkeit hatten ihm den Spitznamen «kleiner Napoleon» eingetragen.

Um die Dejeans irrezuführen, spielte Gribanow einen gewissen Oleg Michailowitsch Gorbunow, einen leitenden Beamten im Ministerrat. Er besorgte sich auch eine «Ehefrau», die KGB-Majorin Wera Iwanowna Andrejewa. Als nächstes arbeitete er einen komplizierten Plan aus, um die Dejeans durch seine Frau kennenzulernen, so als entwickle sich ihr Verhältnis ganz natürlich. Die Vorstellung übernahmen zwei prominente KGB-Agenten: Sergej Michalkow, Schriftsteller und Mitverfasser der sowjetischen Nationalhymne, und seine Frau Natalija Kontschalowskaja, eine beliebte Kinderbuchautorin. Auf einem diplomatischen Empfang präsentierten sie Wera als «Madame Gorbunowa, Übersetzerin im Kultusministerium und Gattin eines leitenden Beamten des Ministerrats».

Die mollige, mütterliche Wera sprach gut Französisch, da sie für das KGB in Frankreich gearbeitet hatte, und ihre schmeichelhaften Erinnerungen an Frankreich gefielen den Dejeans. Wera erwähnte oft ihren Ehemann und stellte ihn als einen mit Arbeit überhäuften Vertrauten der sowjetischen Führungsspitze hin, als einen Mann, dessen Bekanntschaft einem Botschafter nützen konnte. Deshalb nahmen die Dejeans bereitwillig eine Einladung zum Abendessen bei den Gorbunows an.

Damit die Gorbunows den Botschafter standesgemäß einladen konnten, beschlagnahmte das KGB eine geräumige Wohnung und richtete sie neu ein. Noch wichtiger war jedoch, dass Iwan Alexandrowitsch Serow, der damalige KGB-Vorsitzende, Gribanow-Gorbunow seine Datscha in Kurkino-Maschinko, etwa 23 Kilometer ausserhalb Moskaus, zur Verfügung stellte. In diesem geräumigen alten Landhaus wurden heitere Feste gefeiert, bei denen die Gorbunows den französischen Botschafter und seine Frau in einen interessanten Kreis von Schriftstellern, Künstlern, Schauspielern, Filmschauspielerinnen und «Beamten» einführten, die ohne Ausnahme KGB-Agenten oder «Schwalben» waren. Von Zeit zu Zeit machte Gribanow dem Botschafter im Vertrauen

nützliche kleine Mitteilungen, während Wera Madame Dejean mittels kurzer Reisen aufs Land daran gewöhnte, öfter von ihrem Mann getrennt zu sein.

Unterdessen bemühten sich Krotkow und die ihm unterstellten Geheimagenten weiter um Madame Dejean. Sie nannte ihn schliesslich «meinen besten russischen Freund», aber zu den Intimitäten, die das KGB wünschte, kam es nie. Und bei einem Mittagessen in Guibauds Wohnung trank Orlow so viel, dass er betrunken einschief und zu schnarchen begann. Die KGB-Mikrofone zeichneten diese Episode auf. Gribanow verfügte daraufhin ärgerlich, Orlow dürfe bei dieser Operation nicht mehr eingesetzt werden.

Gribanow stellt eine Falle

Anfang 1958, etwa eineinhalb Jahre nach Beginn der Belagerung, hatte noch keiner der ursprünglichen KGB-Pläne für die Verführung der Franzosen Erfolg gezeitigt. Aber die Freundschaft zwischen Krotkow und Madame Dejean war ein wichtiges Plus. Gribanow beschloss, sie auszunutzen, indem er Krotkow eine Falle für Dejean stellen liess.

Die Frau, die Gribanow für diese Aufgabe wählte, war Lydia Chowanskaja, eine vollbusige, sinnliche, rehägige geschiedene Frau Anfang Dreissig. Sie hatte in Paris, wo ihr früherer Mann Diplomat gewesen war, ausgezeichnet Französisch gelernt und bewegte sich völlig sicher auf dem gesellschaftlichen Parkett. Um sie mit Dejean bekannt zu machen, nutzte Gribanow den Wunsch der Franzosen nach besseren kulturellen Beziehungen aus. Er veranlasste, dass das Kultusministerium eine Sondervorführung des Ballettfilms *Giselle* ansetzte und den Botschafter dazu einlud – nach aussen hin, um ihm Gelegenheit zu geben, mit prominenten sowjetischen Filmleuten zusammenzukommen. Krotkow spielte den Zeremonienmeister und stellte die Liste sowjetischer Gäste zusammen, darunter auch Lydia Chowanskaja, Übersetzerin. Zur Dekoration bestellte das KGB noch ein halbes Dutzend Ballerinen des Bolschoi-Balletts, an der Spitze die berühmte Maja Plisezkaja.

Bei der Filmvorführung in einem alten Palais in der Gnesdnikowskij-Gasse sass Lydia neben Dejean. Während der Vorstellung lehnte sie sich mehrmals wie zufällig gegen ihn oder streifte sein Gesicht mit ihren Haaren, wenn sie ihm Kommentare zu dem Ballett zuflüsterte. Danach machte sie geschickt Krotkow Platz und beschränkte sich darauf, für Madame Dejean zu dolmetschen.

Drei Tage später rief Krotkow Madame Dejean an und brachte sie dazu, ahnungslos ein weiteres Treffen ihres Mannes mit Lydia zu arrangieren.

«Ich gebe am Freitagabend ein Essen», erklärte er. «Meine Freunde waren sehr beeindruckt vom Botschafter, und es wäre eine grosse Ehre für mich, wenn ich Sie beide dazu überreden könnte zu kommen.» Dann fügte er hinzu: «Ich habe übrigens mit einer sowjetisch-französischen Koproduktion begonnen, Marie-Claire. Der Film heisst *Dubrowskij*. Es würde mir bestimmt nützen, in Gesellschaft des Botschafters gesehen zu werden.»

«Oh, ich glaube sicher, dass er mit Vergnügen annehmen wird, Jurij», antwortete sie.

Das KGB liess den Hauptspeisesaal des Restaurants Praga reservieren und bewilligte 900 Rubel für das Diner. Obwohl dieser Abend Lydia Gelegenheit geben sollte, Dejean weiter zu bezaubern, boten Kunawin und Krotkow ihm zwei weitere Schwalben zur Auswahl an: Nadja Tscherednitschenko und Larissa («Lora») Kronberg-Sobolewskaja, beides hübsche, blonde Schauspielerinnen Ende Zwanzig. Krotkow kannte sie gut.

Eine halbe Stunde vor dem Essen plazierte Kunawin KGB-Offiziere im Restaurant, sie sollten die Gesellschaft überwachen und Störungen verhindern. Lydia, Nadja und Lora sahen hinreissend aus. Der Bühnenautor George Mdiwani, ein weiterer bekannter Schriftsteller in KGB-Diensten, sorgte durch witzige Trinksprüche, in denen er sich über den Sozialismus lustig machte, für eine respektlos frivole Atmosphäre. Dejean, der den erfahrenen und lebenswürdigen Diplomaten spielte, liess sich von dieser Stimmung anstecken und tanzte eifrig. Er genoss den Abend so, dass er die ganze Gesellschaft für die nächste Woche zum Abendessen einlud.

An diesem Abend waren die Dejeans so natürliche und charmante Gastgeber, dass Krotkow, Mdiwani und die drei Schwalben beinahe ihren Auftrag vergessen hätten. Die Dejeans freuten sich sichtlich, unter Russen zu sein, die sie für ihre Freunde hielten, und führten sie durch die mit kostbaren französischen Antiquitäten eingerichtete Residenz des Botschafters. Als sie nach einem opulenten Diner Champagner tranken, flirtete Dejean mit den schönen Russinnen. Aber Krotkow konnte nicht beurteilen, welche der drei die besten Erfolgsaussichten hatte.

«Lydia hat nach wie vor die besten Chancen», entschied Kunawin, nachdem er Krotkows Bericht gelesen hatte. «Wir müssen die zwei irgendwie allein zusammenbringen.»

Kurz danach lud Wera Madame Dejean ein, sie auf einer Reise zu begleiten. Dann rief Krotkow den Botschafter an. «Ein Künstler aus Georgien, Lado Gudiaschwili, ein alter Freund meiner Familie, hat im Augenblick hier eine Ausstellung», erklärte er ihm. «Er hat in Paris studiert und ist sein Leben lang ein grosser Frankreichverehrer gewesen. Jetzt ist er ein uralter Mann, dem Sie eine grosse Freude machen würden, wenn Sie sich am Sonntag die Ausstellung ansehen könnten.»

«Natürlich», antwortete Dejean. «Ich halte es geradezu für meine Pflicht zu kommen.»

Der Botschafter traf in seinem von einem KGB-Chauffeur gefahrenen schwarzen Chevrolet vor der Galerie ein. Als er von Krotkow und Lydia begrüsst wurde, akzeptierte er automatisch ihre Dienste als Dolmetscherin. Dejean machte dem greisen Maler, der lange in Ungnade gewesen war, weil seinen romantischen Bildern der sozialistische Realismus fehlte, grosszügige Komplimente.

Als Dejean gehen wollte, fragte Lydia: «Monsieur, würde es Ihnen viel ausmachen, mich zu Hause abzusetzen?»

«Es wäre mir eine Ehre», versicherte er ihr.

Als Lydia dann ausstieg, erkundigte sie sich scheinbar spontan: «Hätten Sie Lust, eine Tasse Kaffee bei mir zu trinken und zu sehen, wie eine gewöhnliche Sowjetbürgerin lebt?»

Als Dejean ihre Wohnung verliess, waren fast zwei Stunden vergangen, wie der Chauffeur sorgfältig notierte.

Am nächsten Morgen rief Krotkow Kunawin an. «Der Botschafter hat Lydia nach Hause gebracht», berichtete er.

Aber Kunawin hatte bereits mit Lydia gesprochen. «Ja, ich weiss. Sie hat's geschafft!» sagte er triumphierend.

Das KGB hatte keineswegs im Sinn, Dejean wegen seines Nachmittags mit Lydia zu erpressen. Vorerst ging es ihm nur darum, die Liaison zu fördern und den Botschafter davon zu überzeugen, er könne in Moskau ebenso unbekümmert eine Affäre mit einer schönen Frau haben wie in Paris, London oder Washington.

«Sieh zu, dass das Verhältnis allmählich enger wird», wies Kunawin Lydia an, «aber sei zunächst noch etwas zurückhaltend.»

Lydia führte ihren Auftrag fehlerlos durch. Auf Empfängen in der Botschaft, zu denen die Mitglieder von Krotkows Team immer öfter eingeladen wurden, behandelte sie den Botschafter freundlich, aber stets respektvoll. Sie schmeichelte sich bei Madame Dejean ein und war so gut mit ihr befreundet, dass die beiden sich bei jeder Begegnung umarmten, obwohl Lydia ihre Freundin mit deren Mann betrog.

Im Mai 1958 wurde die Operation gegen die Franzosen plötzlich noch wichtiger für das KGB, weil Sowjetagenten aus Paris berichteten, General de Gaulle werde höchstwahrscheinlich in wenigen Wochen französischer Präsident werden. Das KGB, das Dejean noch immer für einen Vertrauten de Gaulles hielt, war der Überzeugung, sein Aufstieg in verantwortliche Regierungspositionen sei jetzt gesichert. «Diese Operation war schon immer wichtig», erklärte Kunawin Krotkow begeistert. «Jetzt ist sie noch zehnmal wichtiger!»

Auf einer Gesellschaft in der Botschaft, zu der Krotkow im Juni eingeladen war, brachte Dejean Toasts auf de Gaulle und den neuen Aufstieg Frankreichs unter seiner Führung aus. Obwohl er nie über seine persönlichen Verbindungen zu dem General sprach, hatte er offenbar das Gefühl, de Gaulles Rückkehr bedeute auch für ihn eine neue Ära.

Das Ganze noch einmal von vorn

Krotkow erwartete nun, dass das KGB die Falle bald zuschnappen lassen würde. Deshalb war er sprachlos, als Kunawin ihm erklärte: «Wir müssen Lydia zurückziehen.»

«Was?» rief Krotkow aus.

«Das ist nicht ihre Schuld. Wir haben einen Fehler gemacht», antwortete Kunawin. «Für diese Operation brauchen wir einen Ehemann. Dejean muss glauben, dass seine Geliebte verheiratet ist, wenn unser Plan klappen soll. Bedauerlicherweise war Lydias Mann in Paris ziemlich bekannt, und in der französischen Botschaft gibt es ein paar Leute, die wissen, dass sie geschieden ist.»

«Verdammt, warum ist das niemandem vorher eingefallen?» fragte Krotkow aufgebracht.

«Es hat keinen Zweck, jetzt darüber zu jammern», wehrte Kunawin ab. «Entscheidend ist, dass wir noch mal von vorn anfangen müssen.»

Kunawin wies Lydia an, Dejean zu erklären, sie sei in nächster Zeit nicht in Moskau. Als Ersatz wählte Gribanow eine der anderen Schauspielerinnen aus, die der Botschafter bereits kannte: Larissa («Lora») Kronberg-Sobolews-kaja. Lora war die schönste KGB-Agentin – langbeinig, verführerisch, mit schönem Gesicht und bezauberndem Lachen. Nicht einmal dem KGB gelang es, ihr wildes, abenteuerlustiges Temperament ganz unter Kontrolle zu bringen. Sie hatte keine offizielle Aufenthaltsgenehmigung für Moskau, was bedeutete, dass sie nicht auf legale Weise zu einer Wohnung kommen konnte. Deshalb lebte sie mit jedem zusammen, der sie aufnahm, war ständig in Gefahr, ausgewiesen zu werden, und hatte eine Affäre nach der andern. Manchmal trank sie zuviel und erschien dann beschwipst oder nur halb bekleidet zu Filmaufnahmen.

Nach ihrer vom KGB ausgearbeiteten Lebensgeschichte war sie mit einem Geologen verheiratet, der den grössten Teil des Jahres zu Erschliessungsarbeiten in Sibirien war. Jetzt wies Gribanow sie an, ihren Mann Dejean gegenüber als brutal und pathologisch eifersüchtig hinzustellen.

«Diesmal musst du dich strikt an deine Anweisungen halten», ermahnte Gribanow Lora. «Du tust nichts, was wir nicht geplant und genehmigt haben, verstanden?»

Lora erwiderte lächelnd seinen Blick, als sie sagte: «Mir braucht niemand zu erzählen, wie man mit Männern umgeht.»

Gribanow beherrschte sich und machte ihr das Angebot, das Lora hoffentlich zur Vernunft bringen würde. «Wenn du dich an die Anweisungen hältst und Erfolg hast, beschaffe ich dir ein hübsches Appartement. Und du brauchst in Zukunft nicht mehr für uns zu arbeiten.»

Sobald Lydia angeblich abgereist war, erschien Lora wieder auf den Gesellschaften, die Krotkow für den Botschafter gab. Ende Juni, nach einem Mittagessen im Haus des pensionierten KGB-Obersten George Brjanzew, flüsterte Lora Krotkow ins Ohr: «Bring mich schnell ins Appartement! Der Botschafter will sich dort in einer Stunde mit mir treffen!»

Unterwegs fragte sie: «Jurij, was soll ich mit ihm anfangen?»

«Das ist eine lächerliche Frage», erwiderte Krotkow.

«Nein, das ist mein Ernst», sagte sie. «Oleg Michailowitsch hat mich davor gewarnt, irgendetwas ohne Genehmigung zu tun. Niemand hat mir gesagt, ich solle mich heute verabreden. Die Idee ist erst beim Mittagessen aufgetaucht, und ich habe diese Chance nützen wollen.»

«Gut, wir rufen vom Appartement aus an», entschied Krotkow. Er versuchte, von Loras KGB-Appartement aus Kunawin, Wera oder Gribanow zu erreichen, aber alle drei waren irgendwo unterwegs.

«Ich habe alle angerufen», sagte er. «Ich weiss nicht, was ich noch tun könnte.»

Lora begann zu lachen. «Gehe ich mit ihm ins Bett oder nicht? Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass die Antwort darauf von jemand anderem als mir abhängt.»

«Tu es, Lora», entschied Krotkow.

Ein Bad im Teich und Prügel in der Wohnung

An diesem Nachmittag begann Dejean eine Affäre, die leidenschaftlicher war als die Liaison mit Lydia. Lora, die Liebe verschenkte, weil sie hoffte, Liebe zu finden, nahm ihn völlig gefangen. Und als Madame Dejean zu einem Urlaub nach Hause flog, beschloss Gribanow, durch Lora in die Tat umzusetzen, was das KGB zwei Jahre lang geplant hatte.

Das KGB hielt Lora etwa zehn Tage von Dejean fern, um ihn anzuheizen. Gribanow holte einen muskulösen KGB-Schläger, einen Tataren namens Mischa, nach Moskau und rief Kunawin aus dem Urlaub zurück. Spezielle Überwachungsteams wurden alarmiert, und KGB-Techniker installierten in dem Appartement neben Loras Wohnung Funkgeräte. Dann rief Krotkow Dejean an.

«Herr Botschafter, ich habe Ihrer Frau versprochen, während ihrer Abwe-

senheit für Ihre Unterhaltung zu sorgen», begann er. «Was halten Sie davon, wenn wir morgen ein Picknick veranstalten? Ich bringe eine Dame mit, mit der ich gut befreundet bin, und Lora und ...» Krotkow brauchte nicht weiterzureden. Als er Lora erwähnte, sagte Dejean sofort zu.

Während der Botschafter sich auf ein weiteres Rendezvous mit Lora freute, versammelte Gribanow seine Mannschaft in einer Suite des Hotels Metropol. Anwesend waren Kunawin, Lora, Wera und mehrere andere KGB-Offiziere. «Ich will, dass ihr ihn windelweich schlagt», wies er Kunawin und Mischa an. «Jagt ihm Angst ein! Aber ich warne euch, wenn er einen einzigen blauen Fleck im Gesicht hat, lasse ich euch beide einsperren! Und das gleiche gilt für dich, Lora, wenn er nicht um 5 Uhr in deiner Wohnung ist. Diesmal muss alles genau nach Plan laufen.»

Am nächsten Morgen fuhren Krotkow und seine «gute Freundin» Alla Golubowa aufs Land hinaus, und Dejean folgte ihnen mit Lora in einem zweiten Wagen. Beide Fahrzeuge wurden ständig vom KGB beobachtet. Krotkow hielt schliesslich bei einem einsamen kleinen Wäldchen an einem sanften Hang über einem Bach.

Während des Picknicks spielte Lora ihre Rolle als Verführerin so ausgezeichnet, dass Alla Krotkow zuflüsterte: «Der Botschafter starrt sie an wie die Katze den Sahnetopf.»

Kilometer von ihnen entfernt empfangen Gribanow, Kunawin und Mischa über Funk die Berichte der in den Wäldern lauernden KGB-Agenten. Mischa, Loras «Ehemann», und Kunawin, sein «Freund», waren mit Nagelschuhen und Rucksäcken als Geologen ausgestattet.

Gegen 3 Uhr nachmittags schlug Krotkow vor, es sei allmählich Zeit, nach Moskau zurückzufahren. Er dachte dabei an den strikten Zeitplan, der eingehalten werden musste. Etwa 15 Kilometer vor der Stadtgrenze sah er im Rückspiegel, dass der Wagen des Botschafters hielt. Er bremste, stieg aus und lief zu Dejean zurück. «Was ist los?»

«Alles in Ordnung», versicherte Dejean lächelnd. «Lora ist nur eingefallen, dass sie in dem Teich dort drüben schwimmen möchte.»

Krotkow war wütend und verzweifelt zugleich. Er beherrschte sich mühsam, als er sich an Lora wandte. «Mein liebes Kind», fragte er, «warum sollte ein so schönes Mädchen in einem so schmutzigen Tümpel baden wollen?»

Aber Lora, die bei dem Picknick zuviel Wein getrunken hatte, lachte nur und begann sich auszuziehen.

Die Meldung von ihrer Laune, die ein Verfolgerwagen über Funk weitergab, brachte Gribanow in Wut. Er stürmte durch das Appartement und rief: «Diese Hure! Ich hab doch gewusst, dass wir sie nicht hätten nehmen sollen!»

Lora hatte keinen Badeanzug, deshalb schwamm sie in ihrer Unterwäsche und sah bei jedem Auftauchen mehr als nackt aus. «Wir müssen den Botschafter f ortschaffen, bevor er einen Herzanfall bekommt!» flüsterte Alla Krotkow zu.

Die Erregung, die Lora durch ihren Aufzug beim Botschafter hervorrief, machte den Zeitverlust reichlich wett. Sobald sie das «Schwalbennest» in der Ananjewskij-Gasse erreicht hatten, zog Dejean sie in die Arme. «Maurice, ich muss dir noch etwas erzählen», sagte Lora. «Ich habe ein Telegramm von meinem Mann bekommen. Er kommt morgen nach Hause.»

Gribanow hörte das Gespräch in Loras Appartement mit und wartete ungeduldig auf das Stichwort für Mischa und Kunawin. «Warum sagt sie's nicht?» murmelte er immer wieder. Schliesslich benutzte Lora das Codewort Kiew. Im nächsten Augenblick liefen Mischa und Kunawin zur andern Wohnung hinüber, und Mischa schloss die Tür auf.

«Mein Mann!» kreischte Lora.

«Das ist doch nicht zu glauben!» brüllte Mischa. «Ich fliege den ganzen Tag, um ein paar Stunden früher bei dir zu sein, und was finde ich hier?»

«Mischa, bitte», flehte Lora. «Er ist ein Botschafter!»

«Mir ist völlig gleich, wer er ist!» brüllte Mischa. «Dafür hat er eine Abreibung verdient!»

Mischa und Kunawin fielen jetzt über Dejean her und verprügelten ihn. Kunawin, der ohnehin alles Französische hasste, war mit Begeisterung bei der Sache. Auch Lora wurde geohrfeigt und herumgestossen.

Lora spielte ihre Rolle ausgezeichnet. «Aufhören!» schrie sie schluchzend. «Ihr bringt ihn ja um! Er ist der französische Botschafter!»

Schliesslich hielt Kunawin wie geplant Mischas Arm fest, als wolle er ihn zurückhalten. «Hör zu», sagte er, «wenn er wirklich ein Botschafter ist, hören wir lieber auf.»

«Also gut, also gut», stimmte Mischa, noch immer Wut vortäuschend, zu. «Aber damit ist der Fall noch nicht erledigt. Ich zeige den Kerl an. Ich bin nur ein einfacher Sowjetbürger, aber bei uns gibt's schliesslich Gesetze. Wenn Sie wirklich ein Botschafter sind, Sorge ich dafür, dass Sie ausgewiesen werden. Die ganze Welt soll erfahren, was für ein Schweinehund Sie sind!»

Unter weiteren Drohungen zog Dejean sich so würdevoll wie möglich an und verschwand. Auf dem Rücksitz seiner Limousine brach er fast zusammen und murmelte: «Zur Botschaft.» Der Chauffeur beobachtete im Rückspiegel, wie Dejean das Gesicht in den Händen verbarg.

Die Szene im Appartement erinnerte jetzt an den Umkleideraum einer Mannschaft, die eben Weltmeister geworden ist. Während Champagner in den Gläsern perlte und auf den Teppich schäumte, gratulierten Kunawin und Mi-

Wanzen und Minispione I

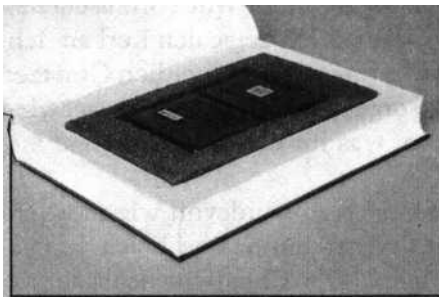


Das als Füllhalter getarnte drahtgebundene Mikrofon nimmt ein Gespräch auf und gibt es über das Mikrofonkabel an das Aufzeichnungsgerät weiter.

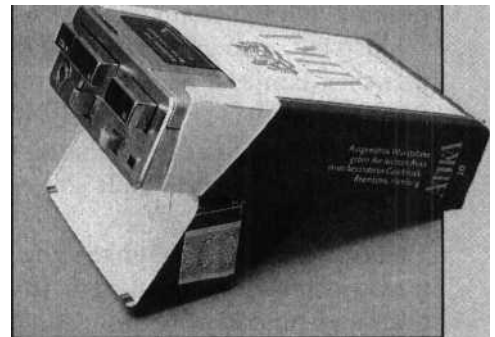
Auch der Knopf ist kein Sender, sondern ein Mikrofon, das allerdings sehr unauffällig an der Kleidung getragen werden kann.

Wenn man Gespräche unerlaubterweise abhört, bezeichnet man das als einen Lauschangriff, den Versuch, sich davor zu schützen, als Lauschabwehr. Die moderne Mikroelektronik macht es möglich, dass die Geräte, die man dafür verwendet, sehr klein sind. Bei Lauschgeräten unterschei-

det man zwischen drahtgebundenen und drahtlosen Abhöranlagen. Die drahtgebundenen bezeichnet man als Telefonsender oder Wanzen, die drahtlosen Anlagen als Mikrofonsender oder Minispione. Eine drahtgebundene Wanze wird über das Licht- oder Telefonnetz mit Strom versorgt.



Die in dem Buch (links) und der Zigarettenschachtel untergebrachten Kleinsttonaufzeichnungsgeräte ermöglichen es, auch über einen längeren Zeitraum hinweg unauffällig Gespräche aufzunehmen. Zu



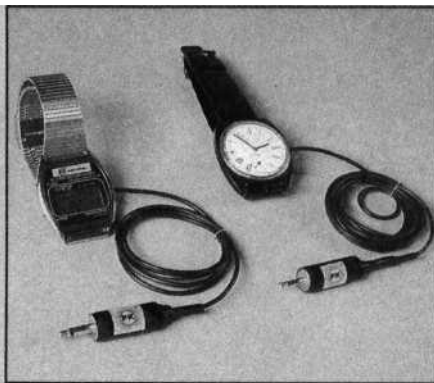
diesen Minigeräten verwendet man kleine Spezialmikrofone, die über einen Draht mit dem Recorder verbunden werden. Das Gerät in der Zigarettenschachtel (Abbildung rechts) arbeitet als Stereogerät.



Die Leistungsfähigkeit des in den Füllhalter eingebauten Mikrofons ist so gross, dass man ihn auch in der Innentasche der Jacke tragen könnte. Das Verbindungskabel zwischen Füller und dem in der Jacke versteckten Ibaufzeichnungsgerät (siehe unten) darf nicht zu sehen sein.



Dieses Knopflochmikrofon wird unter der Krawatte versteckt getragen. Das Kabel führt unter dem Hemd zu einem Minirecorder in der Hosentasche.



Bei Armbanduhren, die als Lauschgeräte getarnt sind, müssen die Kabel sehr sorgfältig angebracht werden, damit der Gesprächspartner die Verkabelung nicht bemerkt. Die Stromversorgung befindet sich im Stecker.



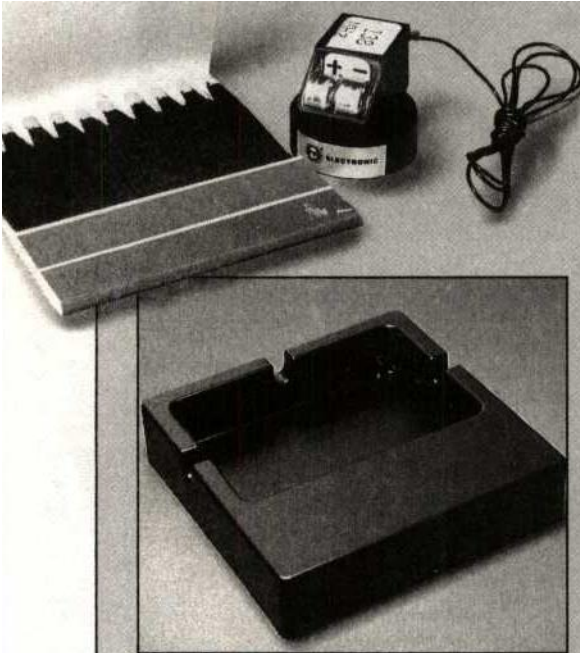
Dieser Aktenkoffer hat es in sich. Er enthält gleichzeitig Mikrophon, Aufzeichnungsgerät und Batterien zur Stromversorgung. Mit dieser Anlage kann man auch längere Gespräche störungsfrei aufzeichnen.

Wanzen und Minispione II

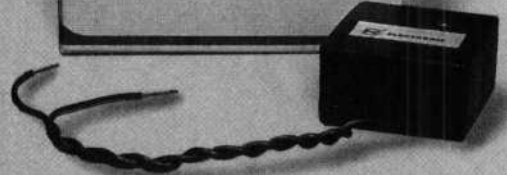
Drahtlose Anlagen lassen sich besser tarnen, und man kann sie ausserdem unauffälliger anbringen. Dafür ist es schwieriger, sie mit Strom zu versorgen. Obwohl moderne Geräte nur wenig Strom verbrauchen, ist der Einsatz nur begrenzt möglich und der Batteriewechsel ein ständiges Problem. Dazu kommt, dass bei der geringen Spannung die Reichweiten, die zur Verfügung stehen, erheblich kürzer sind als bei drahtgebundenen Anlagen.

Art und Ort des Einsatzes entscheiden also darüber, ob man eine Wanze oder einen Minispion verwendet.

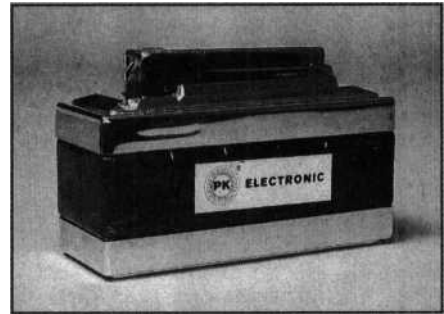
Das Streichholzbriefchen enthält Mikrofon, Sender und Antenne zum Abstrahlen der aufgenommenen Gespräche. Daneben das Ladegerät für die Batterie.



Dieser Aschenbecher – der völlig harmlos auf einem Konferenztisch herumstehen kann – ist so geräumig, dass er genügend Platz für ein grösseres Stromversorgungsteil bietet.



Beliebt ist auch der Einbau von Lauschgeräten in Zigarettschachteln. Sie wirken unverfänglich, und man kann sie überallhin mitnehmen und sichtbar ablegen.



Wo Zigaretten sind, dürfen Feuerzeuge nicht fehlen. Deshalb sind auch sie ein beliebtes Versteck für Lauschgeräte.

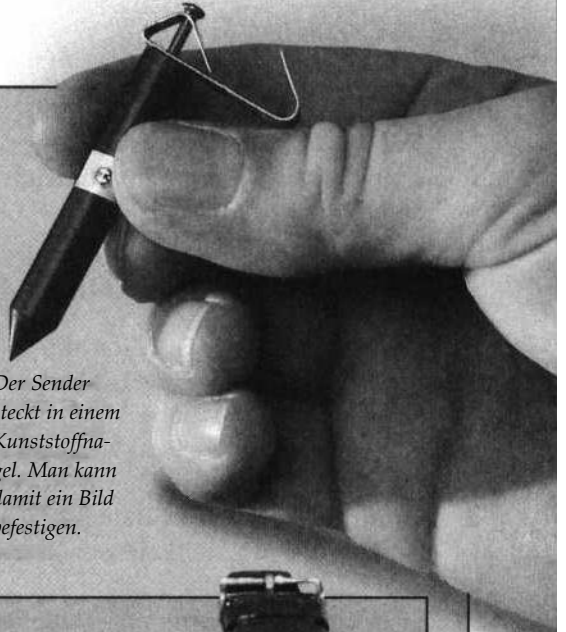


Diese Glühbirne bietet den Vorteil, dass sie recht unauffällig wirkt und problemlos installiert werden kann. Dazu kommt ausserdem, dass gleichzeitig die Stromversorgung aus dem Netz sichergestellt ist.

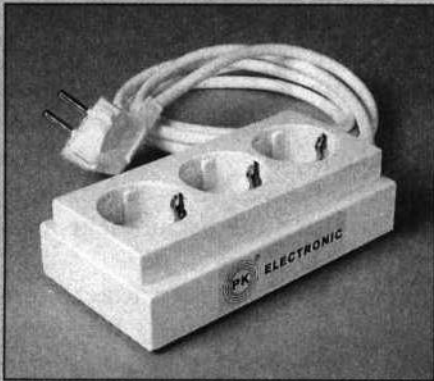


Um die von Wanzen aufgenommenen Gespräche aufzeichnen zu können, braucht man einen Spezialempfänger, der in der Nähe installiert ist.

Der Sender steckt in einem Kunststoffnagel. Man kann damit ein Bild befestigen.



Lauschgeräte, die in Uhren untergebracht sind, kann man tragen, ohne Verdacht zu erregen. Für Strom sorgt die Versorgungsbatterie der Uhr.



Ein Miniatursender lässt sich auch in dieser harmlos anmutenden Tischsteckdose verbergen. Man braucht keine Batterien, denn der Sender erhält seine Energie direkt aus dem Netz.



Auch diese Taschenrechner sind so gross, dass man eine hochwertige Lauschanlage mit einem leistungsstarken Sender einbauen kann. Die Gerätebatterie übernimmt die Stromversorgung.

scha sich gegenseitig. Sie lachten schallend, während sie den von allen Seiten zusammenströmenden KGB-Agenten vorspielten, was sich ereignet hatte.

Das KGB als Freund und Helfer

Dejean erschien pünktlich um 8 Uhr abends in Serows Datscha, wo er zum Abendessen eingeladen war. Dort erwartete ihn ein freundlicher Gastgeber – der gleiche Mann, der vor drei Stunden im Hintergrund dafür verantwortlich gewesen war, dass der Botschafter verprügelt und gedemütigt wurde. Tage zuvor hatte Gribanow in seiner Rolle als Gorbunow diese Termine sorgfältig aufeinander abgestimmt. Das KGB wollte Dejean gleich eine Möglichkeit geben, die Hilfe zu erbitten, die er jetzt so verzweifelt brauchte.

Beim Abendessen verriet der Botschafter nichts von dem, was passiert war, obwohl ihm jede Bewegung weh tat. Am späten Abend nahm er Gorbunow jedoch beiseite und sagte endlich: «Ich bin in eine dumme Sache hineing geraten. Ich brauche Ihre Hilfe.» Dann berichtete er von seiner Affäre mit Lora und den Ereignissen dieses Nachmittags.

«Eine schlimme Sache», bestätigte Gorbunow. «Der Ehemann hat das Gesetz auf seiner Seite. Wenn er Sie anzeigt, gibt es einen ziemlichen Skandal.»

«Ich wäre Ihnen sehr dankbar für alles, was Sie tun könnten», sagte Dejean.

«Ich tue mein Bestes», versicherte Gorbunow ihm. «Aber ich will ganz ehrlich sein: Ich weiss nicht recht, ob es uns gelingen wird, das zu vertuschen.»

Gribanow liess Dejean einige Tage lang zappeln. Er berichtete, bisher seien alle Versuche, den Ehemann umzustimmen, fehlgeschlagen. Alles sei noch in der Schwebe. Aber dann konnte er den Botschafter endlich beruhigen. «Das war nicht leicht, aber ich glaube, es ist uns gelungen, den Mann zu überreden, im Interesse der sowjetisch-französischen Beziehungen den Mund zu halten», sagte er. «Falls er sich die Sache nicht noch anders überlegt, kann uns nichts mehr passieren.»

Das KGB zeichnete Kunawin mit einem weiteren Orden Roter Stern aus und arrangierte zu Krotkows Ehren ein ungewöhnliches Diner in einem Nebenzimmer des Restaurants Aragwi. Mehrere KGB-Generale feierten zusammen mit Kunawin und Krotkow den bisherigen Erfolg des Projekts Dejean. Nach dem Essen stand einer der Generale auf und sagte: «Diese Operation gehört zu den brilliantesten, die je von den Organen der Staatssicherheit durchgeführt worden sind.»

Inzwischen hatten alle massgeblich Beteiligten die Tragweite der KGB-Verschwörung gegen den Botschafter erfasst. Das Geheimnis, das Gribanow mit Dejean teilte, wirkte als besonderes Band zwischen den beiden Männern. Der Botschafter war dem General aufrichtig dankbar und fühlte sich ihm verpflichtet. Das KGB konnte warten, bis Dejean die hohe Position in Paris bekleidete, die er voraussichtlich erreichen würde, bevor es eine Gegenleistung von ihm verlangte. Aber selbst dann hatte es keine primitive Erpressung vor, sondern Gribanow würde Dejean nur seinerseits um einen Gefallen bitten. Sobald der Botschafter einmal im Interesse einer fremden Macht tätig geworden war, konnte er sich schlecht gegen weitere Aufträge sträuben, bis eines Tages der Punkt erreicht war, an dem es kein Zurück mehr gab.

Vorerst sah die KGB-Strategie nur vor, dass Gribanow seine Freundschaft mit Dejean festigte. Je freundschaftlicher ihr Verhältnis wurde, desto leichter war Dejean in Paris ansprechbar. Um den Botschafter bei guter Laune zu halten, beorderte Gribanow Lydia nach Moskau zurück. «Dejean lebt nicht gern von Fastenkost», stellte Kunawin Krotkow gegenüber fest. Das «Ehepaar» Gorbunow-Gribanow lud die Dejeans noch grosszügiger ein als früher. Sie nahmen sie in eine staatseigene Datscha am Schwarzen Meer mit und begleiteten sie auf einer zweiwöchigen Reise durch Ostseegebiete, die normalerweise für Ausländer gesperrt waren.

Gribanow erwähnte die Affäre mit Lora nie wieder. Der Botschafter ahnte seinerseits nicht, dass sein guter Freund Gorbunow, dessen Rat er suchte und zu dem er Vertrauen hatte, in Wirklichkeit der kommandierende General der Zweiten Hauptverwaltung des KGB war. Er wusste auch nicht, dass Lydia eine KGB-Agentin war, die alles, was er tat und sagte, dem KGB meldete. Deshalb war es verständlich, dass Dejean mit seinen russischen Freunden über die Ansichten, Persönlichkeiten und Gespräche anderer westlicher Diplomaten in Moskau sprach.

Da Gribanow sich nicht ständig um Dejean kümmern konnte, wählte er Alexej Sunzow, einen weltmännischen, eleganten KGB-Offizier, dazu aus, ihm bei der Überwachung des Botschafters zu helfen. Als Dejean 1960 nach Paris flog, um an der Gipfelkonferenz teilzunehmen, kam Sunzow mit, und er kümmerte sich auf Moskauer Empfängen, zu denen Gribanow nicht selbst gehen konnte, um den Botschafter.

Ein Opfer der KGB-Machenschaften

Unterdessen versuchte eine ganze Gruppe von KGB-Agenten unablässig, sich an Dejeans Untergebene in der Botschaft heranzumachen. Viele Fallen wurden vorbereitet, obwohl das KGB sich meist keine begründeten Hoffnungen auf



Dejean im Juni 1962 (oben). Zum Botschaftspersonal in Moskau gehörte auch Oberst Louis Guibaud (rechts). Das KGB zog ihn – wie Dejean – in eine Frauenaffäre hinein und versuchte dann, 1962, ihn zu erpressen. Daraufhin beging Guibaud Selbstmord.

Erfolg machen durfte. Krotkow erhielt beispielsweise den Auftrag, eine französische Codeexpertin zu verführen, aber sie weigerte sich, ihn überhaupt zu sehen. Trotzdem überwachte und bespitzelte das KGB das Botschaftspersonal weiter, versuchte, irgendwo eine schwache Stelle zu finden – und entdeckte sie im Sommer 1961 tatsächlich.

Oberst Louis Guibaud und seine Frau Ginette, die zu Beginn der Operation Dejean Zielpersonen gewesen waren, hatten 1958 Moskau verlassen. Aber sie waren zurückgekommen, weil Guibaud erneut hierher abkommandiert worden war. Aus abgehörten Gesprächen, die die beiden in ihrer Wohnung führten, ergab sich bald, dass sie häufig Streit hatten. Für das KGB war das praktisch eine Aufforderung, etwas zu unternehmen.

Das KGB ging wie bei Dejean vor: Es brachte Oberst Guibaud nacheinander mit verschiedenen Frauen zusammen, bis es einer von ihnen gelang, ihn zu verführen. Diese Affäre gedieh bis zum Frühsommer 1962, als Guibaud Besuch von drei Männern in Zivil erhielt. Sie waren höflich, kamen aber sofort zur Sache und breiteten eine ganze Sammlung von Fotos vor ihm aus, die seine Liaison belegten. Dann stellten sie ihn brutal vor die Wahl: geheime Zusammenarbeit mit dem KGB oder öffentliche Blossstellung.

Ginette spürte, dass ihr Mann schwere Sorgen hatte. Als er am 30. Juli zur

Arbeit fahren wollte, war sie plötzlich so besorgt, dass sie hinter ihm herlief. Aber bevor sie ihn aufhalten konnte, fuhr er davon in sein Büro in der Nähe der Botschaft. Ginette zögerte noch und lief dann auf die Strasse, um ein Taxi zu suchen.

Etwa 20 Minuten später wurde Dejean in der Botschaft angerufen. «Hier ist ein Unfall passiert», meldete eine Stimme. «Oberst Guibaud ist verletzt.» Dejean, der sofort spürte, dass etwas Aussergewöhnliches geschehen war, verlangte scharf: «Sagen Sie mir, was passiert ist! Ich muss es wissen.»

«Oberst Guibaud ist tot.»

Als Dejean eintraf, lag der Oberst hinter seinem Schreibtisch in einer Blutlache auf dem Boden, neben ihm ein Revolver. Drei russische Sanitäter standen schweigend um ihn herum. Ginette kniete schluchzend an der Seite ihres toten Mannes und streichelte sein Gesicht.

Einige Stunden lang verursachte die Meldung von Guibauds Selbstmord fast eine Panik in der Zweiten Hauptverwaltung, so gross war die Angst, Guibaud könnte die KGB-Machenschaften in einem Abschiedsbrief aufgedeckt haben. Sobald feststand, dass das nicht der Fall war, setzte das KGB in diplomatischen Kreisen das Gerücht in Umlauf, Oberst Guibaud habe sich wegen Depressionen erschossen.

Ginette verliess Moskau mit der Leiche ihres Mannes, der lieber gestorben war, als sich vom KGB erpressen zu lassen. Und das KGB setzte seine gewohnten Operationen gegen die Botschaft fort.

Der Westen wird informiert

Inzwischen waren alle Beteiligten davon überzeugt, dass die Anwerbung Dejeans gelingen würde. Wera und selbst Gribanow bezeichneten ihn offen als «unseren Freund». Wera äusserte sich zuversichtlich über die grossen Erträge der bisherigen Investitionen, die zu erwarten seien, sobald Dejean eine leitende Position in Paris übernommen habe. In Wirklichkeit war dieser meisterhaft ausgearbeitete und über Jahre hinweg vorangetriebene Plan jedoch zum Scheitern verurteilt, denn Jurij Wassiljewitsch Krotkow hatte beschlossen, ihn dem Westen zu verraten.

Für Krotkow war Oberst Guibauds Tod kein Selbstmord, sondern Mord. Er zwang ihn zu seiner Entscheidung, um die er schon seit Monaten rang: dieses Leben, das aus Lohnschreiberei, täglichem Betrug und geistiger Verwahrlosung bestand, aufzugeben. Er begann insgeheim, seine Erlebnisse als KGB-Agent aufzuzeichnen und auf Mikrofilm aufzunehmen. Gleichzeitig suchte er eine Möglichkeit, aus der Sowjetunion zu fliehen.

Am 2. September 1963 landete er mit einer sowjetischen Reisegruppe von Schriftstellern und Künstlern in London. Elf Tage später verliess Krotkow das

schäbige Londoner Hotel, in dem die Delegation untergebracht war, drängte sich auf der Bayswater Road durch die Menge und verschwand. Am selben Abend wurde er unter strenger Bewachung zum erstenmal von englischen Nachrichtenoffizieren vernommen. Krotkows Enthüllungen verblüfften die Engländer; sie zogen bald einen hohen französischen Kollegen hinzu. Nach kaum zwei Stunden war der Franzose so besorgt, dass er nach Paris zurückflog, wo er bis zu einem persönlichen Mitarbeiter de Gaulles vordrang. Wenig später erteilte General de Gaulle selbst den Befehl, rücksichtslos die ganze Wahrheit festzustellen.

Die Engländer informierten die Franzosen und Amerikaner über Krotkows Enthüllungen, weil diese für alle drei Nationen ernste Sicherheitsfragen aufwarfen. Sagte Krotkow die Wahrheit? War das KGB mit Dejean vielleicht schon viel weiter, als Krotkow wusste? Oder war Krotkow in Wirklichkeit noch immer ein KGB-Agent, der den Auftrag hatte, Misstrauen zwischen den Alliierten zu säen und ihre Aufmerksamkeit von wichtigen Sowjetspionen abzulenken, indem er einen Unschuldigen verdächtigte?

Die Pariser Zeitung *Le Monde* berichtete am 9. Februar 1964 in einer kurzen Meldung, dass Botschafter Maurice Dejean aus der Sowjetunion zurückkehren werde. Weiter hiess es, der Abschied vollziehe sich «in herzlicher Atmosphäre, die zum Teil auf die guten persönlichen Beziehungen zurückzuführen ist, die M. Dejean in den acht Jahren seiner Moskauer Tätigkeit zu führenden Männern in der Sowjetunion anknüpfen konnte». Da der Botschafter so lange in Moskau gewesen war, wirkte der Wechsel völlig normal.

Nach Dejeans Rückkehr unterzogen ihn französische Geheimdienstler einem tagelangen, eingehenden Verhör. Sie analysierten alle seine Berichte aus Moskau. Sie vernahmen seine Mitarbeiter, Madame Guibaud und zahlreiche andere Personen, die Krotkow erwähnt hatte.

Nachdem der französische Nachrichtendienst alle Informationen ausgewertet hatte, kam er zu dem Schluss, Krotkows Darstellung sei in den wesentlichen Punkten richtig. Er fand jedoch keinen Hinweis darauf, dass Dejean sich Frankreich gegenüber jemals illoyal verhalten hatte. Das KGB hatte Dejeans Einfluss bei de Gaulle weit überschätzt. Indem es darauf wartete, dass Dejean eine hohe Position erreichte, die de Gaulle in Wirklichkeit niemals für ihn vorgesehen hatte, verpasste das KGB sogar die Gelegenheit, den Botschafter wenigstens in beschränktem Mass auszunützen.

Die Engländer, unter deren Schutz Krotkow noch stand, wurden über dieses Ergebnis informiert. Sie mussten nun entscheiden, was mit Krotkow geschehen sollte, der leidenschaftlich erklärte, er habe seine Heimat aufgegeben, um

durch tätige Reue für seine Schuld zu büßen. Aber die Experten westlicher Nachrichtendienste schrakten vor den möglichen Auswirkungen dieser wahren Geschichte zurück.

In Paris waren KGB-Agenten ständig bemüht, in de Gaulle alte Ressentiments wachzurufen, die noch aus der Zeit des Krieges stammten, als seine Beziehungen zu den Anglo-Amerikanern schwierig gewesen waren. Während Krotkow in London aussagte, versuchte das KGB, den General davon zu überzeugen, die Amerikaner und Engländer hätten sich noch immer gegen ihn verschworen.

Die Briten fürchteten, de Gaulle könnte die Freigabe von Krotkows Geschichte als Versuch missdeuten, ihn durch einen Freund in einen Skandal zu verwickeln. Deshalb nahmen sie Krotkow das Versprechen ab zu schweigen.

In Paris studierte de Gaulle den Abschlussbericht des französischen Nachrichtendienstes und bestellte dann seinen alten Freund zu sich. Er schob seine Brille hoch, warf ihm einen missbilligenden Blick zu und entliess ihn mit dem einzigen Satz: «So so, Dejean, man hat's also mit den Frauen!» (*Eh bien, Dejean, on couche!*)

Wie es weiter ging

Lora bekam ihre kleine Wohnung und heiratete später einen ihrer Liebhaber.

Kunawin wurde noch vor Krotkows Flucht wegen Trunkenheit und Unterschlagung vom KGB entlassen. Gribanow sorgte später für ihn, indem er ihn zum Direktor eines Intourist-Hotels mit besonderer Einrichtung zur Bespitzelung von Ausländern machte.

Gribanow, der meisterhafte Fallensteller, tauchte wieder im KGB unter, und Gorbunow, der Mann, als den er sich ausgegeben hatte, verschwand spurlos.

Dejean zog sich in seine Luxuswohnung an einem Pariser Boulevard zurück. Er weigerte sich, offiziell zu seinen Moskauer Erlebnissen Stellung zu nehmen. Aber er wurde Präsident der Franko-sowjetischen Gesellschaft für industrielle Zusammenarbeit und reiste gelegentlich wieder nach Moskau.

Krotkow schrieb ein Buch über das Leben in der Sowjetunion, verzichtete aber darauf, seine Arbeit für das KGB zu erwähnen. 1969 lud ihn der amerikanische Unterausschuss für Innere Sicherheit ein, in Washington vor diesem Gremium des US-Senats über Operationen gegen Dejean und andere auszusagen. Danach lebte er als Schriftsteller in den Vereinigten Staaten.



Gordon Arnold Lonsdale – in Wahrheit KGB-Major Molody

Ein Charmeur mit vielen Freunden

Ronald Seth

Einem Major des sowjetischen KGB, Konon Trofimowitsch Molody, gelang es, unter dem Namen Gordon Arnold Lonsdale jahrelang als erfolgreicher kanadischer Geschäftsmann unentdeckt in England zu leben. Während dieser Zeit leitete er vermutlich ein ganzes Agentennetz, dessen genaues Ausmass man nie erfahren hat. Er verschaffte sich vor allem Informationen über die britische Unterwasserabwehr. 1964 wurde er gegen den britischen Geschäftsmann Greville Wynne ausgetauscht. Sechs Jahre später starb er, erst 48jährig, in Moskau.

Am 3. März 1955 legte der Überseedampfer *America* der United States Lines in Southampton an. Unter den Passagieren, die an Land gingen, war Gordon Arnold Lonsdale. Da er einen kanadischen Pass besass, wurde er von den Kontrollbeamten nicht sehr gründlich überprüft. Von Southampton fuhr Lonsdale mit der Bahn nach London, wo er in einem Hotel abstieg.

Zunächst verhielt er sich wie ein gewöhnlicher Tourist; er sah sich Sehenswürdigkeiten, Museen und Kunstgalerien an, schoss mit einer teuren Kamera Dutzende von Fotos und kaufte Souvenirs. Überdies besuchte Lonsdale regelmässig die Overseas League. Für einen Touristen war das nichts Aussergewöhnliches, aber in seinem Fall hatte es eine besondere Bedeutung. Die Overseas League war eine Art Club, der seinen Mitgliedern komfortable Aufenthaltsräume und Schreibzimmer sowie ein erstklassiges Restaurant bot und dessen Informationsdienst Besuchern aus dem Ausland mit Rat und Tat zur Seite stand.

Lonsdale nahm nicht nur die Einrichtungen des Clubs in Anspruch, sondern legte auch alles darauf an, sich mit den Vorstandsmitgliedern anzufreunden. Diskret gab er ihnen zu verstehen, dass er über ausreichende Geldmittel ver-

füge, und sie hatten keinerlei Grund zu argwöhnen, dass Lonsdale nicht der echte, rechtschaffene Kanadier war, als den er sich ausgab.

Im Mai zog er aus dem Hotel in ein luxuriöses möbliertes Appartement um. Die Verwaltung des Appartementhauses hatte Referenzen verlangt, und da Lonsdale inzwischen das Vertrauen der Vorstandsmitglieder des Clubs gewonnen hatte, waren diese nur allzugern bereit gewesen, ihm den Gefallen zu erweisen.

Auf sein Verlangen hin bekam Lonsdale eine Wohnung im achten Stock. Der Verwaltung gegenüber erklärte er, dass er Wert auf eine schöne Aussicht lege, – aber der Grund war ein ganz anderer: Er musste möglichst hoch wohnen, um Funkprüche empfangen zu können. Die Wohnung bestand aus einem kleinen Wohnzimmer, einem Schlafzimmer, einem Bad und einer kleinen, mit dem Nötigsten ausgestatteten Küche, in der man sich eine einfache Mahlzeit zubereiten konnte.

Nach einer Reise nach Skandinavien richtete sich Lonsdale in dem Appartement ein und liess sich als ordentlicher Student der chinesischen Sprache an der Schule für orientalische und afrikanische Studien an der Londoner Universität immatrikulieren. Er absolvierte zwei Studienjahre, bevor er die Schule im Juni 1957 verliess.

Allerdings verwandte er nicht die gesamte Zeit auf seine Studien, sondern schloss auch vielfältige Bekanntschaften. Er war ein gewandter, beschlagener Gesprächspartner, und seine heitere, charmante Art wirkte nahezu unwiderstehlich. Besonders Frauen fühlten sich von ihm angezogen, und er konnte offenbar nicht ohne ihre Gesellschaft leben, denn er hatte eine Reihe von schönen, jungen Geliebten, die alle später aussagten, er sei zärtlich und aufmerksam gewesen, wenn auch seine Qualitäten als Liebhaber nicht aussergewöhnlich gewesen seien.

Musikboxen, Kaugummiautomaten, Sicherheitsschalter

Niemand wusste genau, über wieviel Geld Lonsdale verfügte; er hatte jedoch einen Betrag zwischen 7'000 und 10'000 Pfund auf Konten bei verschiedenen Zweigstellen der Royal Bank of Canada eingezahlt. Von Zeit zu Zeit überwies er einen Teil dieses Geldes auf Konten, die er bei Londoner Banken eröffnete, und die Bankdirektoren waren mit seinem finanziellen Status so zufrieden, dass sie ihm einmal, als er dringend Geld benötigte, einen Überziehungskredit von 2'500 Pfund gewährten.

Bei einem längeren Aufenthalt in Grossbritannien musste Lonsdale eine Beschäftigung haben, wenn er nicht auffallen wollte. Wegen seiner eigentlichen Tätigkeit konnte dies aber keine Arbeit sein, bei der er an einen Ort oder überhaupt an England gebunden war.

Es gelang ihm, eine Stelle als Vertreter für Musikboxen zu finden. Zunächst kaufte er zwei dieser Geräte und verkaufte sie mit einem beachtlichen Gewinn wieder. Viel wertvoller als das Geld, das er damit verdiente, waren aber die Kontakte, die er dabei anknüpfte. Innerhalb kurzer Zeit war er für seinen ausgeprägten Geschäftssinn und sein beträchtliches Geschick als Verkäufer bekannt.

Gegen Ende 1957 bot sich ihm eine noch bessere Gelegenheit. Ein gewisser Peter Ayres plante, in Broadstairs, Kent, eine Firma für Kaugummiautomaten zu gründen. Von einem gemeinsamen Geschäftsfreund war Ayres mit Lonsdale bekannt gemacht worden und hatte ihn gleich sympathisch gefunden. Als Lonsdale einige Verkaufsgags vorschlug, die ihm erfolgversprechend erschienen, dachte Ayres, er sei möglicherweise ein nützlicher Partner für sein Unternehmen.

Anfangs übernahm Lonsdale nur die Aufgabe, die Automaten zu verkaufen. Aber er war so erfolgreich, dass Ayres ihm eine Beteiligung an der Firma anbot. Lonsdale nahm das Angebot an, kaufte 500 1-Pfund-Aktien und wurde einer der Direktoren der Automatic Merchandising Company Ltd. Dies bedeutete für Lonsdale einen grossen Schritt nach vorn, denn damit hatte er eine gewisse gesellschaftliche Stellung erreicht. Sich Direktor einer Firma nennen zu können war nicht nur in der Geschäftswelt, sondern auch in anderen Kreisen äusserst nützlich, denn für Laien klang dieser Titel recht bedeutend.

Das Geschäft mit den Kaugummiautomaten florierte. Auf Lonsdales Initiative wurde beschlossen, auch auf den europäischen Markt vorzudringen, und er selbst bereiste Frankreich, die Schweiz und Italien. Obwohl er dort nicht viele Aufträge bekam, setzte er seine Reisen fort mit der Begründung, man brauche nur Zeit, um Vorbehalte abzubauen. Wenn er nicht im Ausland war, verkaufte Lonsdale fleissig Automaten in London und in anderen Städten Grossbritanniens.

Vier Jahre lang ging alles gut. Lonsdale gewann viele Freunde und verdiente genügend Geld, um seinen üppigen Lebensstil zu finanzieren. Doch verliess er sich mit der Zeit allzusehr auf seine Verkaufsbegabung. Er überredete die anderen Direktoren, die Produktion zu erweitern, und als seine Voraussagen für die Entwicklung des Auslandsgeschäftes sich nicht bewahrheiteten, geriet die Firma in ernsthafte Schwierigkeiten. Im März 1960 ging sie mit Verbindlichkeiten in Höhe von 30'000 Pfund in Konkurs.

Lonsdale war über diese Wende offenbar erschrocken, denn er tauchte eine Zeitlang unter. Binnen wenigen Monaten hatte er jedoch seine Angelegenheiten wieder geordnet. Am 24. Februar 1960 gründete er die Master Switch Company und wurde einer ihrer Direktoren. Die Gesellschaft hatte die Patente

für einen Sicherheitsschalter erworben, durch den man ein Auto vor Diebstahl schützen konnte. Doch ergaben sich Schwierigkeiten bei der Produktion, und noch kein einziger Schalter war hergestellt worden, als Lonsdale wegen ganz anderer, weit grösserer Unannehmlichkeiten von der Londoner Geschäftswelt Abschied nehmen musste.

Ein labiler Charakter

Zur selben Zeit, als Lonsdale die Master Switch Company gründete, begann ein Sicherheitsbeamter der britischen Admiralität in der Abteilung für Unterseewaffen in Portland sich für einen gewissen Zivilbeamten namens Harry Houghton zu interessieren. Houghton war 54 Jahre alt und hatte 23 Jahre in der Königlichen Marine gedient. 1945 hatte er mit 41 Jahren den Militärdienst quittiert. Er hatte sich nach einer Arbeitsstelle umgesehen und einen Posten als Zivilbeamter in der Admiralität gefunden, wo er seine Vorgesetzten rasch beeindruckte.

Im Jahr 1951 wurde er als Sekretär des Marineattachés nach Warschau geschickt. Dies war ein wichtiger Posten, denn er verschaffte seinem Inhaber Zugang zu allem Geheimmaterial, das durch die Hände des Attachés ging.

In Polen bekam Houghton jedoch eheliche Schwierigkeiten. Er war ein geselliger Mensch, und seine Frau, die er 1934 geheiratet hatte, regte sich über die häufigen Trinkgelage auf, die er bei seinen grosszügigen polnischen Gastgebern feierte. Es folgten häufige Auseinandersetzungen, von denen manche in der Öffentlichkeit ausgetragen wurden. Dies kam auch den britischen Behörden zu Ohren, und Houghton wurde nach England zurückbeordert. Dort traf die Admiralität eine merkwürdige Fehlentscheidung. Houghton hatte sich durch sein Verhalten in Warschau einer Vertrauensposition als unwürdig erwiesen, und man hätte ihm einen «sicheren» Posten geben müssen. Stattdessen wurde er in die Dienststelle Portland berufen, wo er zu allen Informationen über die jüngsten Entwicklungen des Unterwasserradars Zugang hatte – Informationen, für die russische Spionagestellen gut bezahlten.

Nach einiger Zeit trennte sich Houghton von seiner Frau und freundete sich mit seiner Kollegin Elizabeth Gee an. Als aus der Freundschaft ein Liebesverhältnis wurde, das keiner von beiden zu verheimlichen suchte, liess sich Mrs. Houghton scheiden.

Inzwischen hatte Houghton die Dienstwohnung der Admiralität verlassen und ein kleines Haus in einem Nachbardorf gekauft. Nach der Scheidung liess er das Haus renovieren und für mehrere hundert Pfund völlig neu möblieren. Er kaufte auch ein neues Auto.

Hany Houghton, ein ehemaliger britischer Marineoffizier, und Elizabeth Gee (rechts) lieferten dem sowjetischen Agenten Lonsdale regelmässig geheimes Material. Am 7. Januar 1961 wurden die drei in London verhaftet.



Nun verkehrten der Sicherheitsbeamte und Houghton in derselben Kneipe, und es fiel dem Beamten auf, dass Houghton eine Menge Geld für Getränke ausgab. Er wusste, dass Houghtons Gehalt 750 Pfund und seine Pension 250 Pfund im Jahr betrug, aber allem Anschein nach verbrauchte er weit mehr als sein Jahreseinkommen von 1'000 Pfund für Alkohol.

Der Sicherheitsbeamte konnte selbst keine Nachforschungen anstellen, und da er nicht ohne stichhaltige Beweise zu seinen Vorgesetzten gehen konnte, bat er einen Freund bei der Kriminalpolizei, der Sache Houghton nachzugehen. Innerhalb kurzer Zeit berichtete der Polizeibeamte, dass Houghton in der Tat mehr als sein Einkommen für Alkohol ausgabe und dass er die Renovierung seines Hauses und sein neues Auto mit 1-Pfund- und 5-Pfund-Noten bezahlt habe. Das genügte, um die MI5, die britische Spionageabwehr, einzuschalten.

Scotland Yard übernimmt den Fall

Von März 1960 bis zum 1. Januar 1961 wurden Houghton und Miss Gee ständig überwacht. Die Überwachung ergab, dass Houghton in regelmässigen Abständen in Begleitung von Miss Gee mit dem Zug nach London fuhr, wo die beiden einen Mann trafen, der dann als Gordon Lonsdale identifiziert wurde. Man stellte überdies fest, dass Houghton Lonsdale jedesmal ein Päckchen überreichte und seinerseits ein Päckchen erhielt.

Neun Monate lang sammelte die MI 5 Beweismaterial, und als es ausreichend erschien, wurde der Fall dem Special Branch von Scotland Yard zur weiteren Verfolgung übergeben. Am 7. Januar 1961 wurden Lonsdale, Houghton und Miss Gee von Superintendent George Smith und einigen seiner Beamten vor dem Old-Vic-Theater in London verhaftet.

Nach den üblichen juristischen Belehrungen wollte Smith mit dem Verhör beginnen, aber bevor er sprechen konnte, sagte Lonsdale entspannt lächelnd: «Auf jede Frage, die Sie mir vielleicht stellen werden, lautet meine Antwort nein. Sie brauchen sich also gar nicht die Mühe zu machen, Fragen zu stellen.» In den darauffolgenden stundenlangen Verhören schwieg er beharrlich.

In einem Korb, den Miss Gee getragen hatte, fand man zwei Päckchen mit Dokumenten aus der Admiralität. In Lonsdales Taschen waren zwei Umschläge, einer mit 40 Pfund, Houghtons Honorar, im anderen 15 amerikanische 20-Dollar-Noten.

Smith beschloss, da Lonsdale ihm nicht weiterhalf, die Menschen zu befragen, mit denen er sich getroffen hatte. Es war reiner Zufall, dass er als erstes zu einem Bungalow im Cranley Drive im Londoner Vorort Ruislip fuhr. Das Haus gehörte einem Ehepaar mittleren Alters namens Peter und Helen Kroger – nach Aussage der Nachbarn Kanadier, die einige Zeit in der Schweiz gelebt hatten, bis sie sich im Dezember 1954 endgültig in England niederliessen. Kroger war Fachmann für alte Bücher, und er hatte einen recht einträglichen Versandhandel aufgezogen, den er von seinem Bungalow aus betrieb.

Peter Kroger öffnete Superintendent Smith die Tür, und nachdem Smith sich ausgewiesen hatte, bat er ihn herein. Smith betrat das Haus in Begleitung von zwei weiteren Beamten. Nach einigen einleitenden Worten fragte Superintendent Smith Mrs. Kroger, ob sie bereit sei, ihm eine Liste der Gäste zu geben, die das Haus in den letzten sechs Monaten besucht hatten. Mrs. Kroger nannte eine Reihe von Namen, aber der des häufigsten Besuchers, Lonsdale, fehlte. Smith wusste sofort, dass sie log, und sagte, er müsse sie bitten, zur weiteren Befragung zum Scotland Yard mitzukommen. Bis zu diesem Augenblick hatte er die Krogers nicht in Verdacht gehabt.

Mrs. Kroger machte keine Schwierigkeiten. Sie zog ihren Mantel an, nahm ihre Handtasche und sagte: «Da ich eine Weile weg sein werde, darf ich vorher noch den Heizkessel nachfüllen?»

«Sicher», erwiderte Smith, «aber lassen Sie mich zuerst sehen, was Sie in Ihrer Handtasche haben.»

Mrs. Kroger weigerte sich, die Handtasche herzugeben, und erst nach einem kurzen, heftigen Kampf konnte Smith sie ihr entreissen. In der Klappe der Tasche fand er einen unbeschriebenen Briefumschlag mit einem sechs Seiten langen Brief auf Russisch darin, ferner einen Diarahmen mit drei Mikropunkten und ein maschinengeschriebenes Blatt mit einem Code. Daraufhin verhaftete Smith die Krogers unter dem Verdacht der Spionage.

Das Ehepaar Peter und Helen Kroger (rechts) lebte bei London von einem Versandhandel für alte Bücher. In Wirklichkeit handelte es sich um die langjährigen, routinierten Agenten Morris und Lorna Cohen, die mit Lonsdale zusammenarbeiteten. In ihrem harmlos aussehenden, kleinen Wohnhaus (unten) fand man ein Funkgerät, eine Einrichtung zur Herstellung von sogenannten Mikraten und weiteres Spionagewerkzeug.



Als man die Wohnungen der fünf Gefangenen durchsuchte, kamen bei allen grosse Mengen Geld zum Vorschein. In Miss Gees Wohnung fanden sich ausserdem Schriftstücke der Admiralität und in Houghtons Haus Pläne der Admiralität, in denen Manövergebiete von U-Booten und Stellen für Geheimversuche markiert waren. In Lonsdales Appartement entdeckte man Codierblöcke und anderes Spionagewerkzeug. Die aufschlussreichsten Beweismittel lieferte der Bungalow der Krogers: ein leistungsstarkes Funkgerät, das unter dem Küchenfussboden versteckt war, Codierblöcke, Geräte zur Herstellung von Mikropunkten und dergleichen mehr.

Wer waren Lonsdale und die Krogers?

Die fünf Spione wurden am 18. März 1961 im Old Bailey vor Gericht gestellt. Lonsdale erhielt eine Gefängnisstrafe von 25 Jahren, die beiden Krogers wurden zu je 20 Jahren, Houghton und Miss Gee zu jeweils 15 Jahren Haft verurteilt.

Im Lauf des Prozesses machte der Generalstaatsanwalt einige überraschende Enthüllungen über die Krogers. Ihre wirklichen Namen waren Morris und Lorna Cohen. Bis 1950 hatten sie sich regelmässig mit den amerikanischen Atomspionen Julius und Ethel Rosenberg getroffen, die 1953 hingerichtet wurden. Das FBI erfuhr zu spät von dieser Verbindung, denn als es nach den Cohens suchte, waren sie bereits verschwunden. Das FBI verlor ihre Spur völlig, bis 1957 der russische Spion Abel verhaftet wurde und der Name der Cohens wiederauftauchte. Die beiden waren mit gefälschten Pässen von den USA nach Australien gegangen. Dort blieben sie drei Jahre lang, zogen dann in die Schweiz und von da aus im Dezember 1954 wiederum mit gefälschten Pässen nach England.

Lonsdale schwieg während des ganzen Verfahrens; er machte auch keinerlei Angaben zu seiner Person. Geraume Zeit stand für die Sicherheitsbehörden nur eines fest: dass er nicht der Kanadier Gordon Arnold Lonsdale war. Nachforschungen ergaben aber, dass ein Gordon Arnold Lonsdale wirklich existiert hatte. Er war am 27. August 1924 in Kirkland Lake, Ontario, geboren. Sein Vater war Kanadier und hatte als Holzfäller und Gelegenheitsarbeiter gearbeitet; seine Mutter, eine Finnin, war kurze Zeit vor ihrer Heirat mit Lonsdale nach Kanada eingewandert. Der falsche Lonsdale besass bei seiner Verhaftung einen kanadischen Pass, und zwar einen echten, der im Jahr 1945 für ihn ausgestellt worden war. Als die kanadischen Behörden von den Briten gebeten wurden, die Sache zu überprüfen, stellten sie fest, dass er ihn mit Hilfe einer Geburtsurkunde erhalten hatte, die kurz zuvor in Kirkland Lake ausgestellt worden war.

Der Vater des echten Lonsdale sagte bei der Polizei aus, er habe sich ein Jahr nach der Geburt seines Sohnes Gordon Arnold von seiner Frau getrennt. Mrs. Lonsdale war bis 1932 in Kanada geblieben und dann mit ihrem damals achtjährigen Sohn nach Finnland zurückgekehrt. Seitdem hatte Lonsdale senior von seiner früheren Frau und seinem Sohn nichts mehr gehört; auch sonst hatte niemand Nachricht von ihnen erhalten.

Die kanadischen und britischen Behörden waren der Ansicht, dass der echte Gordon Lonsdale irgendwann vor seinem 30. Geburtstag, also vor 1945, gestorben sei und dass sein Tod und seine Herkunft der Moskauer Zentrale bekannt waren. Sie glaubten auch, dass der falsche Lonsdale irgendwann vor 1954 in Kanada angekommen sein musste mit dem Auftrg, sich einen echten

kanadischen Pass zu beschaffen. Einen Pass kann man in Kanada ohne Weiteres erhalten, wenn man seine Geburtsurkunde vorlegt. Und Geburtsurkunden werden ohne Überprüfung jedem ausgestellt, der aussagt, er sei die betreffende Person.

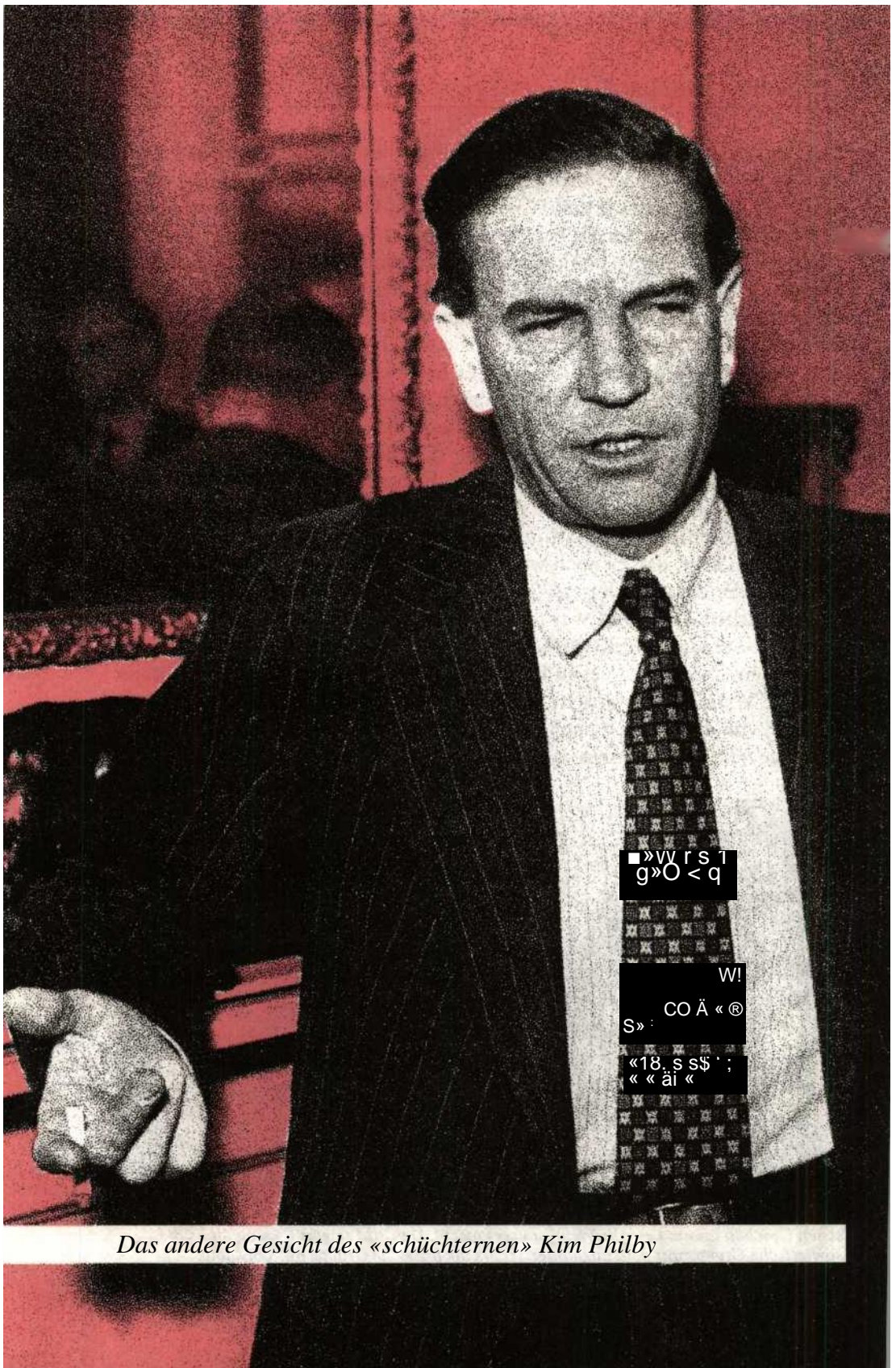
Durch einen etwas merkwürdigen Umstand bekamen die Behörden heraus, dass ihr Häftling Lonsdale nicht der echte Lonsdale war. Bei ihren Ermittlungen fand die Königlich-kanadische berittene Polizei den Arzt, der Mrs. Lonsdale von ihrem Sohn entbunden hatte. Dieser Arzt erinnerte sich noch gut an das Ereignis, denn er hatte eine grosse Entfernung über unwegsame Strassen zurücklegen müssen, um zu dem einsamen Haus der Lonsdales zu gelangen. So konnte er alte Aufzeichnungen ausgraben, aus denen hervorging, dass das Baby wenige Tage nach der Geburt beschnitten werden musste. Der Häftling war aber nicht beschnitten.

Bei den Nachforschungen konnten die britischen Behörden ausser den Verhafteten keine weiteren Mitglieder eines Spionagenetzes ermitteln. Sie vermuteten aber, dass es noch weitere Agenten gab und Lonsdale der Resident war, der das Netz leitete.

Der Verlust Lonsdales war für die sowjetische Spionage zweifellos ein schwerer Schlag. Der KGB-Major brauchte seine Strafe aber nicht voll abzusitzen. 1964 wurde er in Berlin gegen den britischen Geschäftsmann Greville Wynne ausgetauscht, der im Zusammenhang mit dem Fall Penkowskij von den Russen nach Moskau entführt und dort zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war.



Am 22. April 1964 wurde Lonsdale am Berliner Grenzübergang Heerstrasse gegen den britischen Geschäftsmann Greville Wynne ausgetauscht. Das Bild zeigt die Szene: links die sowjetische Gruppe mit dem Engländer, rechts die britische Gruppe mit Lonsdale.



■»v r s 1
g»O < q

W!
CO Ä « ®
S» :

«18. s s\$ ' ;
« « äi «

Das andere Gesicht des «schüchternen» Kim Philby

Ein dringendes Zeichen

Edward Sheehan

Philby erscheint in der folgenden Darstellung als liebenswürdiger, schüchterner Alkoholiker. Hinter dieser Maske verbarg sich aber ein höchst erfolgreicher Spion, der über grosse Kaltblütigkeit und Energie verfügte. Diese Eigenschaften zeigte er, als der sowjetische Überläufer Wolkow sich 1945 in der britischen Botschaft in Istanbul stellte und Informationen über sowjetische Spione in englischen Diensten anbot. Philby flog nach Istanbul und spielte Wolkow dem KGB in die Hände, das den «Verräter» in die Sowjetunion verschleppen liess.

Er war schüchtern, auch wenn er getrunken hatte, und stotterte, auch wenn er nüchtern war. Er sah – auf melancholische Weise – gut aus und konnte viel Charme entwickeln. Männer mochten ihn gern; Frauen wollten ihn bemuttern. Er hiess Harold Adrian Russell Philby, aber alle nannten ihn nur Kim – ein Spitzname, der auf seine à la Kipling verbrachte Kindheit in Indien anspielte.

Am Abend des 23. Januar 1963 waren Kim Philby, Nahostkorrespondent der beiden englischen Wochenzeitungen *The Observer* und *The Economist*, und seine Frau Eleanor zu einem festlichen Diner geladen, das Mr. Hugh Glencairn Balfour-Paul, Botschaftsrat der britischen Botschaft in Beirut, für einige englische und amerikanische Freunde gab, die sich für Archäologie interessierten. Eleanor kam allein und erklärte, ihr Mann habe sie angerufen, er komme ein bisschen später.

Sie ass fast gar nichts und wurde im Lauf des Abends wegen Kims Ausbleiben immer nervöser. Endlich verliess sie die Party in sichtlicher Erregung – und zur Verwunderung der anderen Gäste. Schliesslich war Kim Zeitungsjournalist, und seine Frau hätte daran gewöhnt sein müssen, dass er ab und zu nicht erschien. Sie fuhr in ihre Wohnung in der Rue Kantari und wartete dort auf ihn bis lange nach Mitternacht. Ein paarmal nickte sie ein und fuhr immer



*Beirut, die Wirkungsstätte des Nahostkorrespondenten
angesehener englischer Wochenblätter und Agenten „Kim“
Philby (rechts), der hier sein charmantes Gesicht zeigt.*

wieder hoch «mit einem Gefühl», so berichtete sie später, «als sei Kim etwas Furchtbares zugestossen».

War er auf der Jagd nach einer Story? Kim hatte nie über seine Arbeit geredet – auch ihr gegenüber nicht. In den letzten Wochen war er sehr beschäftigt gewesen. Seine Stimmungen hatten zwischen Bedrücktheit und fast hysterischer Vergnügtheit hin und her geschwankt, und er hatte mehr als sonst getrunken.

Verschwunden

Am Morgen nach der Party rief Eleanor einen Freund an, einen bekannten amerikanischen Geschäftsmann, der gute Verbindungen zur Beiruter Regierung hatte. «Du musst mir helfen, Kim zu finden», sagte sie. Der Freund telefonierte sofort mit dem Chef der libanesischen Geheimpolizei, Oberst Tewfik Jalbout, dem Philbys Name aus verschiedenen Gründen bereits gut bekannt war.

Am nächsten Tage, weniger als 24 Stunden nach der Gesellschaft bei Bal-

four-Paul, rief Eleanor den amerikanischen Geschäftsmann und die britische Botschaft an und liess die Suchaktion abblasen. Sie habe, erklärte sie, im Hotel Normandy, wohin sie ihre Post schicken liess, einen Abschiedsbrief von Kim vorgefunden. Er habe einen neuen Auftrag und sei auf einer Blitzreise durch den Nahen Osten. Alles, behauptete sie, sei in Ordnung.

War alles in Ordnung? Eleanor hatte Freunden erzählt, dass Kims Zahnbürste, sein Rasierapparat und andere persönliche Dinge nicht angerührt gewesen seien. Obwohl er trotz seiner hastigen Abreise offensichtlich die Zeit gefunden hatte, ihr mit der Schreibmaschine jenen Abschiedsbrief zu schreiben, hatte er ausser den Kleidern am Leib nicht das Geringste mitgenommen. Darüber hinaus hatte Oberst Jalbout bereits erklären lassen, auf einem legalen Weg könne Kim den Libanon nicht verlassen haben, wie das im Fall eines normalen Reportageauftrags geschehen wäre. Eleanors Kehrtwendung überzeugte daher niemanden, sondern verursachte noch grösseres Rätselraten.

Am 3. März, mehr als einen Monat nach Philbys Verschwinden, meldete der *Observer*, dass man das Foreign Office in London gebeten habe, sich in die Suche nach Philby einzuschalten. Zu diesem Zeitpunkt kursierten bereits die verschiedensten Gerüchte: Philby halte sich in Kairo auf; Philby kämpfe auf der Seite saudiarabischer Truppen gegen die republikanischen Auführer im Jemen; Philby sei vom britischen Geheimdienst entführt worden; Philby sei vom CIA (Geheimdienst der USA) gekidnappt worden; Philby habe Selbstmord begangen.

Das hartnäckigste Gerücht behauptete, Philby sei in die Sowjetunion geflohen; man erwarte in kurzer Zeit einen neuen grösseren Sicherheitsskandal. Denn Philby war kein gewöhnlicher Ausländskorrespondent. Er war schon als leitender Mitarbeiter im britischen Geheimdienst tätig gewesen und hatte auch der britischen Botschaft in Washington als Erster Botschaftssekretär gedient. 1955 hatte ihn ein Unterhausabgeordneter öffentlich als «dritten Mann» im Burgess-MacLean-Fall bezeichnet, als den Mann, der Guy Burgess und Donald MacLean rechtzeitig gewarnt hatte, so dass die beiden Diplomaten vor ihrer Verhaftung als Spione hinter den Eisernen Vorhang hatten fliehen können.

Anfang März stürzte sich eine Meute von Reportern englischer Boulevardblätter auf Eleanor Philby, die einige sich widersprechende Aussagen machte.

«Kim befindet sich wieder auf einer Reise durch Nahost für eine Reportage», erklärte sie.

«Warum weiss seine Zeitung nichts davon?»

«Bitte, lassen Sie mich in Ruhe.»

Sie handelte nach Kims Instruktionen. Sie hatte bereits zahlreiche Nachrichten – fast alle handschriftlich – erhalten, die anscheinend aus verschiedenen Städten im Nahen Osten kamen und in denen er versprach, bald wieder bei ihr zu sein. Wenn sie sich auch das Verhalten ihres Mannes nicht erklären konnte, war sie doch entsetzt als die Engländer vermuteten, die Nachrichten kämen von jenseits des Eisernen Vorhangs. «Das kann ich nicht glauben», sagte sie. «Das stimmt nicht. Kim ist auf einer Reise.»

Dann kam im April wieder eine Nachricht von Kim. Diesmal enthielt sie für Eleanor einen besonderen Instruktionsplan:

1. Sie solle für sich und die beiden Kinder bei der britischen Fluggesellschaft BOAC für ein bestimmtes Datum Flugkarten nach London besorgen und das Ganze möglichst auffällig tun.

2. Sie solle möglichst unauffällig zur tschechoslowakischen Fluggesellschaft in Beirut gehen, wo eine Flugkarte für sie bereitliege.

3. Das tschechoslowakische Flugzeug nach Prag, mit vorherigen Zwischenlandungen im Westen, werde Beirut ungefähr zur gleichen Zeit verlassen wie das Flugzeug der BOAC. Sie solle den Aufruf für den BOAC-Flug nicht beachten und sich den Passagieren für das tschechoslowakische Flugzeug anschliessen. Erst nachdem sie mit den Kindern das Flugzeug bestiegen habe, werde ihr das Reiseziel mitgeteilt werden (mit anderen Worten, sie würde erst in der Luft erfahren, ob es diesseits oder jenseits des Eisernen Vorhangs lag).

4. Ihr wurde mitgeteilt, wie sie im «Ernstfall» mit Kim Kontakt aufnehmen könne. Sie solle in ihr Küchenfenster einen bestimmten Blumenstock stellen, und daraufhin werde ein «zuverlässiger Mittelsmann» sich mit ihr in Verbindung setzen.

Kim hatte offensichtlich nur den einen Gedanken: wieder mit Eleanor zusammenzusein. Eleanors Wunsch danach war genauso stark, aber diese neue Nachricht wies zum erstenmal darauf hin, dass sich Kim möglicherweise jenseits des Eisernen Vorhangs befand; daher weigerte sie sich, den vorgeschriebenen Instruktionen zu folgen. Hin und her gerissen zwischen der Liebe zu ihrem Mann und dem Verdacht, er sei tatsächlich übergelaufen, verbrachte sie eine qualvolle Woche.

In ihrer Verzweiflung beschloss sie endlich, Kim ein dringendes Zeichen zu schicken. Sie stellte den Blumentopf in ihr Küchenfenster. Dann mixte sie sich einen Whisky und zündete sich eine Zigarette an. Sie hoffte, der zuverlässige Mittelsmann werde schnell auftauchen. Es war kurz vor Einbruch der Dunkelheit.

Noch keine Stunde war vergangen, als es an der Haustür klingelte. Sie öffnete und stand einem unteretzten jungen Mann mit schütterem blondem Haar gegenüber. Er lehnte sich lässig gegen den Türrahmen und fragte mit stark sla-

wischem Akzent: «Sie wollten mich sprechen, Mrs. Philby?» Es war ein Angestellter der sowjetischen Botschaft.

Von diesem Augenblick an musste Eleanor sich mit der Tatsache abfinden, dass sich ihr Mann in der Sowjetunion befand.

Wie hatte das geschehen können? Was hatte Kim Philby – den Sohn eines berühmten Vaters, den privilegierten Schüler von Westminster und Cambridge, den von König Georg VI. persönlich mit einem Kriegssorden Ausgezeichneten – bewogen, zu den Feinden seines Landes überzulaufen? Sämtliche Antworten darauf, aus höchst glaubwürdigen Quellen zusammengetragen (Aussagen westlicher Geheimdienste eingeschlossen), klingen paradox. Kim Philby ist der typische Vertreter einer Generation, die inmitten der Verwirrung und Grausamkeit einer von Revolution und Krieg zerrissenen Zeit aufwuchs. Kim war ein grundanständiger Mensch, der in einer empfindsameren Zeit das geworden wäre, was er sich am meisten wünschte: ein Held.

Ein aufsteigender Stern

Kim wurde am Neujahrstag 1912 in Ambala in Indien als einziger Sohn Harry St. John Bridger Philbys geboren, eines Mannes, der damals Regierungsbeamter in Indien war und später, nach T. E. Lawrence, der beste Arabienkenner unseres Jahrhunderts wurde. Während der ersten zehn Lebensjahre Kims war sein Vater bereits Innenminister von Mesopotamien (dem heutigen Irak), Berater bei Churchill und britischer Generalbevollmächtigter in Transjordanien (dem heutigen Jordanien) gewesen; dann war er einflussreicher Ratgeber König Ibn Sauds und erforschte das riesige unbekannte Arabien. Stets trug er wallende arabische Gewänder und trat sogar, unter dem Namen Haj Abdullah, zum Islam über.

Aber St. John Philby war nicht nur der unerschrockene Pionier, sondern zugleich auch ein anmassender Egoist. Er terrorisierte Kim, und dessen lebenslanges Stottern mag auf seine Furcht vor dem Vater zurückzuführen sein. Verdüstert wurde diese kindliche Angst noch durch die Erinnerung an die leidenschaftlichen Ansichten des Vaters – seinen Hass auf die britische Bürokratie und seine Wutausbrüche über die englische Politik im Nahen Osten. Wegen seiner lautstark geäußerten Abneigung gegen die alliierten Kriegsabsichten hatte man ihn tatsächlich 1940 hinter Schloss und Riegel gesetzt. Aus alldem resultierte der erste Schlüssel für Kims späteres Verhalten: Er erbt des Vaters Verbitterung gegen das britische Establishment.

1931 bezog Kim in Cambridge das Trinity College. Schwer zu begreifen ist die damalige tiefe Antipathie der englischen Intellektuellen gegen das britische

Establishment jener Tage. Antipatriotismus war nicht nur geduldet, sondern galt sogar als schick. Marxismus war nicht nur salonfähig, sondern als Mitglied der Kommunistischen Partei trug man geradezu einen Wertstempel.

In Quellen des Geheimdienstes wird die Vermutung geäußert, dass Philby bereits während seiner Zeit in Trinity für die Kommunistische Partei gewonnen und zum Schweigen darüber verpflichtet wurde. Man kennt die Einzelheiten seines Beitritts nicht, aber die äusseren Umstände sind bekannt. Zwei von Philbys Mitschülern in Cambridge, Donald MacLean und Guy Burgess, waren überzeugte Marxisten. Philby kannte MacLean nicht besonders gut, aber er wurde ein eifriger Schüler von Burgess. Der galt bereits als ein hoffnungsvoller Historiker, und mehrere Leute haben ihn als einen der brilliantesten Studenten seiner Generation beschrieben. Ausserdem übte er einen fast magischen Einfluss auf jeden aus, der mit ihm in Berührung kam; mit Hilfe eines schier unerschöpflichen Schatzes ätzender Vergleiche und bössartiger Epigramme konnte er mühelos seine Kritiker zunichte machen. Von seinen intellektuellen Qualitäten abgesehen, war Burgess ein Trinker, ein Herumtreiber und besessener Homosexueller. Er trug grosse Mengen Knoblauch mit sich herum, den er ständig kaute. Später geriet er in den Verdacht, rauschgiftsüchtig zu sein.

So sah der romantische Held aus, der Philby vermutlich überredete, der Partei beizutreten, und der in seinem späteren Leben Schicksal spielen sollte.

Philby machte 1933 in Cambridge sein Abschlussexamen, reiste dann durch Europa, wurde Journalist und heiratete. In seinen ersten Artikeln findet sich nicht der geringste Hinweis auf eine prosovjetsche Einstellung – ganz im Gegenteil –, aber seine erste Frau Liza war eine verschworene Kommunistin. Als 1936 der Spanische Bürgerkrieg ausbrach, lebten sie in Paris und eröffneten in ihrer Wohnung ein Rekrutierungsbüro für die Republikaner. Experten der westlichen Abwehr vermuten, dass Philby während der Zeit seiner ersten Ehe in das sowjetische Spionagenetz hineingezogen wurde und dass er während seiner Arbeit für die *Times* auf der Franco-Seite im Grunde für die Republikaner spionierte. Seine Berichte verrieten allerdings keinerlei Parteinahme, es sei denn, dass er haargenau Francos Sieg voraussagte. 1938 wurde er von Liza geschieden.

Im Zweiten Weltkrieg wollte Philby Soldat werden, aber sein Stottern verhinderte die Offizierslaufbahn. Mit Hilfe von Freunden erhielt er einen leitenden Posten in der MI 6 (Military Intelligence). Ehe Philby der MI 6 beitrug, löste er alle offiziellen Bande seiner kommunistischen Vergangenheit, auch die aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Damals waren die Russen Alliierte, und jede Form des Antifaschismus galt als patriotisch. Philbys Vergangenheit – so

weit er sie preisgab – konnte ihm nicht zur Last gelegt werden. Im Abschnitt D der MI 6 war es seine Spezialaufgabe, englische Doppelagenten zu überwachen, die feindliche Agententätigkeit zu unterwandern und, ironischerweise, den Sowjets falsche Nachrichten zuzuspielen. Sehr bald hatte er den Ruf eines brillanten Arbeiters.

Die britischen Behörden sind der Meinung, dass Philby bereits im Krieg sowjetischer Geheimagent war und die ganze Zeit über die Russen mit Geheimdokumenten versorgte. Was er ihnen verriet, weiss man nicht genau. Da er unter anderem auch Verbindung zum russischen Geheimdienst zu pflegen hatte, waren seine offenen und häufigen Kontakte mit ihnen über jeden Verdacht erhaben, und nach Kriegsende wurde er mit dem Order of the British Empire ausgezeichnet.

Philbys Stern stieg weiter. Es gab tatsächlich eine Anzahl bekannter Männer, die voraussagten, dass er sicherlich eines Tages Leiter des britischen Geheimdienstes sein werde. Es gibt Beweise dafür, dass die Sowjets ihn seit der Zeit in Cambridge als eine Investition auf lange Sicht betrachteten und dass sie auf den Tag hofften, an dem er die höchste Position bei der MI 6 einnehmen würde. Im Jahr 1947 wurde er als Erster Sekretär an die britische Botschaft nach Istanbul geschickt – nach aussen als Angestellter des Auswärtigen Amtes, tatsächlich jedoch als Geheimdienstmann an der Südwestflanke der Sowjetunion. 1949 wurde er nach Washington versetzt, wo er die Pflichten eines Ersten Botschaftssekretärs mit denen des Verbindungsoffiziers zu den amerikanischen Sicherheitsbehörden zu vereinen hatte. Er hielt engen Kontakt mit dem State Department (Aussenministerium), dem Verteidigungsministerium und dem CIA. Es gibt Amerikaner, die behaupten, Philby habe schon damals von Washington aus die Russen mit Nachrichten versorgt.

Ein auffallendes Paar

Zu diesem Zeitpunkt, im August 1950, trat Guy Burgess wieder in Kims Leben. Burgess war zum Zweiten Sekretär an der Botschaft in Washington berufen worden. Mit dem gleichen Nachdruck wie in vergangenen Zeiten schloss er sich Kim wieder an, und bald bildeten die beiden auf den Cocktailpartys in Georgetown ein bekanntes Paar, verkehrten in der feinen Gesellschaft und sprachen dem schottischen Whisky ausgiebig zu. Burgess zog sogar zu den Philbys und brachte dadurch weitere Verwirrung in einen Haushalt, der durch eine sich ankündigende Geisteskrankheit der zweiten Frau Philbys ohnehin schon in Unordnung war.

Mit der Zeit nahm Burgess' Benehmen, das schon immer etwas sonderbar gewesen war, hysterische Züge an. Überzeugt davon, dass die Amerikaner auf



Die beiden britischen Diplomaten Guy Burgess (links) und Donald MacLean wurden vom amerikanischen FBI der Spionage für die Sowjets verdächtigt. Philby warnte Burgess 1951, so dass die beiden bald darauf in die Sowjetunion fliehen konnten. Anfang 1963 folgte Philby ihnen nach.

einen dritten Weltkrieg zusteuerten, äusserte er diese Meinung nicht nur auf Cocktailpartys, sondern auch in seinen amtlichen Berichten. (Merkwürdigerweise schien Philby den leidenschaftlichen Antiamerikanismus von Burgess niemals zu teilen.) Er leistete sich die unmöglichsten Dinge: Er hatte einen wüsten Streit mit einem bekannten Zeitungskommentator, wurde dreimal wegen Geschwindigkeitsüberschreitungen verurteilt und war, laut Polizeibericht, mit einem homosexuellen Landstreicher in einen Autounfall verwickelt. Das brachte das Fass zum Überlaufen, und Sir Oliver Franks, der britische Botschafter, bat Whitehall, ihn von Burgess zu befreien.

Noch bevor dieser Bitte entsprochen werden konnte, erfuhr Philby durch seine Kontakte bei den amerikanischen Behörden, dass das FBI (Federal Bureau of Investigation, die Bundeskriminalpolizei der USA) Burgess und MacLean der Sowjetspionage verdächtigte. Sofort verständigte er seinen Freund davon, und Burgess verliess im April 1951 ohne Erlaubnis der Botschaft die USA.

Sofort nach seiner Ankunft in England warnte er MacLean. Der personell unterbesetzte britische Geheimdienst war aber zur gleichen Zeit mit der Beschattung anderer scheinbar wichtigerer Verdächtiger befasst, und die Überwachung von Burgess und MacLean blieb mangelhaft. Nur wenige Wochen

nach Burgess' Auftauchen in England gelang es daher den beiden Diplomaten, nach Russland zu fliehen.

Nach Burgess' und MacLeans Verschwinden wurde Philby vom britischen Geheimdienst in die Zange genommen: Welche Rolle er bei diesem Unternehmen gespielt habe. Er schwor, er habe nur das getan, was jeder «alte Hase» beim britischen Geheimdienst getan hätte: Er habe Burgess über den Inhalt eines masslos lächerlichen Berichts informiert, den ihm das FBI gezeigt habe, und das stelle ja ohnehin von Zeit zu Zeit alberne Behauptungen auf. Philby behauptete, die Anschuldigungen seien in einem Routinebericht zur Sprache gekommen, versteckt zwischen reinen Routinemeldungen und auf völlig unqualifizierten Berichten basierend.

Nach Philbys Worten war Burgess in sein Büro gekommen, als er gerade diesen Bericht gelesen hatte. So sei es verständlich gewesen, erklärte Philby, dass er Burgess gegenüber mit den Worten herausplatze: «Kannst du dir vorstellen, was für einen Blödsinn das FBI jetzt verzapft? Es behauptete, du seist ein Sowjetspion!» Philby berichtete, Burgess habe diese Nachricht völlig gelassen hingenommen und habe in sein brüllendes Gelächter eingestimmt. Immerhin habe er an dem Tag früh die Botschaft verlassen. Als Philby nach Hause kam, war Burgess unter Hinterlassung eines Chaos verschwunden. Erst da sei ihm, Philby, klargeworden, dass Burgess vielleicht doch ein Agent gewesen war, und er hatte das Verschwinden seines Freundes – sowie seine eigene Indiskretion – sofort der britischen Botschaft gemeldet.

Entlassen

Warum setzte Philby seine Position im britischen Geheimdienst – und die Möglichkeit, eines Tages dessen oberster Chef zu werden – aufs Spiel, indem er zugab, Burgess gewarnt zu haben? Es blieb ihm keine andere Wahl: Er war das einzige Botschaftsmitglied, das die FBI-Berichte einsehen durfte. Er spekulierte darauf, dass man seiner Erklärung Glauben schenken würde, und er behielt recht. Nach der Flucht von Burgess und MacLean stellte sich die britische Botschaft schützend vor Philby und rechtfertigte sich mit dem Argument, jeder englische Gentleman hätte sich zum Schutz eines alten Schulfreundes genauso verhalten wie er. Diese Leute hatten in ihrer Jugend selber mit dem Kommunismus geliebäugelt, sie zeigten Verständnis für Philbys Beweggründe, entschuldigten sie und waren der festen Meinung, dass die ganze Angelegenheit einfach den Horizont der Amerikaner überstieg.

Aber FBI und CIA waren wütend. «Philby muss sofort entlassen werden, oder wir arbeiten nicht mehr mit Ihrem Geheimdienst zusammen», verlangte

General Walter Bedell Smith, der damalige Chef des CIA. Da die Amerikaner durch den Besitz wichtigster Geheimakten – beispielsweise über die Atomforschung – den Engländern voraus waren, durften diese eine solche Drohung nicht auf die leichte Schulter nehmen. Im Juni 1951 wurde Philby zurückbeordert und entlassen.

Ein Jahr lang lebte Philby mit seiner zweiten Frau und fünf Kindern ärmlich im Haus seiner Mutter in Kensington. Das einzige Einkommen bezog er aus kleinen Jobs, die ihm alte Freunde gelegentlich vermittelten. Er versuchte sich als literarischer Tagelöhner und musste einmal sogar als Ghostwriter eine Familiengeschichte schreiben.

Obwohl die Amerikaner in der Philby-Affäre gewonnen hatten, gab es viele Engländer, die der Meinung waren, ihm sei unerhörte Ungerechtigkeit widerfahren und man habe ihn auf dem Altar des Kommunistenhassers McCarthy geopfert. Trotz dieser Vorwürfe waren die Verantwortlichen im britischen Geheimdienst von Anfang an überzeugt, dass Philby nicht nur der «dritte Mann» gewesen sei, sondern möglicherweise ein direkter Sowjetagent. Bei den Nachforschungen, die sie über Philbys Vergangenheit anstrebten, kamen ihnen böse Zweifel wegen seiner Kontakte zu den Russen während des Krieges. Ehemalige Beziehungen zu ihnen verzieh der britische Geheimdienst in der damaligen Zeit oft (einige ausgezeichnete Beamte der MI6 waren selber Exkommunisten), aber im Fall Philby gelangte man zu der Überzeugung, dass die Indiskretion gegenüber Burgess zu schwerwiegend gewesen war, um sie einfach abzuheften und dann zu vergessen.

Ein Plan des britischen Geheimdienstes

Während Philby zurückgezogen einige Jahre nutzlos verbrachte, heckte man beim britischen Geheimdienst einen Plan aus, wie man das Beste aus der ganzen Geschichte machen könnte – und wie man ihn für besondere Zwecke dabei einspannen könnte.

Die Nachforschungen über Philby durften sich daher nicht darin erschöpfen, dass man Material über Burgess und MacLean sammelte. Man musste Philby, so argumentierte der britische Geheimdienst, wieder in Amt und Würden setzen und dann seine Tätigkeit beschatten. Da er in England keine Chance zum Spionieren hatte, war es also notwendig, ihn dorthin zu bringen, wo die Sowjets aktiv waren und wo er von grossem Nutzen für sie sein konnte. Warum nicht in der arabischen Welt? Dort würde Philby das Prestige seines Vaters für sich nutzen, seinen Ruf als Experte für den Nahen Osten festigen und ausserdem sich frei bewegen können. In der neutralen Atmosphäre der arabi-

schen Länder würde man ihn gesellschaftlich anerkennen, und da war es nicht mehr schwer, herauszufinden, was er im Schild führte – falls überhaupt. In dürren Worten: Der britische Geheimdienst beschloss, Philby im Nahen Osten einzusetzen, und hoffte, er würde sich dabei nicht nur selber entlarven, sondern ihm auch den Schlüssel zum Spionagenetz der arabischen Welt in die Hand geben.

Wie gelang es der MI6, diese waghalsige Intrige einzufädeln? Leicht war es nicht. Der Plan erforderte eine lange Reifezeit – zwischen Philbys Entlassung aus dem britischen Geheimdienst und seiner Ankunft im Orient lagen mehr als fünf Jahre. Eine zu frühzeitige Entwicklung hätte unter Umständen seinen Verdacht erweckt. Der Plan löste einen heftigen Streit zwischen MI6 und MI 5 aus, die Philby unter allen Umständen in England festhalten wollte. Aber es tauchten auch noch andere Probleme auf: Eine Privatfirma musste Philby von sich aus nach Nahost schicken, und bei alledem durfte er nicht merken, dass er nur als Köder benützt werden sollte.

Die MI6 wollte gerade handeln, als Oberst Marcus Lipton, ein Mitglied der Labour Party im Parlament, vor dem Unterhaus Philby öffentlich als den «dritten Mann» anprangerte, worauf Harold Macmillan, damals Aussenminister, am 7. November 1955 erwiderte: «Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass Philby für die Warnung an Burgess und MacLean verantwortlich ist. Während seiner Arbeit im Staatsdienst ist er seinen Pflichten stets geschickt und gewissenhaft nachgekommen. Ich habe keine Veranlassung, anzunehmen, dass Mr. Philby zu irgendeiner Zeit sein Land verraten hat, noch dass er jener sogenannte ‚dritte Mann‘ gewesen ist – falls es ihn überhaupt gegeben haben sollte.»

Bei der Untersuchung eines Spionagefalles ist Aufrichtigkeit das letzte, was man erwartet. Macmillan wusste genau, wie schwer Philby eine Zeitlang verdächtigt worden war, aber auf besonderes Verlangen des britischen Geheimdienstes sprach er ihn vor dem Parlament frei – und zwar um den Preis eines starken Verlustes an eigenem Prestige. Allerdings hatte er den Fall vorher mit den Führern von Labour besprochen und dabei wenigstens einige der Hintergründe offenbart. Ein paar Tage später zog Oberst Lipton seine Anklage gegen Philby zurück, und die MI6 hatte wieder freie Hand.

Im darauffolgenden Frühjahr erschien ein Mitarbeiter des Foreign Office – auf Anweisung der MI6 – bei den Herausgebern des *Observer* und bat sie, Philby als Nahostkorrespondenten einzustellen. Die Verleger des *Observer* waren von Anfang an darüber informiert worden, dass Philby, obwohl noch nichts bewiesen sei, nach wie vor unter Verdacht stehe. Man hatte sie überredet, Philby einzustellen, weil sie dadurch entweder dem britischen Geheimdienst einen patriotischen Dienst erweisen oder zumindest einem Opfer des

McCarthyismus etwas zukommen lassen würden; in beiden Fällen täten sie ein gutes Werk. (Ob man die Redakteure des *Observer* über die Absichten der MI6 ebenfalls ins Vertrauen zog, bleibt unklar, in jedem Fall scheinen sie zugestimmt zu haben, Philby anzustellen.) Glücklicherweise hatte sich – was dem Plan zugute kam – Philby bereits beim *Observer* um eine Anstellung bemüht und fand es daher nicht ungewöhnlich, dass man ihn in ein Gebiet entsandte, für das er besonders zuständig war. Im September 1956, auf dem Höhepunkt der Sueskrise, schiffte sich Philby nach Beirut ein.

Kurz nach seiner Ankunft vertraute ein englischer Verwaltungsbeamter einigen prominenten Engländern und Amerikanern, die im Libanon lebten, an, es bestehe die Wahrscheinlichkeit, dass Philby kommunistische Verbindungen unterhalte und dass jede Information darüber sehr begrüßenswert sei. Von dem Augenblick an, als Philby seinen Fuss auf arabischen Boden setzte, stand er also praktisch unter «stiller Bewachung». Das hatte einstweilen nur zur Folge, dass man Kim häufig auf Cocktailpartys einlud, aber im Endeffekt kam nichts dabei heraus. Auch die Stichproben der MI 6 führten zu nichts.

Einer derjenigen Amerikaner, die Philby «überwachen» sollten, war Sam Pope Brewer, damals Nahostkorrespondent der *New York Times*. Er und seine Frau Eleanor trafen sich zwischen 1957 und 1958 regelmässig mit Kim. Wie andere Mitglieder der «stillen Bewachung» waren sie zu der Überzeugung gekommen, dass er vollkommen harmlos sei. Als Korrespondent zweier grosser angesehener Blätter – des *Observer* und des *Economist* – hatte Philby in gewissem Sinn das Recht und gute Gelegenheit, halboffizielle Angelegenheiten der Engländer und Amerikaner zu recherchieren. Aber bei seinen gelegentlichen Anrufen in der Botschaft zeigte er sich niemals besonders neugierig und schnappte nicht ein einziges Mal nach dem Köder, den man diskret vor seiner Nase aufgehängt hatte.

Nach seiner Ankunft in Beirut hatte Philby ehrlich gemeinte Versuche unternommen, das Trinken einzuschränken, aber nach einiger Zeit verfiel er wieder in seine alten Gewohnheiten und praktizierte einen Lebensstil, der mit dem eines Spions schlecht vereinbar war. «Wenn er für die Russen schnüffelt, dann kann er nicht besonders gut sein», erklärte ein westlicher Beamter. «Wenn er ein Sowjetagent ist, wünsche ich mir mehr von dieser Sorte», sagte ein anderer. Die letzte Bemerkung fiel, nachdem Kim bei einem Diplomatenessen aus der Rolle gefallen war und die Frau des französischen Botschafters in das Hinterteil gekniffen hatte.

Trotzdem konnte man eigentlich nicht behaupten, dass Kim sich wie ein Wüstling aufgeführt hätte. In Beirut hatte er, inzwischen verwitwet, nur eine

Liebesaffäre, und zwar mit der Frau seines Freundes Sam Pope Brewer. Während dieser Zeit wurden Kim, Eleanor und Brewer oft gemeinsam in der Öffentlichkeit gesehen. Kim war ein häufiger Gast des Hauses Brewer, und die beiden Männer führten oft ihre Aufträge gemeinsam aus. Ihre Verbindung brach reichlich unzeremoniell an einem Frühlingmorgen 1958 ab, kurz vor Ausbruch des Bürgerkrieges im Libanon. Nach den Aussagen von Freunden hatten sich die drei auf der Terrasse des St.-George's-Hotels zum Kaffee getroffen; und dort, im Schatten dieser herrlichen Berge und im Anblick der samtenen Mittelmeerwellen, fasste Kim seinen Entschluss. Brewer und Eleanor stritten sich gerade, als Kim mit den Anzeichen heftiger Nervosität herausstotterte: «Eleanor, w-wir sagen es j-jetzt.»

«Was wollt ihr mir sagen?» fragte Brewer.

«Eleanor und ich wollen heiraten.»

«Du meinst», rief Brewer, «du bittest mich um die Hand meiner Frau?» «Ja, so äh-ähnlich.»

Neue Heirat

Eleanor flog nach Mexiko, um rasch die Scheidung zu erlangen. Philby blieb im Libanon, um über den Bürgerkrieg zu berichten, und Brewer wurde kurz darauf nach New York versetzt.

Gleich nach ihrer Hochzeit begannen Kim und Eleanor, Einladungen mit der grossen und fast grossen Gesellschaft in Beirut auszutauschen. Besser gesagt, weniger mit den grossen als mit den wichtigen Leuten – mit Orientologen, Ausländskorrespondenten, mit Professoren und Diplomaten. Es war eine schillernde Gesellschaft, die sie besuchten, und die Konversation – meist auf englisch geführt, manchmal auf französisch, selten auf arabisch, auch von Seiten der Araber – war genauso tiefschürfend und oberflächlich gebildet wie auf den Partys in Paris oder Mayfair.

Im Frühherbst 1962 war praktisch jeder, der mit dem Fall zu tun hatte, davon überzeugt, dass Philby, falls er tatsächlich russischer Agent war, jedenfalls nicht auf der aktiven Liste stand, dass er nur hin und wieder Informationsgespräche mit den Russen führte. Ungefähr zur gleichen Zeit geschah aber etwas, was den ganzen Fall wieder aufleben liess.

Philby hatte versucht, einen Agenten für den britischen Geheimdienst anzuwerben. Er war an einen prominenten arabischen Politiker herantreten, hatte freundschaftliche Beziehungen zu ihm geschaffen und dann schliesslich in stotternden Worten den Vorschlag gemacht, der Gentleman könne vielleicht «in gewisser Weise» der Regierung Ihrer Majestät nützlich sein. Ohne Frage

meinte er damit eine Tätigkeit für den Geheimdienst. Der Araber traute seinen Ohren nicht, ging aber auf Philbys Vorschlag ein und entlockte ihm ein definitives finanzielles Angebot. Der Zufall wollte es jedoch, dass der Araber bereits längst für den britischen Geheimdienst arbeitete.

Nachdem der Politiker von dieser Unterhaltung seinem zuständigen «Betreuer» berichtete, gelangte man bei der MI6 zögernd zu folgender Überzeugung: Philby konnte ja durchaus Agenten für das russische Spionagenetz werben, indem er vorgab, der Geworbene arbeite für die Engländer. Vor diesem Hintergrund erschien Philbys Aktivität ausserhalb des Libanons – seine häufigen Reisen nach Syrien, Jordanien und Arabien, seine Kenntnisse über Erdölfragen sowie seine eigenartig verworrenen Beziehungen zu saudiarabischen Royalisten und Antiroyalisten – in einem neuen, bösartigen Licht.

Botschaften mit unsichtbarem Licht

Der britische Geheimdienst beschloss daher, Philby nicht mehr aus den Augen zu lassen. Da man gleichzeitig ungefähr ein Dutzend anderer Leute zu beschatten hatte und wenig Personal zur Verfügung stand, wandte man sich hilfesuchend an Oberst Jalbout, den Chef der libanesischen Geheimpolizei.

Man war an den Richtigen geraten. Jalbout war ein brillanter Polizeioffizier und wahrscheinlich einer der fähigsten Abwehrexperthen, die es gab. Wie alle arabischen Grossstädte ist Beirut ein Eldorado der Geheimdienste. Ohne über die modernen Hilfsmittel des FBI und Scotland Yards zu verfügen, brachte es Jalbout dennoch fertig, dass er über die geheimnisvollen und grausamen Geheimdienstmethoden der verschiedenen Mächte im Libanon genau informiert war. So wusste der Oberst bereits eine ganze Menge über Philby und hatte ihn schon im letzten Sommer auf seine Liste der Verdächtigen gesetzt.

Die libanesischen Beschattung Philbys brachte bald Ausserordentliches zutage. Oberst Jalbouts Leute entdeckten, dass Philby ein Doppelleben führte, dass er stets versuchte, seine Bewacher abzuschütteln, und dass er an den unwahrscheinlichsten Orten auftauchte, um sich mit höchst suspekten Individuen zu treffen.

An zwei hintereinanderfolgenden Nächten wurde Philby beobachtet, wie er auf die offene Terrasse seiner Wohnung trat. Er warf einen Blick auf seine Uhr, stand einige Minuten regungslos, sah wieder auf die Uhr und begann dann, mit einem dunklen Gegenstand zu winken.

Angeregt durch einen Tip seines Chefs, erschien der libanesischen Beamte wieder, diesmal jedoch bewaffnet mit einer schwarzen Polaroidbrille. Gegen

Mitternacht trat Philby erneut auf seine Veranda und gab Botschaften mit «schwarzem Licht» weiter.

Jetzt musste man herausfinden, wem Philby seine Nachrichten schickte. Das Haus, in dem seine Wohnung lag, stand auf einer Anhöhe und war buchstäblich von Tausenden von Fenstern in Beirut aus zu sehen, von den Schiffen im Hafen ganz zu schweigen. Trotzdem wurde eine gründliche Suchaktion eingeleitet, und die Libanesen schnappten schliesslich einen schmutzigen kleinen Armenier, der Philbys Nachrichten auf fing und sie an einen anderen Zwischenträger weitergab.

Der Armenier konnte zwar das Kauderwelsch der Nachrichten Philbys wiederholen, hatte aber doch nicht die geringste Ahnung, was sie bedeuten sollten, und weder die libanesische Geheimpolizei noch die Beamten des britischen Geheimdienstes konnten es entziffern. Die Engländer baten die Libanesen, den Armenier einige Zeit festzuhalten, weil dann Philbys Nachrichtenkette unterbrochen und er gezwungen würde, direkten Kontakt mit seinen Auftraggebern aufzunehmen. Alles gelang wie geplant. Nachdem Philby fast einen Monat keine Antwort auf seine Nachrichten erhalten hatte, verletzte er die wichtigste Regel für jeden Spion: Er durchbrach die Sicherheitskette und setzte sich direkt mit seinen Vorgesetzten in Verbindung.

Eines Abends verliess er sehr spät seine Wohnung, nahm ein Taxi und fuhr in das Verkehrsgewimmel des Beiruter Nachtclub Viertels. Dort sprang er aus dem Taxi, lief durch eine Einbahnstrasse in die entgegengesetzte Richtung, nahm wieder ein Taxi und liess an einer Telefonzelle in einem gänzlich anderen Stadtteil halten. Es folgten ein kurzes Telefonat, weitere verschiedene Taxifahrten und einige sehr gekonnte Versuche, die Beschatter loszuwerden. Seine Beschatter folgten ihm jedoch bis in den schäbigen Furn-es-Shebbak-Distrikt von Beirut. Philby kletterte aus dem Taxi und stieg in eine verdunkelte Wohnung, die sich über einem armenischen Süswarenladen befand. Ein paar Minuten später traf er dort einen Beamten der sowjetischen Botschaft – denselben untersetzten jungen Mann mit schütterem Haar, der später auf Mrs. Philbys Hilferuf mit dem Blumentopf hin an ihrer Tür erscheinen sollte.

Die Einzelheiten dieses Treffens über dem armenischen Laden sind nicht bekannt, aber die Libanesen beschlossen, nicht weiterzuforschen. Oberst Jalbout schloss aus allem, dass Philby in eine Ost-West-Geschichte verwickelt war, die jedoch nichts mit dem Libanon zu tun hatte; seine Agenten mussten sich auf 20 bis 30 Personen konzentrieren, die die libanesischen Belange unmittelbar betrafen. Die Engländer jedoch wollten die Sache nicht laufenlassen. Ende 1962 beschloss man, Philby mit belastendem Material zu konfrontieren.

Fotografie bei Nacht

Sehen in der Nacht – selber im Schutze dieser «Tarnkappe» die Umwelt wahrzunehmen und allen überlegen zu sein –, dieser Wunschtraum ist durch die «Op-tronik» (Optik in Verbindung mit Elektronik) im 20. Jahrhundert wahr geworden.

Zum Sehen braucht man zweierlei: die Augen und das Licht. Wenn man zum Beispiel in einem dunklen Raum etwas zu erkennen versucht, muss noch eine bestimmte Menge Licht vorhanden sein, damit das Auge einen Gegenstand wahrnehmen kann. Diese erforderliche Menge Licht, die in Lux gemessen wird, kann von Auge zu Auge sehr unterschiedlich sein. Nachtaktive Lebewesen, zum Beispiel Katzen, vermögen auch

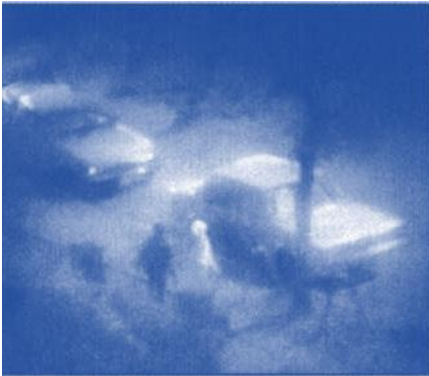
dann noch zu sehen, wenn tagaktive, beispielsweise der Mensch, absolut «blind» sind. Aber völlig ohne Licht kann auch das empfindliche Auge der Katze nichts sehen; es benötigt dazu ebenfalls einen winzigen und schwachen Rest an Licht.

Und gerade dieses letzte Restchen Licht nützt die Optronik. So wie Radiowellen lassen sich auch die Lichtwellen verstärken.

Mit modernen, passiven Nachtsichtgeräten kann das Restlicht, das Mond und Sterne liefern, bis zu 64'000-fach verstärkt werden. Dann reicht zum Beispiel ein brennendes Streichholz aus, um ein Fussballstadion so weit zu erhellen, dass man von einem Tor aus die Umrisse des gegenüberliegenden sehen kann. Selbst die Augen von nachtaktiven Lebewesen können sich nicht mit diesen technischen Wunderwerken messen. Nur eins haben die Augen von Lebewesen und ein Nachtsichtgerät noch gemeinsam: Bei völliger Dunkelheit – in der freien Natur ist das kaum vorstellbar – sieht man mit beiden nichts.

In diesem Fall helfen nur noch ganz besondere technische Hilfsmittel, zum Beispiel ein aktives Nachtsichtgerät. Mit einem für das menschliche Auge unsichtbaren Lichtstrahl, den ein Infrarotscheinwerfer erzeugt, beleuchtet man den Bereich oder das Objekt, das man beobachten will. Die unsichtbaren Lichtstrahlen werden reflektiert, und mit Hilfe von verschiedenen speziellen Geräten (Brillen mit Filterscheiben, Ferngläsern, Fotoapparaten oder Videokameras zur Aufzeichnung) kann man diese sichtbar machen.

Wenn man zum Beispiel eine Strasse in der Dunkelheit beobachtet, nimmt man Autos und Fussgänger nur schemenhaft wahr. Betrachtet man diese Szenen jedoch durch ein Fernglas mit Restlichtverstärker, kann man Fahrzeuge und Passanten deutlich erkennen.





Die modernen, Restlicht aufhellenden Nachtsichtgeräte zeigen ihr wahres Leistungsvermögen und ihre Vielseitigkeit erst in Verbindung mit Foto- oder Fernsehobjektiven. Eine Verschiebung des Empfindlichkeitsbereiches hin zum Infrarotlicht ermöglicht auch hier eine zusätzliche Ausleuchtung des Beobachtungsfeldes. Es genügen aber schon nur verschwindende Bruchteile der Lichtmenge, die aktive Nachtsichtgeräte benötigen. Die aufwendige Technik dieser Geräte verlangt ihren Preis. Aber wann hätte ein Geheimdienst jemals Kosten gescheut, wenn ihm die Information wichtig erscheint

Mit so einem Nachtfotogerät (Abbildung rechts) kann man auch bei extremer Dunkelheit Aufnahmen machen. Die Kamera arbeitet völlig geräuschlos und ist ausserdem so klein, dass man sie bequem in einer Tasche verstecken kann.



Es ist ziemlich umständlich und mühsam, wenn ein Agent sein Beobachtungsfeld mit Infrarotlicht ausleuchten muss. Er braucht dazu starke Scheinwerfer mit den dazugehörigen Stromversorgungsquellen. Da das Licht nicht verstärkt wird, kann er trotz aller Mühen nicht besonders weit und nicht besonders gut sehen. Zudem ist eine Ausleuchtung mit Infrarotlicht mit geeigneten Sensoren leicht zu erkennen (zum Beispiel mit infrarotempfindlichen Dioden, wie man sie für Fernbedienungseinrichtungen der Unterhaltungselektronik verwendet).

Sicher hat Philby gehnt, dass er beschattet wurde, zumal Eleanor Philby früher einmal, als Mrs. Brewer, ebenfalls zu dem Team der «stillen Bewacher» gehört hatte. Zwei hohe Sicherheitsbeamte wurden von London eingeflogen und verhörten ihn scharf, so dass er nicht mehr daran zweifeln konnte, dass sehr viel von seinem Doppelleben bereits bekannt war. Seine Antworten überzeugten nicht, widersprachen sich und belasteten ihn zweifellos. Die Engländer konnten Philby auf fremdem Boden jedoch nicht verhaften und konnten nicht erwarten, dass die Libanesen ihn auslieferten. Nächtliche Taxifahrten und der Besuch eines armenischen Süßwarenladens verstießen gegen kein Gesetz. Nicht loyal gegen das fene England zu sein ist im Libanon noch kein Verbrechen.

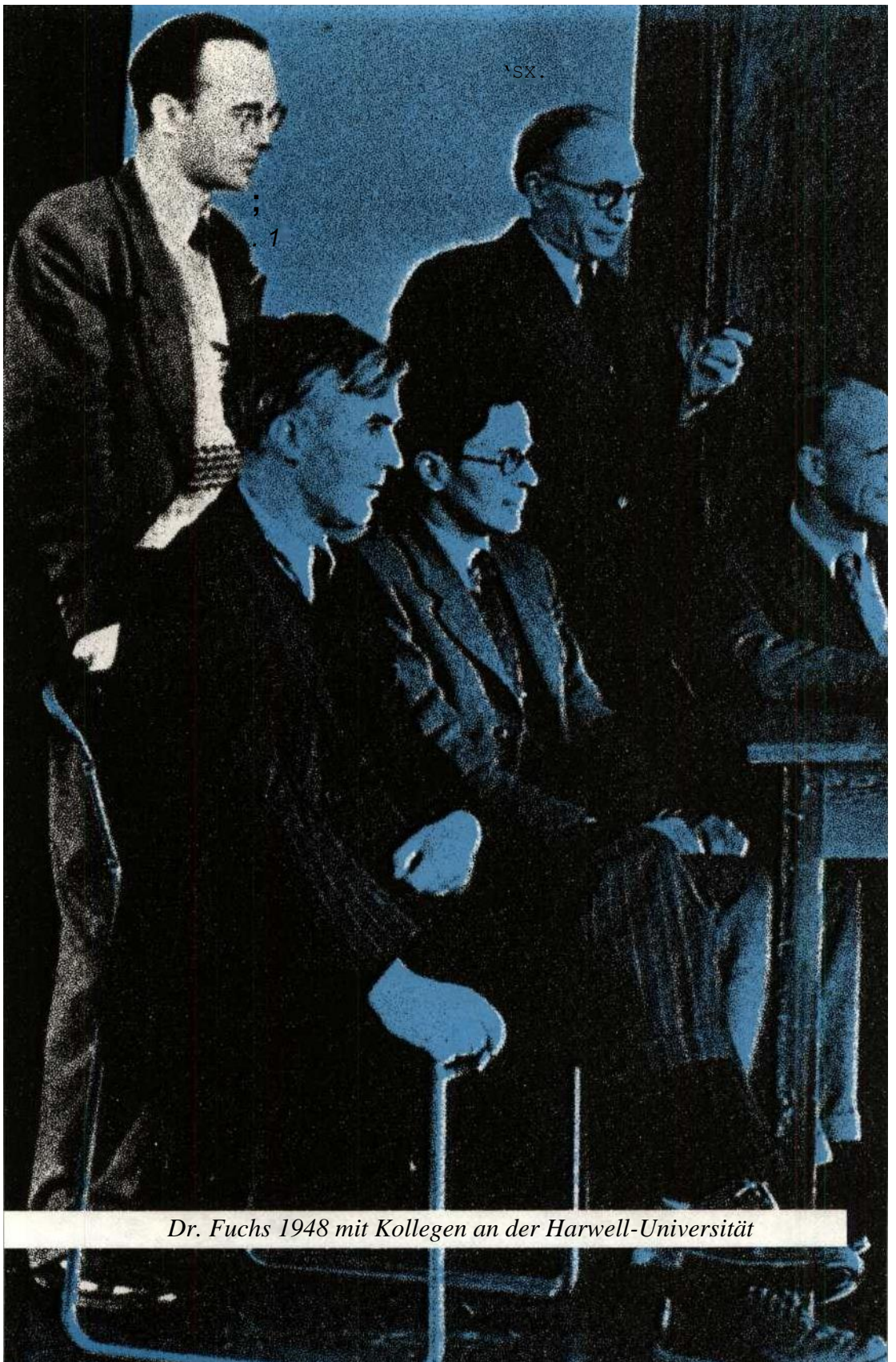
Flucht

Trotzdem war Philby nur noch ein Nervenbündel und spürte sicherlich genau, dass er das Spiel verloren hatte. Welche Möglichkeiten standen ihm denn noch offen? Er brauchte dringend Geld und hatte Frau und mehrere kleine Kinder zu versorgen. Er war viel zu verkrampft, um seinen Beruf auszuüben, und rechnete fest mit seiner Entlassung beim *Observer* und *Economist*. Die Wahl war nicht ermutigend: Selbstmord oder Flucht. Am Abend der Dinnerparty von Balfour-Paul floh er. Seine Flucht, wenngleich überhastet, geschah jedoch freiwillig. Oberst Jalbout brauchte Wochen, um den Zeugen aufzuspüren, der gesehen hatte, wie der Verdächtige in Begleitung zweier untersetzter Männer auf dem russischen Schiff *Dolmatowa* an Bord ging. Der Dampfer verliess Beirut im Morgendämmem des 24. Januar 1963. Bestimmungsort war Odessa.

Nachdem ihr Mann verschwunden war, schwankte Eleanor Philby bei ihrer Zusammenarbeit mit der britischen Botschaft zwischen grosser Ehrlichkeit und Geheimnistuerei. Erst als sie im April den «Instruktionsplan» erhielt, den Libanon an Bord des tschechoslowakischen Flugzeuges zu verlassen, beschloss sie, englische Hilfe in Anspruch zu nehmen und die Botschaft alle Mitteilungen Kims wissen zu lassen. Im Mai arrangierten die Briten mit den Libanesen gemeinsam die heimliche Abreise Eleanors und der beiden Kinder aus Beirut. Eleanor brachte die Kinder in England bei Verwandten Kims unter und fuhr nach New York weiter, um ihre Tochter Anne zu besuchen, die zu ihrem Vater Brewer in die USA zurückgekehrt war. Als sie später wieder nach England kam, war sie am Rand eines Nervenzusammenbruchs und zog sich vollständig zurück.

Am 1. Juli revidierte die britische Regierung, aus Furcht vor einer Pressekonferenz in Moskau, die Philby entlarven konnte, öffentlich ihre Stellungnahme und erklärte, Philby sei in der Affäre Burgess-MacLean tatsächlich der

«dritte Mann» gewesen und habe bereits «vor 1946» für die Russen gearbeitet. Die Erklärung, die in den Beginn des Profumo-Skandals hineinplatzte, wirkte wie ein Schock auf das Land. Im Parlament kreuzten Premierminister Harold Macmillan und der Führer der Labour Party, Harold Wilson, die Klänge. Aus den Reihen der Opposition kamen wütende Forderungen, die Angelegenheit völlig klarzustellen, untermalt von Rufen, Macmillan sei ein Schurke oder ein Idiot oder beides. Der Premierminister – dem aus Loyalität gegen seinen Geheimdienst die Lippen versiegelt waren – konnte darauf nur noch erwidern: «Ich hoffe, das Haus kennt die Gefährlichkeit der Beantwortung solcher Fragen.» Aber erst nachdem Macmillan Wilson kurz über die recht delikaten Hintergründe der Affäre unterrichtet hatte, erklärte sich der Oppositionsführer bereit, im Interesse des Landes weitere öffentliche Diskussionen zu unterbinden. Am 30. Juli meldete endlich *Iswestija*, dass die Sowjetunion Philby politisches Asyl gewährt habe.



Dr. Fuchs 1948 mit Kollegen an der Harwell-Universität

Der Verrat des Jahrhunderts

J. Edgar Hoover

Bereits im Jahr 1945 gelang es den Russen, die Pläne für die Konstruktion der Atombombe, die eben in den USA entwickelt worden war, an sich zu bringen. Die zentrale Gestalt in diesem Superspionagefall war der Physiker Klaus Fuchs. Als Verbindungsmann zwischen ihm und dem sowjetischen Konsulatsangestellten und Geheimdienstoffizier Jakowlew war Harry Gold tätig. J. Edgar Hoover, der Autor dieses Berichts, war damals Leiter des Bundeskriminalamts (FBI) der USA.

An einem Januarnachmittag 1944 standen sich an einer Strassenecke LTU der New Yorker City zwei Männer zum erstenmal gegenüber: der eine Amerikaner, der andere ein eingebürgerter Engländer – und die Weltgeschichte änderte ihren Lauf. Der eine hielt ein Paar Handschuhe in der Hand, dazu ein Buch mit grünem Einband; der andere trug einen Tennisball in der Linken. Handschuhe, Buch und Ball waren ihre Erkennungszeichen bei dieser heimlichen Begegnung, die bereits Monate vorher auf der europäischen Seite des Atlantiks von ihrer Spionagezentrale eingefädelt worden war.

Niemand achtete darauf, als die beiden sich an jenem stürmischen Sonnabend trafen, um ein Komplott vorzubereiten. Drei Jahre später erst sollte das US-Bundeskriminalamt ermächtigt werden, Personen unter die Lupe zu nehmen, die an Atomprojekten mitarbeiteten und somit Zugang zu äusserst brisanten Informationen hatten.

Die beiden nahmen ein Taxi und fuhren in ein Restaurant an der Third Avenue. Über den Tisch hinweg stellte sich der Untersetztere nur als Raymond vor. Auch bei allen späteren Zusammenkünften verriet er nie, dass sein richtiger Name Harry Gold war. Der andere – schmal, blasses Gesicht und schütteres Haar, hängende Schultern und dicke Brillengläser – hatte weniger strenge Direktiven. Er sagte offen, er sei Dr. Klaus Fuchs.

Zur Zeit sei er mit einer britischen Gelehrtengruppe in New York, erzählte Fuchs dem aufmerksam zuhörenden Gold. Er habe die amtliche Bestätigung seiner Zuverlässigkeit vom Sicherheitsdienst der britischen Regierung in der Tasche und arbeite am Manhattan Engineer Project mit. Dabei handele es sich um Versuche, die Energie, die bei der Spaltung von Atomkernen frei werde, für neue Waffen nutzbar zu machen.

Gold konnte kaum sprechen. Dies war der erste Hinweis darauf, welche Art von Material ihm von Fuchs zur Weiterleitung an seine Auftraggeber geliefert werden sollte. Er war zwar kein ausgesprochener Wissenschaftler wie Dr. Fuchs, aber als Industriechemiker doch Fachmann genug, um die ungeheure Tragweite eines solchen Atomprojekts zu erfassen.

Die Vereinbarungen, die an diesem Tag von Harry Gold und Dr. Fuchs im Restaurant getroffen wurden, führten dann dazu, dass die Sowjetunion amerikanische Geheimformeln für die Atombombe bekam.

Nach jener ersten Fühlungnahme mit Fuchs fuhr Harry Gold nach Philadelphia zurück, wo er im Laboratorium der Pennsylvania-Zucker-AG angestellt war. Bei solchen Fahrten empfand er – wie er später gestand – das Hochgefühl, an einer grossen Sache mitzuwirken.

Zu Hause lebte er zurückgezogen mit seinen Eltern zusammen. Im Lauf der Jahre hatte er eine ganze Phantasiewelt zusammengeschwindelt – gar nicht existierende Freunde und Verpflichtungen –, um seinen Eltern seine plötzlichen Reisen glaubhaft zu machen. Er hatte, obwohl er ein gutaussehender junger Mann war, keine Braut, keine Freundinnen; er ging zu keiner Party oder Tanzveranstaltung.

Verworrene Ideale

Wie wurde Harry Gold zum Landesverräter? Vor allem hielt er sich für einen Idealisten und betrachtete sich damit als über dem Gesetz stehend, nach dem Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Diese moralische Verworrenheit zeigte sich bei Gold schon in der Schule. Als er einmal einem Lehrer beim Zensieren von Examensarbeiten helfen musste, verbesserte und radierte er heimlich die ganze Nacht hindurch, damit kein einziger Prüfling durchfalle. In Harry Golds Vorstellungswelt sollten alle es schaffen, denn «sie haben ein Recht darauf».

In Amerika war es ihm gutgegangen, seit er im Juli 1914 als Dreijähriger dorthin gekommen war. Seine Eltern, russische Einwanderer, hatten ihren Namen von Golodnitskij, in Gold geändert. Später besuchte Harry Gold die Universität von Pennsylvania und das Drexel-Institut, wo Chemie sein Spezialfach wurde. Anschliessend fand er Arbeit bei der Pennsylvania-Zucker-AG.

Einige Zeit danach geriet er unter den Einfluss eines Mannes, der seinem Leben eine andere Richtung geben sollte. Gold wurde von seiner Firma entlassen. Bekannte verwiesen ihn an einen Sonderling in Jersey City: Troy Niles. Dieser verhalf ihm zu einer Stellung in einem Labor in Jersey City und nahm ihn unter seine Fittiche.

Dem jungen Mann, der zum erstenmal von zu Hause fort und ganz im Bann jenes Niles war, tat sich eine Welt neuer Ideen auf. Er hörte staunend, dass sein Freund sich eifrig in atheistischen Vereinen betätigte, die Schriften von Marx und Lenin studierte und Mitglied der Kommunistischen Partei war. Gold verbrachte lange Abende bei Niles und lauschte dort den Diskussionen fanatischer Eiferer über Politik, Wirtschaft und die Sowjets.

Sooft bei diesen Zusammenkünften das Wort Russland fiel, hatte sein Klang für Harry Gold etwas seltsam Anziehendes. Seine Eltern hatten ihre alte Heimat verlassen, und den Sohn rührte der Name irgendwie an.

Harry Gold verfiel dem Kommunismus keineswegs rasch. Er war kein politischer Mensch, und die Debatten über den dialektischen Materialismus langweilten ihn. Juristisch gesehen ist Gold nie Mitglied der KP gewesen. Er wurde zum Sowjetagenten infolge seines Verkehrs mit kommunistischen Freunden, infolge seines irreführenden Idealismus, seines Mitgefühls für die Unterdrückten und wegen seiner Sympathien für die alte Heimat seiner Eltern. Er merkte dabei gar nicht, wie er mittels einer raffinierten Tröpfchentechnik langsam aufgeweicht wurde.

«Russland», sagte Niles eines Tages um die Mitte der dreissiger Jahre zu ihm, «ist ein mit Füßen getretenes Land, wo Millionen rechtschaffener Männer und Frauen verhungern, weil nicht genug zu essen da ist.»

Das traf Harry Gold im Innersten. Es rief das in ihm wach, was er schon immer undeutlich gefühlt hatte: Alle Menschen sollten eine faire Chance haben; alle «sollten es schaffen». Aber wie, wie konnte ein einzelner da helfen?

Niles war gleich mit einem Vorschlag bei der Hand. Er habe da einen Bekannten bei einer russischen Handelsvertretung. Und soweit es ihm möglich sei, helfe er diesem Freund – und Russland –, indem er ihm alle technischen Informationen zukommen lasse, die er sich in der Firma in New Jersey besorgen könne, bei der er arbeite. Vielleicht wolle Gold auch mithelfen – indem er gewisse Fabrikationsverfahren von der Pennsylvania-Zucker-AG beisteuere?

Harry Gold überlegte lange. Monate raffinierter Bearbeitung zeigten ihre Wirkung. Schon sah er im Geist die Sowjetunion als den grossen Protektor der Demokratie heraufkommen, gerade zu der Zeit, als Hitler die freie Meinungs-

äusserung unterdrückte, die Gewerkschaften und Oppositionsparteien zerschlug und die Juden verfolgte – etwas, was bei Gold sehr schwer wog.

Vielleicht konnten ein paar chemische Prozesse, heimlich in seiner Firma kopiert, zur rascheren Industrialisierung Russlands beitragen und so mithelfen, den armen hungernden Millionen Brot zu geben. Gold war sich von Anfang an keinen Augenblick im Zweifel darüber, dass er auf dem Weg war, zugunsten einer fremden Macht zum Verräter zu werden. «Ich begann 1936 für die Sowjetunion Werkspionage zu treiben, im vollen Bewusstsein dessen, was ich tat», gestand er später. «Ich war der Ansicht, dass ich, gewissermassen als Verbündeter, Sowjetrussland nur zu Informationen verhalf, auf die es ein Recht hatte.»

Geheimverfahren und Formeln

Es war ein bitterkalter Abend im Winter 1935/36. Niles und Gold warteten vor dem Pennsylvania-Bahnhof in New York. Plötzlich steuerte ein junger Mann mit Boxerkinn auf sie zu. Er hob im Vorbeigehen kurz die rechte Schulter. Niles schloss sich ihm sogleich an, ebenso Gold.

«Das ist Paul Smith», sagte Niles. Er bog in eine Seitenstrasse ein und verschwand im abendlichen Gedränge. Harry Gold war mit seinem ersten sowjetischen Agentenführer allein.

Smith kam sofort zur Sache: «Wir sind interessiert an Lösungsmitteln. Da ist ein Prozess zur Herstellung von reinem Äthylalkohol. Ihr Chefchemiker arbeitet daran. Wissen Sie etwas darüber?»

«Nicht viel.»

Sie behielten ihren raschen Schritt bei. «Nehmen Sie sich die Sache vor», befahl Smith. Sein Ton liess erkennen, dass er der Chef war. «Und bringen Sie mir beim nächstenmal einen handschriftlichen Lebenslauf von sich mit. Halten Sie ihn ausführlich. Und Niles geht Sie jetzt nichts mehr an, verstanden?»

Dann bog Smith, nachdem er kurz das nächste Treffen verabredet hatte, ohne Gruss rechts ab und verschwand im Verkehr.

Von 1936 bis 1950 – selbst während der Jahre 1938 bis 1940, als er in Cincinnati an der Universität weiterstudierte – hatte Gold laufend Aufträge für eine Reihe von Sowjetagenten auszuführen, die alle strikten Gehorsam von ihm verlangten. Er stahl Geheimverfahren und Formeln von der Pennsylvania-Zucker-AG. Er verfasste Berichte, oft mit Skizzen und Diagrammen, und händigte sie an New Yorker Strassenecken seinen Mittelsmännern aus. Er beschaffte wichtige Angaben über Fette, über ein besonderes Verfahren zur Seifenherstellung, über die Wiedergewinnung von Kohlensäure und über Lö-

sungsmittel. Das Einzige, was Gold nicht herausbekam, war das geheime Äthylalkoholverfahren, das die Russen so dringend haben wollten.

Und die ganzen 14 Jahre hindurch wirkte diese Tätigkeit auf Harry Gold wie ein seltsames Stimulans. Sie gab ihm, der sonst nur das triste Angestellendasein in einem chemischen Laboratorium kannte, das Gefühl, sich endlich nützlich zu machen.

Um die Jahreswende 1937/38 bekam Gold innerhalb weniger Monate zwei neue Führungsoffiziere. Bei einer Zusammenkunft mit Paul Smith vor der Columbia-Universität in New York wurde er einem wahren Goliath anvertraut, der wohl 1,90 Meter gross und 100 Kilogramm schwer war. Paul stellte seinen Begleiter als Steve Swartz vor und verschwand. Gold sah ihn nie wieder.

Die Russen merkten bald, dass sie da einen Fehler gemacht hatten. Wenn der baumlange Steve mit dem kleinen Gold, der nur 1,68 Meter mass, auf der Strasse daherkam, dann musste das ja auffallen. Daraufhin suchte die Zentrale doch lieber einen Agenten aus, der Gold in Figur und äusserer Erscheinung mehr ähnelte.

Steves Nachfolger war Fred. Steve stellte ihn in einem Restaurant vor. Fred lehrte Gold, bei jedem Zusammentreffen die grösste Vorsicht walten zu lassen. Er gab ihm Hinweise, wie man feststellt, ob man beschattet wird: indem man stehenbleibt und sich einen Schnürsenkel fester zieht oder eine menschenleere Seitenstrasse hinuntergeht. Abzulieferndes Material steckte man in eine zusammengefaltete Zeitung; die war dann gegen eine Zeitung des Agenten auszutauschen, der die Schriftstücke in Empfang nahm.

Schritt für Schritt

Die Sowjets gaben Gold nie eine regelrechte Ausbildung; er nahm nie an einem Spezialkurs für Spionage teil. Doch er bekam Fingerzeig um Fingerzeig, Anweisung um Anweisung. Schritt für Schritt lernte er die Feinheiten seines Untergrundmetiers beherrschen. Die Russen schulten ihn offensichtlich für wichtigere Aufgaben.

Fred war ein ausgemachter Antreiber. Dauernd drängte er Gold, noch mehr Material zu beschaffen. Gold erwiderte schliesslich, die Pennsylvania-Zucker-AG sei völlig ausgequetscht; es gebe dort nichts mehr zu holen. Dann solle er sich eine andere Stellung suchen, verlangte Fred und schlug dafür vor allem die Marinewerft in Philadelphia vor. Das war Anfang 1938. Harry Gold begann langsam das Bestimmungsrecht über sein Leben zu verlieren.

Darüber hinaus forderte Fred von ihm Listen mit Namen von Personen, die

Agentenführung

Die Arbeit des Agenten, so wie sie in Romanen, Filmen und Fernsehspielen dargestellt wird, stimmt mit der Wirklichkeit absolut nicht überein. Vor allem ist das Spionieren längst nicht so aufregend, wie man vielleicht denkt. Tatsächlich gibt es für die Führung von Agenten straffe Regeln, die ihnen keinen Freiraum lassen, so dass der Traum vom Abenteuer wohl auch für die meisten von ihnen ein Wunschtraum bleibt.

Der klassische Weg, einen Agenten zu führen, geht über legale Residenturen. Als Legalresidenturen bezeichnet man die Stützpunkte eines Geheimdienstes im Operationsgebiet. Das können amtliche und halbamtliche Vertretungen und Einrichtungen der Heimatländer sein, zum Beispiel Botschaften, Konsulate und Handelsvertretungen. Allerdings versteht man unter einer Legalresidentur nicht die gesamte Botschaft oder Fluggesellschaft, sondern nur die Arbeitseinheit des Geheimdienstes.

Im Gegensatz zur Legalresidentur sind illegale Residenturen private Stützpunkte. Die Residenten haben in diesem Fall als Tarnung einen bürgerlichen Beruf. Sie werden unter einer falschen Identität, also unter einer Legende, mit vollkommen gefälschten Ausweisen und Papieren in das Operationsgebiet eingeschleust. Aufgrund des besonderen politischen Verhältnisses zwischen der Bundesrepublik und der DDR führen die DDR-Geheimdienste ihre Agenten nicht nur direkt, sondern auch aus illegalen Residenturen.

Die wichtigste Aufgabe der Geheimdienste ist die Konspiration. Darunter versteht man alle Massnahmen und Verhaltensweisen, die dazu gehören, um die Arbeit eines Agenten geheimzuhalten. Kein Wunder, dass für die Zentrale der Schutz und die Sicherheit eines Agenten oberstes Gebot sind. Von der Art des Auftrags hängt es ab, wel-



Als Anerkennung erhält ein Agent neben Geld auch Medaillen.

che Hilfsmittel und wie viele Personen nötig sind, damit man eine wichtige Informationsquelle so gut wie möglich ausschöpfen kann. Als graue Eminenz im Hintergrund zieht der Führungsoffizier die Fäden. Er lenkt den Agenten, hält ihn unter Kontrolle und bemüht sich, ihn am kurzen Zügel zu führen. Ein Agent kann nicht machen, was er will, das heisst, er kann nicht selbständig handeln. Wenn er zum Beispiel Urlaub machen will, muss er den Termin nicht nur von seinem Arbeitgeber, sondern auch von der Zentrale genehmigen lassen. Auch beim Wechsel des Arbeitsplatzes oder bei grösseren Anschaffungen oder Geldausgaben entscheidet der Führungsoffizier oder der Bevollmächtigte der Zentrale mit.

Zu einer geschickten Menschenführung gehört natürlich, dass ein Agent für eine gute Leistung gelobt wird. Auf der anderen Seite muss er auch Tadel einstecken, wenn er sich falsch verhalten hat oder die konspirativen Regeln missachtet. Im schlimmsten Fall kann ein Tadel sogar bedeuten, dass man seinen Agentenlohn kürzt.

Da die Zentrale zu jeder Zeit genau wissen will, wie ein Agent zu ihr steht, baut der Führungsoffizier regelrechte Prüfungsaufgaben in die laufende geheimdienstliche Operation ein. Auf diese Weise erhofft man



sich Aufschluss darüber, ob der Agent treu zu seinem Auftraggeber steht. So lässt man den Agenten beispielsweise bestimmtes Material beschaffen, das bei der Zentrale bereits vorhanden ist. Oder man lässt den Agenten sogar zeitweise beobachten, während er seine Aufträge erledigt.

Wie sich Agenten mit der Zentrale oder der Residentur verständigen, legt man in einem sogenannten Verbindungsplan oder Schaltplan fest. Der Plan enthält alle als sachliche Schaltmittel bezeichneten Dinge, die zur Führung eines Agenten verwendet werden können: Deckadresse, Telefonnummer, toten Briefkasten, Funkverbindung, Fotoausrüstung, Geheimschreibverfahren, Warnsysteme und Fluchtwege.

Als Deckadresse bezeichnet man die Anschrift von Personen, die dem Geheimdienst aus irgendeinem Grund verpflichtet sind. Wenn ein Agent zum Beispiel eine Nachricht übermitteln will, streut er in den unverfänglichen Text eines Briefes abgesprochene Codewörter ein. Der Empfänger leitet den Brief an die Zentrale weiter. Als Absender sucht sich der Agent häufig einfach einen Namen aus dem Telefon- oder Adressbuch aus. Telefonnummern, die immer wieder an Agenten ausgegeben werden und über die man den Führungsoffizier im Notfall erreichen kann, sollen aufgrund der Abhörmög-

lichkeiten nur in dringenden Fällen benutzt werden.

Wenn Agent und Kurier nicht persönlich Zusammentreffen dürfen, können sie sich auch über den toten Briefkasten verständigen. Über ihn erhält der Agent Anweisungen der Zentrale, aber auch seinen Agentenlohn. Umgekehrt kann er auf diesem Weg auch Informationen und Berichte an seinen Führungsoffizier schicken.

Ein Agent, der über Funk geführt wird, muss zuverlässig sein. Er muss zum Beispiel zur verabredeten Zeit sein Empfangsgerät einschalten, damit ihm die Zentrale mitteilen kann, wann und wo er sich mit seinem Führungsoffizier treffen soll. Der Treff nimmt eine Art Schlüsselrolle in der Führung von Agenten ein. Der Agent lernt die Abgesandten der Zentrale persönlich kennen, tauscht Nachrichten und Material aus und wird auch gleichzeitig überwacht und kontrolliert. Ein Treff im Operationsgebiet muss gut vorbereitet werden, um der Abwehr keine Ansatzpunkte für eine Entdeckung zu liefern.

Geld- und Sachwerte gehören mit zu den wichtigsten Führungsmitteln. Ein Agent, der für die Zentrale im Operationsgebiet arbeitet, erhält in der Regel sein Gehalt auf ein Sperrkonto eingezahlt. Erst nach der Rückkehr aus dem Einsatz kann er über das Geld verfügen.

seiner Meinung nach möglicherweise als Kandidaten für Spionageaufgaben in Frage kamen. Die Kommunisten wünschten genaue Einzelheiten über Leute, die aufgrund ihrer Stellung Informationen liefern konnten, ganz gleich, ob sie KP-Mitglieder waren oder nicht. In einigen Fällen verlangte Fred auch die Ausarbeitung kurzer Biographien: Wie war der Bildungsgrad der Betroffenen? Wer waren ihre Verwandten, Freunde und Berufskollegen? Hatten sie sich schon einmal in irgendwelchen Schwierigkeiten befunden?

Auf Freds Drängen lieferte Gold solche Namen und Notizen. Aber seinen Stellungswechsel zögerte er unter allerlei Vorwänden immer wieder hinaus. Er beschäftigte sich gerade mit dem Plan, so sagte er zu Fred, sein Chemiestudium wiederaufzunehmen.

Fred war darüber entsetzt; ja, er wurde beinahe ausfallend. Doch im Spätsommer 1938 änderte er plötzlich seine Tonart. Weiterstudieren? Eine gute Idee! Er schlug vor, Gold solle auf die Technische Hochschule in Cambridge im Staat Massachusetts gehen. Die Russen würden für die Kosten aufkommen.

Nein, sagte Gold; das könne er keinesfalls annehmen. Er würde ja seiner Familie nicht erklären können, woher er das nötige Geld für ein Studium an einer der führenden technischen Hochschulen von Amerika habe. Nein, er wolle doch lieber bei seinem ursprünglichen Plan bleiben und die Xavier-Universität in Cincinnati besuchen.

Gold setzte seinen Kopf durch und liess sich im September 1938 in Cincinnati immatrikulieren. Wenn die Russen es auch lieber gesehen hätten, dass er auf eine technische Hochschule gegangen wäre, so konnte doch das Chemiediplom einer anerkannten Universität ihn für die Spionage auf wissenschaftlichem Gebiet besser geeignet machen. Die Russen waren bereit, ihn finanziell zu unterstützen, und stellten ihm während der nächsten zwei Jahre etwa 600 Dollar für sein Studium zur Verfügung.

Gold bestand sein Chemieexamen mit Auszeichnung, als zehnter unter 83 Prüflingen. Als er nach Philadelphia und zur Pennsylvania-Zucker-AG zurückkam, hatte die Spionagezentrale der Sowjets bereits neue Aufgaben für ihn. Er rückte jetzt in eine verantwortungreichere Position auf und wurde damit betraut, fortan mit verschiedenen Unteragenten Kontakt zu halten, ihr Informationsmaterial zu sammeln und ihre Tätigkeit zu überwachen.

In den Jahren 1940 bis 1943 wurde Gold nach und nach immer tiefer in dieses Netz verstrickt. Tagsüber war er in der Fabrik beschäftigt. Am Spätnachmittag eilte er meist zu einem Zug nach New York, sprang dort in die U-Bahn oder ein Taxi und hastete zu seinem Treffpunkt. Manchmal musste er stundenlang auf seinen Kontaktmann warten und dann vielleicht noch ein paar

Stunden für die mündlichen Anweisungen opfern, ehe er gerade noch den letzten Zug nach Philadelphia zurück erwischte.

Daneben hatte Harry Gold auch noch lange Reisen in andere Städte zu machen. Das erforderte öfters einen Sonderurlaub. Häufig erhielt er kurzfristige Eilanweisungen, die rasche Entscheidungen und eine Fülle von Vorbereitungen verlangten.

Eine Sache von höchster Wichtigkeit

Im Januar 1944 — er hatte nun seine Verlässlichkeit und Vertrauenswürdigkeit als Kontaktmann hinreichend bewiesen — sagte ihm sein damaliger Agentenführer, er müsse jetzt eine Sache von allerhöchster Wichtigkeit übernehmen. Die neue Aufgabe sei so heikel, dass Gold alles andere aufzugeben und sich ausschliesslich auf seine neuen Instruktionen zu konzentrieren habe.

Das war um die Zeit, als Gold — ein Paar Handschuhe und ein Buch in der Hand — sich zum erstenmal mit dem blassen Unbekannten traf, der einen Tennisball in der Linken trug: Dr. Klaus Fuchs. Raymond stand jetzt dicht vor dem Höhepunkt seiner Karriere als Sowjetspion.

Im Lauf des nächsten halben Jahres bis zum Juni 1944 sahen Gold und Fuchs sich sechs- oder siebenmal in New York. Von dem schwächlichen jungen Gelehrten, der aus Deutschland emigriert war und im Krieg dann in der englischen Grundlagenforschung mitarbeitete, erhielt Gold Formeln, Tabellen und andere technische Daten über die Atomforschung, die er alle seinen Auftraggebern zuleitete.

Nie leisteten sie sich, wie Gold bei seiner Vernehmung später erwähnte, oberflächliche Unterhaltungen. Die Zeit war für beide zu kostbar, ihre Begegnungen waren zu gefährlich. Jedes Wort, das Fuchs sprach, war — über Harry Gold — ausschliesslich für die Russen bestimmt.

Wenn Fuchs wusste, dass er bald wieder schriftliches Material haben würde, vereinbarte er bei einer Vorbesprechung mit Gold genau die rascheste Übergabe an Gold und von Gold an John, den sowjetischen Vorgesetzten. Bei einer solchen Materialübergabe von Hand zu Hand war die Begegnung jeweils äusserst kurz.

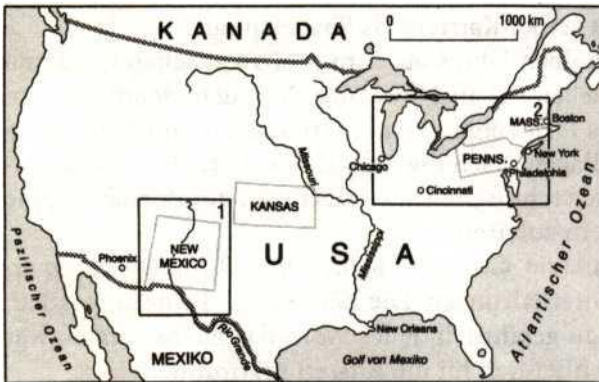
Die Vorsichtsmassregeln, die Gold auf dem Weg zu seinen Verabredungen mit Fuchs beachtete, waren sorgfältig durchdacht. Gewöhnlich nahm er zuerst die U-Bahn, stieg an einer wenig belebten Station aus und wartete zeitungelassen auf dem Bahnsteig, bis mehrere Vorortzüge vorbei waren. Dann sprang er hintereinander auf mehrere Züge und bald wieder ab, immer darauf bedacht, beim Ein- und Aussteigen der letzte zu sein. Häufig benutzte er auch verschiedene Verkehrsmittel, und zwar alle in einer Richtung, die von seinem Treff-

punkt wegführte. Erst wenn er ganz sicher war, dass niemand ihm folgte, fuhr er direkt zu seinem eigentlichen Ziel.

Eines Abends brachte Fuchs das Gespräch auf persönliche Dinge. Ob es wohl angehe, dass seine Schwester in Cambridge, Massachusetts, samt ihren Kindern mit ihm in New York eine gemeinsame Wohnung beziehe? Hier war ein Physiker von Rang der Atomenergie auf der Spur, und dabei war er durch seine Verstrickung in dieses Spionagenetz in seinen Entschlüssen so gehemmt, dass er fragen musste, ob er mit seiner eigenen Schwester zusammenwohnen dürfe.

Und dann, ganz plötzlich und ohne Warnung, war Dr. Fuchs verschwunden. Das war im Juli 1944. Zu einer Verabredung am Museum für bildende Künste in Brooklyn erschien er nicht mehr. Auch zu einem vorsorglich ausgemachten zweiten Treffen im Central Park, an der Westallee, kam er nicht. Gold meldete das sofort John, der argwöhnisch aufhorchte.

«Abgereist», war alles, was von dem Portier des Apartmenthauses zu erfahren war, in dem Fuchs gewohnt hatte. Aus seiner Kartei grub John den Namen von Fuchs' Schwester, Christel Heinemann, aus, und Gold wurde nach Cam-



Die Karten zeigen die Hauptgebiete, in denen der Agent Harry Gold operierte: die nördliche Ostküste der USA und den amerikanischen Bundesstaat New Mexico. In New Mexico lagen die eigentlichen Ziele der sowjetischen Spionagetätigkeit: das Kernforschungslabor von Los Alamos und das Atombomben-Versuchsgelände von Alamogordo. In diesem Bundesstaat, spielt auch der nächste Beitrag.



bridge in Massachusetts geschickt, um bei ihr nachzufragen. Frau Heinemann wusste nur, dass ihr Bruder irgendwohin in den Südwesten der USA versetzt worden war. Sie rechnete aber damit, dass er Weihnachten zu ihr kommen würde. Gold liess ihr ein verschlossenes Kuvert mit einer New Yorker Telefonnummer da und bat sie, es ihrem Bruder bei seinem nächsten Besuch zu geben.

Der Grund für das plötzliche Verschwinden von Dr. Fuchs war, dass man ihn Hals über Kopf nach Los Alamos, New Mexico, beordert hatte. Doch er und Gold nahmen ihre Verbindung in Cambridge wieder auf, als Fuchs kurz nach Weihnachten die Heinemanns besuchte.

Fuchs' Art war jetzt sehr bestimmt. Nur mit den grössten Schwierigkeiten habe er diesen kurzen Weihnachtsurlaub herauschinden können, sagte er. Künftig müsse Gold – für Dr. Fuchs immer noch Raymond – nach New Mexico kommen, wenn weiteres Material in Empfang zu nehmen sei. Sie vereinbarten, sich am ersten Sonntag im Juni 1945 wieder zu treffen, und zwar Punkt 16 Uhr auf der Castillo-Brücke in Santa Fé, New Mexico.

Ehe sie sich an jenem Winternachmittag trennten, steckte der Atomphysiker Gold einen dicken Briefumschlag zu, vollgepfropft mit all den technischen Daten, die er hatte kopieren oder beiseite bringen können – Berichte über die allerletzten Fortschritte bei den Versuchen in Los Alamos. Fuchs hatte dort jetzt freien Zugang zu ganzen Bänden wichtigster Geheimdokumente, zu den Forschungsergebnissen seiner Kollegen, die Wissenschaftler ersten Ranges waren. Kurz darauf war das Material, das einen unschätzbaren Wert hatte, von Gold an John und von John an Moskau weitergeleitet worden.

Der Höhepunkt der Karriere

An dem verabredeten Junitag kam Gold nach Santa Fé. Er fuhr mit der Bahn von Chicago nach Albuquerque in New Mexico, nahm dort den Überlandbus nach Santa Fé und traf um 14.30 Uhr dort ein, anderthalb Stunden vor der vereinbarten Zeit. Wie ein gewöhnlicher Ferienreisender ging er in ein Museum, wo er einen Stadtplan mitbekam. So brauchte er nicht erst nach dem Weg zur Castillo-Brücke zu fragen; er achtete stets darauf, möglichst keine verräterischen Spuren zu hinterlassen. Und er konnte kaum ahnen, dass der Tag kommen würde, an dem er gewünscht hätte, diesen Stadtplan niemals mitgenommen zu haben.

Wenige Minuten nach 16 Uhr kam ein alter Ford mit Fuchs am Steuer die Alameda Street heraufgeschnauft. Die Arbeit in Los Alamos gehe gut voran, berichtete Fuchs; doch er wiederholte, was er schon früher einmal prophezeit

hatte: dass die Atombombe nicht mehr rechtzeitig fertig werde, um noch gegen die Japaner eingesetzt zu werden.

Die beiden verabredeten rasch ihr nächstes Treffen drei Monate später in Santa Fé, und dann erst, kurz bevor sie sich trennten, übergab Fuchs seinem Komplizen ein kleines Paket mit hochwichtigen Informationen. Es war ein für allemal ausgemacht, dass der Atomphysiker das belastende Material bis zur letzten Minute bei sich behielt. Wären die beiden vorzeitig von der Polizei gestellt worden, hätte Fuchs und nicht Gold das Corpus delicti bei sich gehabt, und er war ja dazu berechtigt. Wenige Tage später war das gestohlene Material wiederum in der Hand des Mannes, der sich John nannte.

Die letzte Übergabe von Atombombendokumenten – Daten über den vollständigen Herstellungsprozess – fand am 19. September 1945 statt, sechs Wochen nach dem Abwurf der beiden Atombomben über Japan. Um 6 Uhr abends wartete Gold vor einer Kirche am Stadtrand von Santa Fé. Dr. Fuchs erschien diesmal reichlich spät. Er war wie umgewandelt, wirkte aufgeschlossen, ja geradezu aufgekratzt. Denn die langen Monate intensiver Arbeit am Atomenergieprojekt hatten mit einem grossen Erfolg geendet.

Die beiden fuhren mit dem alten Ford zu einem nahe gelegenen Aussichtspunkt hinauf. Fuchs erzählte Gold, wie ihn das Grausen gepackt habe, als er die erste Versuchsexplosion einer Atombombe bei Alamogordo miterlebte. Dass die neue Waffe noch rechtzeitig für den Einsatz in Japan fertig geworden sei, habe ihn überrascht. Er gab zu, die industriellen Möglichkeiten der USA weit unterschätzt zu haben.

Seine gute Laune machte ihn immer gesprächiger. Er erzählte sogar von seinem Vater, der noch in Deutschland lebe, aber jetzt nach England wolle. Das mache ihm Sorge. Sein Vater sei alt und etwas redselig. Er könne da leicht allerlei über die Jugendzeit seines Sohnes ausplaudern, der ja seinerzeit in Deutschland der Kommunistischen Partei angehört hatte. Nach allem, was ihm bekannt sei, fügte Fuchs noch hinzu, wüssten die Behörden nichts über seine politische Vergangenheit.

Und wieder überkam Gold jenes Gefühl des Rausches. Dieser Augenblick war, so empfand er, der Höhepunkt langer Jahre treuer Pflichterfüllung, treuer Dienste für den Kommunismus. Er war die Krönung seiner Karriere als Spion.

Als die Nacht hereinbrach, liess Fuchs den Motor an, und sie rollten nach Santa Fé hinunter. Kurz ehe sich der Wagen dem Stadtzentrum näherte, zog der Atomphysiker das letzte Kuvert aus der Brusttasche. Einen Augenblick später stoppte er; Gold stieg aus und ging zur Bushaltestelle.

Die beiden Männer sollten sich niemals wiedersehen.

Spuren der Täter

Lange danach erst erhielt das FBI (Bundeskriminalamt der USA) Kenntnis davon, dass die wesentlichsten geheimen Daten des Kernspaltungsprozesses verraten worden waren. Ich bekam als Leiter des FBI die schlüssigen Beweise dafür auf den Schreibtisch gelegt, dass das Geheimnis der Herstellung einer Atombombe in den Besitz einer fremden Macht gelangt war. Wir mobilisierten sofort alle Mittel, über die wir verfügten, um die Schuldigen zu finden.

Als wir an die Arbeit gingen, hatten wir keinen Anlass, Dr. Fuchs zu verdächtigen. Ermittlungen in den USA wie im Ausland führten uns jedoch zu dem Schluss, dass der Verräter höchstwahrscheinlich unter den für vertrauenswürdig gehaltenen Mitarbeitern einer ausländischen Studiengruppe zu suchen sei. Je weiter die Nachforschungen voranschritten, desto mehr erregte ein hochbegabter, schüchterner junger Physiker unseren Verdacht: Dr. Klaus Fuchs. So vorsichtig er auch gewesen war, er hatte in den Vereinigten Staaten doch ein paar Spuren hinterlassen. Nach und nach wurde uns zur Gewissheit, dass dieser Pfarrerssohn, nachdem er vor dem Hitlerregime geflohen war und den Schutz und die Gastfreundschaft der englischen Demokratie genossen hatte, zum Dank der freien Welt ihr wichtigstes Geheimnis gestohlen hatte, um so eine andere Diktatur als die Hitlers zu stärken: die des Kremls.

Inzwischen war Fuchs bereits nach England zurückgekehrt und nach Harwell berufen worden, der damaligen britischen Atomforschungsstätte. Die Einzelheiten, die das FBI über ihn ermittelt hatte, wurden umgehend den englischen Behörden zugestellt, und unter der Leitung von Sir Percy Sillitoe, des



Die Fertighausiedlung der britischen Atomforschungsstätte von Harwell in England. Diese Siedlung hatte man für die Wissenschaftler, die in Harwell arbeiteten, und ihre Familien errichtet. Hier war auch Dr. Klaus Fuchs tätig-als Forscher und Spion.



J. Edgar Hoover (links), der Chef des FBI, leitete Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre die Suche nach den Atomspionen Fuchs (rechts) und Gold. Ganz rechts Sir Percy Sillitoe, der Chef des britischen inneren Sicherheitsdienstes MI5, welcher der Spionageabwehr diente. Sillitoe leitete die Ermittlungen gegen Fuchs in England.

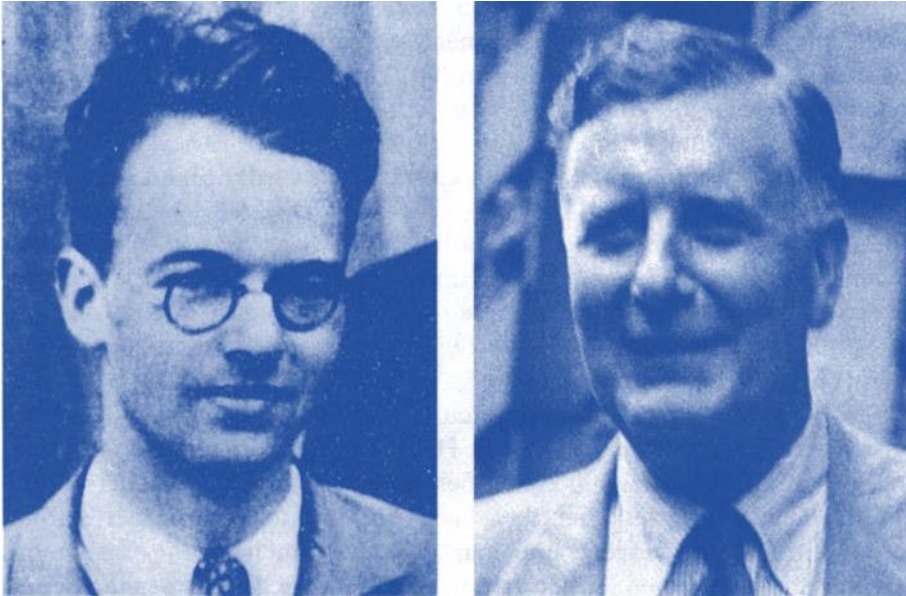
Chefs von MI5, nahm der britische Sicherheitsdienst die weitere Untersuchung in die Hand.

Im Januar 1950 stand einwandfrei fest, dass Fuchs der Haupttäter war. Nach langen Verhören gestand er. Doch mit diesem Geständnis wurde klar, dass wir mit unserer Sucharbeit erst am Anfang standen. Denn Fuchs bekannte sich zwar selbst schuldig, sonst aber nannte er keinen weiteren Namen.

Da Fuchs diese Daten an ein damals verbündetes Land weitergegeben hatte, kam er mit einer Gefängnisstrafe von 14 Jahren davon.

Bei seiner Vernehmung durch englische Beamte gab Fuchs zu, in den Jahren vor Hitlers Machtergreifung Mitglied der KPD gewesen zu sein und auch illegal für sie gearbeitet zu haben. Bald nach Beginn seiner Tätigkeit in der englischen Atomforschung hatte er aus eigener Initiative Fühlung mit dem sowjetischen Spionageapparat aufgenommen und sich freiwillig erboten, Material zu liefern. Er hatte vor seiner Zeit in Amerika mit mehreren Agenten in England in Verbindung gestanden und hatte nach seiner Rückkehr den Kommunisten bis zum Frühjahr 1949 weiter geheime Informationen geliefert.

Dr. Fuchs gab an, er habe während seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten nur mit einem einzigen Agenten zu tun gehabt. Den Namen wusste er nicht. Der Mann schien sich in Chemie und in technischen Dingen auszukennen, war aber kein Kernphysiker.



Wie sah dieser Mann aus? Nun, er mochte 40 bis 45 Jahre alt und vielleicht 1,75 Meter gross sein. Er war untersetzt, hatte ein rundes Gesicht und war höchstwahrscheinlich Amerikaner in der ersten Generation. Eine Beschreibung, die auf Millionen Männer zutraf.

Und wo wohnte er? Auch das wusste der Atomphysiker nicht. Zu ihrer ersten Verabredung sei er, sagte Fuchs, mit einem Tennisball gegangen und er habe sich mit einem Mann getroffen, der ein Paar Handschuhe und ein Buch mit grünem Einband in der Hand hielt. Wie oft sie sich getroffen hatten? Ein paarmal in New York, einmal in Cambridge, Massachusetts, und zweimal in Santa Fé, New Mexico. Wann? Die New Yorker Begegnungen hätten 1944 stattgefunden, das letzte Zusammentreffen im Herbst 1945. Das war ungefähr alles, was er sagen konnte. Ein zu lückenhafter Steckbrief, als dass man damit einen Spion hätte fassen können.

Eine Stecknadel im Heuhaufen

In der ganzen Geschichte des FBI hatte es keinen dringenderen Fall gegeben als diesen. Der Unbekannte musste einfach gefunden werden. Unsere Aufgabe wurde noch dadurch kompliziert, dass strengste Geheimhaltung nötig war. Ausser mir hatten nur ganz wenige hohe amerikanische Regierungsbeamte von allen Einzelheiten und der weitverzweigten Nachforschungsarbeit Kenntnis.

Von Anfang an lag dieser Fall ganz anders als sonst; er war völlig verschieden von der Fahndung etwa nach einem Bankräuber, der an einer Safetür Fingerabdrücke hinterlassen hat, verschieden auch von der Aushebung einer Bande von Autodieben, wobei Fotos, detaillierte Personenbeschreibungen und lange Vorstrafenregister ja oft die Arbeit erleichtern. Bei unserer Agentenjagd konnte der Gesuchte fast jeder Mann in den Vereinigten Staaten sein.

Unser Ausgangspunkt war Cambridge, weil Fuchs zugegeben hatte, den Agenten dort getroffen zu haben, und weil Fuchs' Schwester, Christel Heinemann, in Cambridge wohnte. Wir wussten auch schon, dass der Atomphysiker sie dort besucht hatte. Wusste Frau Heinemann etwas über den von Fuchs erwähnten Agenten?

Ja, Frau Heinemann erinnerte sich eines Mannes von etwa 40 Jahren, untersetzt und mit dunkelbraunem Haar, der dreimal bei ihnen gewesen sei. Er habe sich bei seinem ersten Besuch als Freund ihres Bruders vorgestellt und gesagt, er sei Chemiker, habe mit Dr. Fuchs zusammengearbeitet und müsse ihn dringend sprechen. Auf den Namen des Mannes konnte sie sich nicht besinnen. Er habe amerikanisch ohne Akzent gesprochen.

Der zweite Besuch hatte stattgefunden, als Fuchs kurz nach Weihnachten einige Tage bei den Heinemanns verbrachte. Die Schwester hatte dabei den Eindruck, dass die beiden Männer sich von früher her kannten. Aber obwohl Frau Heinemann eine Zeitlang im Zimmer geblieben war, hatte sie auf die Unterhaltung der beiden nicht geachtet. Ihr Bruder hatte ihr, als der Besucher gegangen war, auch nichts weiter gesagt.

Einige Zeit danach war der Unbekannte wieder in der Heinemannschen Wohnung erschienen und zum Essen dageblieben. Frau Heinemann meinte, er könne dabei erwähnt haben, dass er verheiratet sei und zwei kleine Kinder habe.

Allmählich schien der vage Schatten deutlichere Umrisse zu bekommen: ein Mann von etwa 40, untersetzt, mit dunkelbraunem Haar; ein Chemiker, umgänglich und freundlich. Wahrscheinlich war er verheiratet und hatte Kinder. Er sprach ohne Akzent. Einiges davon stimmte, wie wir später sahen, einiges aber war ganz falsch.

Frau Heinemanns Mann Robert steuerte noch weitere Einzelheiten bei. Er hatte, als er von seinen Vorlesungen zum Essen nach Hause gekommen war, den Fremden bei dessen drittem Besuch kennengelernt. Er entsann sich, dass der Besucher Philadelphia erwähnt hatte und von dort wohl bis Boston mit der Bahn gefahren war.

Noch ein anderer Weg öffnete sich: Ein Bekannter der Heinemanns, der bei einem der Besuche zugegen gewesen war, erinnerte sich, dass der Fremde über Vitamine gesprochen habe. Aus dieser Unterhaltung habe er den Eindruck ge-

wonnen, der Mann müsse Bakteriologe gewesen sein, der irgendwie mit einer New Yorker Kolonialwaren-Grosshandelsfirma zu tun hatte.

Dann entsann sich Frau Heinemann, dass der Unbekannte bei seinem dritten Besuch ihrem Söhnchen einen Experimentierkasten für chemische Versuche versprochen hatte. Und plötzlich fiel Herrn Heinemann noch etwas ein. Er meinte, der Vorname des Fremden könne James gelautet und sein Nachname mit den Buchstaben, sagen wir, «D-a-v» angefangen haben. «James Dav...» – an mehr konnte sich Herr Heinemann beim besten Willen nicht erinnern.

Gab es einen «James Dav...» in New York, in Santa Fé oder Philadelphia, den drei Städten, die möglicherweise der Wohnsitz des Gesuchten waren? Zunächst ging das FBI daran, seine Archive durchzukämmen – eine zeitraubende Arbeit. Im Verlauf dieser Sichtung hob sich bald ein Name heraus: ein Mann, den wir James Davidson nennen wollen. Er war Ingenieur und wohnte in New York. Die allgemeinen Merkmale trafen auf ihn zu, und Erhebungen über seine berufliche Tätigkeit ergaben, dass er zu der Zeit, als Fuchs in Cambridge weilte, von seinem Arbeitsplatz abwesend war. Darüber hinaus konnte James Davidson auch bei anderen Zusammenkünften der zweite Mann gewesen sein.

Per Flugzeug wurden Fotos nach England geschickt und Dr. Fuchs dann im Gefängnis vorgelegt: Aufnahmen von verschiedenen Personen, alle möglicherweise verdächtig. Dr. Fuchs schied alle aus bis auf eine – die Fotografie des Mannes, den wir hier James Davidson nennen. Eine ganze Weile betrachtete Fuchs dieses Foto. «Irgendwie kommt mir der Mann bekannt vor», murmelte er. Dann deckte er die obere Kopfpartie auf dem Bild zu, um einen Hut anzudeuten, und fügte hinzu: «Beschwören kann ich's nicht, aber ich bin ziemlich sicher: Dieser Mann ist es.»

Nun darf kein Untersuchungsverfahren ausschliesslich auf solchen vagen Indizien beruhen. Sie mussten durch weiteres Material erhärtet werden. Als nächstes wurden die Fotos den Heinemanns in Cambridge vorgelegt. Sie sahen alle Aufnahmen sorgfältig durch – und schüttelten den Kopf. Nein, keinen dieser Männer hätten sie je gesehen. Später wurde Robert Heinemann Gelegenheit gegeben, sich einmal James Davidson in Person anzuschauen – eine sehr viel zuverlässigere Gegenprobe. Sie bestärkte ihn nur noch darin, dass James Davidson nie bei ihnen gewesen sei.

Wer hatte recht, Fuchs oder seine Schwester und sein Schwager? Da Fuchs und die Heinemanns ziemlich sicher schienen, dass Fuchs' Kontaktmann Chemiker gewesen sei, hatte das FBI sofort eine systematische Durchsicht aller früher bearbeiteten Fälle eingeleitet, in denen Chemiker betroffen waren. Fieberhaft suchten wir nach einem Chemiker, auf den auch die anderen Einzelhei-

ten zutrafen, die man uns genannt hatte. Bald hatten wir eine ganze Reihe Verdächtiger zusammen: einige, auf die im Wesentlichen alle geforderten Merkmale passten, andere, die nur einige aufwiesen, und ein paar, bei denen bloss ein einziger Punkt stimmte. Jeder dieser Verdächtigen wurde gründlich unter die Lupe genommen. Immer mehr Fotos wurden den Heinemanns in Cambridge vorgelegt und dann zur Begutachtung durch Dr. Fuchs über den Atlantik geflogen.

Auf einigen dieser Aufnahmen sahen die Heinemanns Züge, die ihnen bekannt vorkamen. Dr. Fuchs wiederum sah solche vertrauten Züge auf anderen Bildern. Doch auf keinem der rund 1'500 Fotos, die ihnen vorgelegt wurden, glaubten Herr und Frau Heinemann das Gesicht des Mannes erkennen zu können, der sie in ihrer Wohnung aufgesucht hatte. Somit konnte man also nur bei der unbestimmten Identifizierung James Davidsons durch Dr. Fuchs überhaupt von einem Wiedererkennen sprechen.

Die Suchaktion des FBI verlief jetzt in vielerlei Richtungen. Kriminalbeamte wurden losgeschickt, um alle Personen zu befragen, die in dem New Yorker Apartmenthaus in der 77. Strasse Nr. 128 gewohnt hatten, als Fuchs dort Mieter war. Natürlich waren viele von ihnen inzwischen in alle Winde verstreut; doch die Leute wurden gefunden und vernommen. Aber keiner konnte auch nur den kleinsten Hinweis geben. Ehemalige Mitglieder der britischen Forschungsgruppe und frühere Mitarbeiter am Manhattan Engineer Project wurden ebenfalls befragt. Alle hatten Fuchs als brillanten Atomphysiker in Erinnerung, der für gesellschaftlichen Verkehr oder oberflächliche Konversation wenig übrig hatte. Über seine Bekannten wussten sie nichts von Belang, über seine Spionagetätigkeit nicht das geringste.

In Santa Fé stellten Kriminalbeamte in den Reisebüros sowie an den Fahrkartenverkaufsstellen für Eisenbahn-, Autobus- und Luftverkehr Nachforschungen an. Die Gästebücher in den Hotels wurden geprüft. Doch es fand sich kein Anhaltspunkt, der sich mit einem der Verdächtigen in Verbindung bringen liess.

Konnten möglicherweise die chemischen Laboratorien in New York irgendwelche Hinweise liefern? Den Umfang einer solchen Fahndungsaktion mag die Tatsache andeuten, dass allein im Jahr 1945 von der Stadt New York Tausende von Konzessionen für chemische Firmen bewilligt wurden.

Das Hauptergebnis dieser weitverzweigten Nachforschungen war, dass wir James Davidson endgültig als Verdächtigen fallenliessen. Zweifellos hatte Davidson gewisse Verbindungen zu kommunistischen Aktivisten gehabt; doch wir wussten nun aufgrund einiger Aussagen, dass er nicht Fuchs' Komplize gewesen sein konnte.

Ein Mann im Netz

Langsam kamen wir dennoch unserem Mann näher. Ein Verdächtiger nach dem andern wurde ausgeschieden, bis sich das starke Feld von insgesamt 1'500 Leuten auf nur knapp zwei Dutzend vermindert hatte. Und aus dieser Handvoll, die zum Schluss übrigblieb, begann einer sich deutlicher abzuheben. Er war um die 40, hatte braunes Haar, eine untersetzte Figur und war zwar kein Amerikaner in der ersten Generation, wohl aber schon als Dreijähriger in die USA gekommen; er konnte also leicht für einen gebürtigen Amerikaner gehalten werden. Der Mann war Chemiker, wohnte in Philadelphia und war oft mit der Bahn nach New York gefahren. Sein Name: Harry Gold.

Allerdings – es gab da auch Punkte, die nicht stimmten. Gold war Junggeselle; die Heinemanns aber meinten, der Unbekannte sei verheiratet gewesen und habe Kinder gehabt. Herr Heinemann glaubte, der Name des Chemikers habe «James Dav...» gelautet. Das klang ganz und gar nicht wie Harry Gold.

Trotzdem begannen wir uns auf diesen Mann zu konzentrieren, und zwar deshalb, weil das FBI sich schon einmal wegen einer anderen kommunistischen Sache mit ihm befasst hatte. Zum erstenmal war das FBI im Mai 1947 auf Harry Gold aufmerksam geworden, und zwar im Zusammenhang mit der Vernehmung eines gewissen Abraham Brothman. Die Überprüfung Brothmans, eines Chemikers und Ingenieurs in New York, hatte sich aus einer Information ergeben, die von einer gewissen Elizabeth T. Bentley stammte, nach eigenem Geständnis eine kommunistische Agentin im Kurierdienst. Danach hatten Beziehungen bestanden zwischen Brothman und Jacob Golos, einem bekannten New Yorker Kommunisten, der 1940 ein sowjetischer Spionageleiter war. Brothman hatte Miss Bentley im Sommer und Herbst 1940 bei etwa zehn Zusammenkünften Pläne verschiedener chemischer Verfahren geliefert, die die Agentin dann an Golos weitergab. Irgendwann im Herbst 1940 hatte Golos Miss Bentley gegenüber geäußert, Brothman sei ihm zuwider und er werde ihn einem anderen Kurier zuteilen. Dazu sagte Brothman bei seiner Vernehmung durch das FBI im Jahr 1947, dass der neue Kurier Harry Gold gewesen sei.

Es ergab sich, dass Gold 1947 als Chemiker in Brothmans Laboratorium auf Long Island gearbeitet hatte. So wurde auch er vernommen. Er gab offen zu, Golos im Oktober 1940 kennengelernt zu haben, und zwar auf einer Tagung der Amerikanischen Chemischen Gesellschaft in Philadelphia. Nach der Tagung habe Golos ihm anvertraut, er stehe in Verbindung mit Abraham Brothman, der ihm ab und zu allerlei Lichtpausen von chemischen Dingen überlasse. Golos habe dann vorgeschlagen, Gold solle doch diese Unterlagen

von Brothman in Empfang nehmen und sie vom Standpunkt des Chemikers aus begutachten.

Gold sagte weiter aus, er sei einverstanden gewesen, habe ein paar Tage später Brothman angerufen und sich mit ihm verabredet. Jedesmal, wenn sie sich getroffen hätten, habe Brothman ihm mehr Material über chemische Prozesse gebracht. Es habe Golos jedoch nicht sehr interessiert und er habe es auch nicht an sich genommen. Gold behauptete, diese ganzen Papiere später vernichtet zu haben. Jedenfalls beteuerten Gold wie Brothman, das seien alles harmlose und keinesfalls illegale Dinge gewesen. Und als die FBI-Beamten Gold 1947 vernahmen, war Golos schon tot, so dass niemand diese Darstellung widerlegen konnte.

Ende 1947 war Gold dann als Zeuge vor ein Sondergericht geladen worden, das untersuchte, ob die von Miss Bentley belasteten Personen etwa amtliche Spionagebestimmungen verletzt hatten. Diese Untersuchung endete damit, dass keine offizielle Anklage erhoben wurde. Das bedeutete, dass die Weiterleitung jener Pläne juristisch nicht unter die Spionagebestimmungen fiel.

Harry Gold war damals zwar nicht unter Anklage gestellt worden, doch die Ermittlungen des FBI hatten einige aufschlussreiche Dinge über ihn zutage gefördert.

Irgendein Chemiker hatte mit Dr. Fuchs zusammengearbeitet, das wussten wir. Und Gold war ein Chemiker, der dem allgemeinen Bild, das wir uns gemacht hatten, in vielen Einzelheiten zu entsprechen schien.

Mit den grössten Hoffnungen schickten wir also im Frühjahr 1950 Fotos von Gold über den Atlantik an Dr. Fuchs. Der Häftling warf einen kurzen Blick auf das rundliche Gesicht und das volle Haar des Amerikaners, dann schüttelte er den Kopf. Nein, erklärte er, Harry Gold sei nicht sein amerikanischer Helfershelfer.

War die grosse Suche wieder vergebens gewesen? Mussten wir wieder von vorne anfangen? Wir waren noch nicht ganz davon überzeugt, dass Gold für uns ausschied. Noch immer blieb ja die Frage offen: Sagten die Heinemanns und Dr. Fuchs die Wahrheit? Fürchteten seine Verwandten vielleicht, wenn ihr mysteriöser Gast identifiziert und vor Gericht gestellt würde, selbst in die Sache hineingezogen zu werden? Andererseits hatten sie anscheinend versucht, die Nachforschungen nach besten Kräften zu unterstützen, und die dazwischenliegenden Jahre mochten ihr Erinnerungsvermögen getrübt haben. Das galt auch für Dr. Fuchs. In seinem verstörten Gemütszustand mochte er ehrlich der Meinung sein, Gold sei nicht der richtige Mann.

Doch eine Tatsache konnten wir nicht übersehen. Gold war nicht nur der einzige unter jenen 20, der zum Schluss übriggeblieben war und auf den die

Personenbeschreibung am genauesten passte, er hatte auch mit Golos Verbindung gehabt, einem notorischen Sowjetspion.

Wir beschlossen, noch mehr Einzelheiten über Harry Gold herauszubringen. Wir wollten uns Kollegen und Mitarbeiter von Gold und auch von Brothman vornehmen. Vielleicht waren sie in der Lage, den Charakter und das Vorleben dieses Chemikers aus Philadelphia aufzuhellen. Der kleinste Fingerzeig konnte unseren Nachforschungen neue Wege öffnen.

Dabei kam eine interessante Einzelheit ans Licht. Ein früherer Mitarbeiter von Brothman erwähnte, er entsinne sich eines Bekannten von Brothman, eines gewissen Frank Keppler. Er habe Keppler zwar jahrelang nicht gesehen, doch sei er sich ziemlich sicher, dass dieser Keppler in der gleichen Branche tätig sei wie Brothman: in der chemischen. Als ihm eine Reihe von Aufnahmen vorgelegt wurde, zeigte er, ohne zu zögern, auf eine davon und sagte: «Das ist Frank Keppler.» Doch er zeigte auf ein Foto von Harry Gold.

Warum hatte Gold diesem Mitarbeiter Brothmans gegenüber einen falschen Namen benutzt? Etwas stimmte da doch wohl nicht. Deutlicher denn je hob sich im Frühjahr 1950 als unser verdächtigster Kandidat Harry Gold heraus.

Nur ein winziger Fehler

Am 15. Mai 1950 betraten zwei FBI-Beamte die Poliklinik in Philadelphia und fragten nach Harry Gold, der dort auf der Herzstation den Posten eines Chemikers für biologische Forschung innehatte. Gold war sehr beschäftigt. Ob die Herren die Freundlichkeit haben wollten, ein wenig später wiederzukommen?

Am Abend jenes Tages erklärte sich Harry Gold zur Vernehmung bereit. Er sei ja früher schon vom FBI verhört worden. Was wünsche man jetzt von ihm zu wissen? Die Unterhaltung kreiste zuerst um Golds Lebenslauf. Dann zeigte man ihm ein Foto von Dr. Fuchs. Gold sah es einen Augenblick stirnrunzelnd an und rief dann zur Überraschung der Beamten unbefangen: «Ein ungewöhnliches Bild – das ist doch der englische Spion!»

Es war ein spannungsgeladener Augenblick. Die Kriminalbeamten wählten ihre Worte mit äusserster Vorsicht. Ob Gold Dr. Fuchs vielleicht gekannt habe? Aber nein! Ob er Fuchs vielleicht einmal persönlich gesehen habe? Nein – er habe ihn auf dem Bild bloss erkannt, weil ja alle Zeitungen es gebracht hätten.

Bereitwillig gab Gold über Einzelheiten seines Vorlebens und seiner früheren Stellungen Auskunft – Tatsachen, die dem FBI bereits genau bekannt wa-

ren. Und wohin er denn in seinen Ferien und Sonderurlauben 1944 und 1945 immer gefahren sei, fragte man ihn. Gold versicherte, er sei in seinem Leben nie über den Mittelwesten, über den Mississippi hinausgekommen; er habe auch nie eine Reise nach Massachusetts gemacht. Das war wichtig, da Fuchs' Komplize zweifellos sowohl in Cambridge, Massachusetts, als auch in New Mexico gewesen sein musste. Zunächst wechselten die Beamten das Thema. Wie er eigentlich zu Abraham Brothman gestanden habe, fragten sie. Gold antwortete: Ja, sie seien gute Bekannte gewesen. Er habe ja dem FBI schon 1947 über Brothman Auskunft gegeben. Die Zusammenarbeit mit ihm habe er 1948 abgebrochen, weil die Sache, an der sie gemeinsam arbeiteten, schiefgegangen sei. Er habe sein Geld nicht bekommen und habe deshalb Schluss gemacht. Seine Stellung in der Poliklinik hier in Philadelphia sage ihm weit mehr zu.

Die nächste Frage war heikel: Weshalb er eigentlich den Decknamen Frank Keppler benutzt habe, als er einem Mitarbeiter von Abraham Brothman vorgestellt wurde? Ehrliche Leute brauchten sich doch nicht zu tarnen.

Gold hatte eine Antwort bereit: Noch während seiner Angestelltentätigkeit bei der Pennsylvania-Zucker-AG habe er bereits Laboratoriumsversuche für Brothman durchgeführt und habe nicht gewollt, dass sein Chef in Philadelphia von dieser nicht ganz fairen Handlungsweise erfahre. Doch diese Ausrede war lahm, und jetzt wurden Golds Augen unruhig.

Dann noch eine zweite, etwas sonderbare Sache: Warum Gold denn Miriam Moskowitz, Brothmans Sekretärin, erzählt habe, er sei verheiratet, habe zwei Kinder und sein Bruder sei als Fallschirmjäger gefallen? Gold bestritt, jemals so etwas behauptet zu haben; doch die Beamten wussten es besser.

Als nächstes zeigten sie ihm Fotos von den Heinemanns. Ob er wohl diese Familie kenne? Keine Ahnung, antwortete Gold. Wer sollten diese Leute denn sein? Er habe sie nie im Leben gesehen.

Zum Schluss fragten die Beamten, ob Gold wohl erlauben würde, dass man Filmaufnahmen von ihm mache, kleine Bewegungsstudien. «Aber selbstverständlich», antwortete er. «Machen Sie, soviel Sie wollen.»

Und die Kriminalbeamten machten ihre Filmaufnahmen. Allerdings hatte das FBI schon viel früher – ohne Golds Wissen – solche Bewegungsstudien von ihm aufgenommen, und diese heimlich gemachten Filme waren bereits per Flugzeug an Dr. Fuchs gegangen.

In den folgenden Tagen wurde Gold noch mehrmals vernommen. Er war stets äusserst höflich und gern bereit, alle gewünschten Auskünfte zu geben. Aber, so betonte er immer wieder, er könne ja nicht viel sagen. Sein Leben sei

das eines normalen Bürgers. Er habe nie eine leitende Stellung innegehabt oder in Betrieben gearbeitet, die Geheim- oder sonstige Staatsaufträge hatten.

Und um ganz eindeutig zu beweisen, dass er nichts zu verbergen hatte, stellte er dem FBI frei, doch seine Wohnung zu durchsuchen.

Wie ein Keulenschlag

Die Haussuchung bei Gold wurde in seinem Beisein von zwei FBI-Beamten am 22. Mai durchgeführt. Die beiden Männer gingen ganz systematisch vor. Immer, wenn sie irgendetwas von Interesse fanden, hatte Gold eine Erklärung bereit. Er fühlte sich offenbar sehr sicher.

Plötzlich angelte der eine Kriminalbeamte hinter einem Bücherregal einen gelben Prospekt mit der Aufschrift «Santa Fé, New Mexicos Hauptstadt» hervor. Diese Werbedrucksache, herausgegeben von der dortigen Handelskammer, enthielt einen genauen Stadtplan mit sämtlichen öffentlichen Gebäuden. Wortlos hielt er den Prospekt Gold hin.

Dessen Augen weiteten sich erschrocken. Sein Mund öffnete sich halb, und einen Augenblick lang stand Gold wie versteinert. Der Stadtplan, den er im Museum in Santa Fé mitgenommen hatte, um den Weg zur Brücke ohne langes Fragen finden zu können! Der Schock ging tief. Er warf Gold um, zerschlug die zur Gewohnheit gewordene, undurchdringliche Selbstsicherheit des erfahrenen Agenten. Wie im Traum lallte Gold schliesslich: «Wo kommt denn das Ding her?»

Der eine Beamte fragte scharf: «Sie sagten neulich, Sie seien nie über den Mississippi hinausgekommen – oder etwa doch?»

Wie ein Keulenschlag schien diese Frage auf Harry Gold niederzuzausen. Betäubt, unfähig zu denken, stand er da. Der Mann, der 14 Jahre lang hinter einer Fassade aus Lüge und Phantasie gelebt hatte, gab keine Antwort. Da bohrte der zweite Beamte weiter: «Hier dieser Stadtplan, Mr. Gold – wollen Sie jetzt nicht die volle Wahrheit sagen?»

Da brach es jäh aus Gold hervor: «Ich – ich bin der Mann, dem Fuchs das Material gegeben hat.»

Mit diesen elf Worten wurde aus dem mysteriösen Schatten, den wir so lange gesucht hatten, ein Gefangener aus Fleisch und Blut: Harry Gold. Und – ein seltsames Zusammentreffen – keine Stunde nach seinem Geständnis ging in der FBI-Zentrale in Washington ein Telegramm aus London ein: Dr. Fuchs habe, nach Vorführung der insgeheim auf genommenen Filmstreifen, Harry Gold als seinen amerikanischen Komplizen identifiziert. Zwei Tage darauf, nachdem Fuchs auch die neuen Filmaufnahmen gesehen hatte, die man mit Golds Zustimmung gemacht hatte, war er seiner Sache absolut sicher: Das war der Mann.

Reuevolles Ende

Hatte Harry Gold während seiner langjährigen Spionagetätigkeit auch nur einmal versucht, sich aus dem sowjetischen Netz zu befreien? Wir konnten keinerlei Beweise dafür finden – auch in Golds eigenen Aussagen nicht. Er hatte sich für die Sache Moskaus geradezu mit Selbstaufopferung eingesetzt. Er versagte sich die Annehmlichkeiten des Lebens, opferte sein Geld und seinen Urlaub, machte anstrengende Reisen, nahm schlaflose Nächte in Kauf und ertrug Jahr um Jahr die nervenaufreibende Belastung illegaler Tätigkeit.

Selbst nachdem er das Grundsätzliche gestanden hatte, blieb er noch eine Weile bei seinem Märchen. Doch zum Schluss kam er mit der vollen Wahrheit heraus. Zu spät gelangte er schliesslich doch zu der Einsicht, dass der Kommunismus seine moralische Widerstandskraft völlig gelähmt hatte. Dann durchforschte er sein Gedächtnis nach Namen, Daten und Episoden und lieferte dem FBI nach und nach eine Fülle von Informationen. Das war die einzige Möglichkeit für ihn, wenigstens etwas von seiner Schuld abzutragen.

Die Sowjets hatten Harry Gold geehrt. Er berichtete, wie sein Spionagechef



Harry Gold, Verbindungsmann zu Klaus Fuchs, bei seiner Verhaftung (Mitte).

ihm eines Abends gesagt habe, diese Nacht wollten sie einmal feiern. Gold habe für seine hervorragenden Dienste für die UdSSR einen Orden bekommen: die Medaille vom Roten Stern. Die Russen hatten ihm zwar die handgeschriebene Verleihungsurkunde gezeigt, wollten ihm aber aus Sicherheitsgründen weder die Urkunde noch die Medaille überlassen. Gold fügte noch hinzu, eines der mit der Ordensverleihung verbundenen Privilegien sei freie Fahrt mit der Strassenbahn in Moskau gewesen.

Vor dem Bundesgericht in Philadelphia gestand Gold am 9. Dezember 1950 seinen «furchtbaren Irrtum» ein. «Worte reichen nicht hin, um auszudrücken, wie tief und bitter meine Reue ist», erklärte er. Er dankte dem Gericht für die faire Verhandlungsführung und hob die gute Behandlung durch das FBI und andere Stellen des Justizministeriums hervor. «Bestimmt», versicherte er, «wäre es mir in Sowjetrussland anders ergangen.»

Schliesslich verkündete der Gerichtsvorsitzende das Urteil: 30 Jahre Gefängnis.

Harry Gold hatte den Rest seines Lebens geopfert und die Sicherheit seines Landes aufs Spiel gesetzt – für freie Fahrt mit der Strassenbahn in Moskau. Ein Vorrecht, das auszukosten ihm wohl nicht vergönnt sein sollte.



Greenglass verläßt nach neun Jahren das Gefängnis

Treffen in Albuquerque

Oliver Pilat

Der folgende Beitrag schildert eine wesentliche Episode in der Atombombenspionage der Sowjetunion, die im vorhergehenden Kapitel dargestellt worden ist. Neben Klaus Fuchs und dem Mittelsmann Harry Gold war David Greenglass einer der wichtigsten Agenten in diesem Fall. Greenglass war von seinem Schwager Julius Rosenberg angeworben worden. Dieses Kapitel handelt davon, dass Gold im Verlauf einer Auftragsreise nacheinander von Fuchs und Greenglass, damals beide im Kernforschungslabor von Los Alamos unweit des Atombomben-Versuchsgeländes von Alamogordo tätig, bedeutsame Informationen holt.

Am Sonntag, dem 3. Juni 1945, ungefähr sechs Wochen, bevor ein Blitz, heller als die Sonne, über dem Himmel von Alamogordo das Atomzeitalter einleitete, erklimm ein dicklicher, kleiner Herr mit abfallenden Schultern und einem mürrischen Gesicht die Treppe des Mietshauses North High Street Nummer 209 in Albuquerque, New Mexico, und läutete an der Wohnungstür im ersten Stock. Ein junger Mann in Bademantel und Hausschuhen öffnete.

«Mr. Greenglass?» fragte der Fremde nur, und als der andere nickte, trat er ein und sagte, reichlich ausser Atem: «Julius schickt mich.» Greenglass erwiderte nur: «Oh.» Nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte, ging er zu einem kleinen Tisch, auf dem die Handtasche seiner Frau stand, öffnete sie und zog ein ungefähr zehn Zentimeter langes Stückchen Karton heraus, das von einer Himbeerpuddingschachtel abgerissen war. Der Besucher zog aus einer Tasche ein ähnliches Stück Karton, und die beiden Stücke schienen so einwandfrei zusammenzugehören, dass man sie gar nicht aneinanderzuhalten brauchte.

David Greenglass lächelte triumphierend. Trotz seiner zwei Zentner, der schwarzen, buschigen Augenbrauen und einer schwarzen Haarmähne machte

er einen gutmütigen Eindruck. «Meine Frau Ruth», sagte er mit einer Handbewegung. Der Besucher nickte einer rotbäckigen, blauäugigen jungen Frau zu, die kaum 20 Jahre alt sein konnte und ebenfalls nur Morgenrock und Hausschuhe trug. «Ich bin Dave aus Pittsburgh», sagte er mit überraschend klingvoller Stimme.

«Was für ein Zufall», war Ruth Greenglass' törichte Antwort, und ihre Augen irrten über das am Wochenende übliche Durcheinander in dem Wohnschlafzimmer. «Sie heissen David und er auch.»

«Wir haben heute eigentlich niemand erwartet», erklärte David Greenglass seinem Namensvetter aus Pittsburgh, der in Wirklichkeit Harry Gold hiess. «Das ist wirklich eine Überraschung. Dürfen wir Ihnen etwas anbieten?»

Gold sagte, er habe bereits gefrühstückt. Noch immer hielt er den Kopf gesenkt und blickte auf den Boden, als lausche er auf etwas. «Haben Sie Nachrichten für mich?» fragte er. Greenglass erwiderte: «Ich habe einiges, aber das muss erst herausgeschrieben werden.»

Ruth Greenglass zog sich in die winzige Küche zurück, um frischen Kaffee aufzugiessen; aber als sie zurückkam, schüttelten sich die beiden Männer bereits die Hände, nachdem sie übereingekommen waren, dass Gold um 3 Uhr am Nachmittag wiederkommen solle, um dann die Information über Los Alamos, die er angefordert hatte, in Empfang zu nehmen.

Harry Gold las im Hilton-Hotel ein paar Stunden lang in einem Kriminalroman und nahm dort auch das Essen ein. Er hatte sich am Abend vorher unter seinem richtigen Namen eingetragen, nachdem er bei seinem Besuch in der North High Street um 8 Uhr nur einen grossen, weisshaarigen Mann angetroffen hatte, der ihm sagte, die Greenglasses seien ausgegangen, würden aber sicher gegen Morgen wieder zu Hause sein.

Punkt 3 Uhr nachmittags erschien Gold wieder bei Greenglass. David war in Uniform, den Abzeichen nach Unteroffizier. Ruth hatte Tee bereitet und Plätzchen dazugestellt. Davids Bericht war fertig; er zeigte auf mehreren linierten, weissen Bogen Schreibpapier verschiedene schematische sowie umrissartige Skizzen, an denen Greenglass in dem kleinsten der streng geheimgehaltenen technischen Büros in Los Alamos gearbeitet hatte.

Es lagen ein paar Seiten mit Erklärungen für die verschiedenen Buchstaben und Zeichen auf den Skizzen und eine Liste möglicher neu zu gewinnender Komplizen in Los Alamos bei. «Ich will Ihnen erklären», sagte Greenglass, «warum auf dieser Liste der Name eines bestimmten Mannes steht. Ich habe verschiedene Leute ein wenig nach ihm ausgefragt. Vielleicht ist er nicht sehr gut geeignet, aber da gibt es eine Geschichte ...»

Harry Gold unterbrach ihn. «So etwas ist unerhört riskant, es ist regelrecht

dumm!» sagte er aufgeregt. «Warum tun Sie so etwas? Unter keinen Umständen dürfen Sie jemanden fragen, ob er Ihnen bei der Arbeit helfen möchte. Sie müssen sich völlig isoliert halten und dürfen niemandem gegenüber den geringsten Hinweis geben, dass Sie Informationen nach draussen schleusen.»

David Greenglass hob stimrunzelnd seine breiten Schultern, aber seine Antwort klang freundlich. «Julius hat eine Liste von Leuten gefordert, die eventuell mit dem Kommunismus sympathisieren und vielleicht Informationen beschaffen können», sagte er. «Sie kommen doch von Julius, nicht wahr?»

Der Unterton bedeutete dabei: Julius ist Ihr Chef, oder nicht? Harry Gold fühlte sich trotzdem nicht veranlasst, zuzugeben, dass er Julius Rosenberg noch nie gesehen habe. «Ich nehme die Liste mit», sagte er.

Eine ausserordentlich wichtige Angelegenheit

Rosenberg hatte anlässlich eines Treffens mit den Greenglasses im Januar in New York die Puddingschachtel eigenhändig in zwei Hälften zerschnitten. Die eine Hälfte hatte er Ruth überreicht mit den Worten, dass sein Kurier die andere Hälfte vorweisen werde.

Gold hatte so heftig wie möglich protestiert, als ihm Anatolij A. Jakowlew, Rosenbergs sowjetischer Vorgesetzter in New York, das Stückchen Karton übergab. Es müsse sein, hatte Jakowlew ihn beschworen, aber Gold meinte, es sei sehr unvorsichtig, seine wichtige Reise zu Klaus Fuchs nach Santa Fé durch diesen zusätzlichen Auftrag zu gefährden. Jakowlew aber hatte erwidert, diese Angelegenheit sei ebenfalls ausserordentlich wichtig. Wie immer legte der Sowjetagent einen ausgearbeiteten Plan vor. Gold solle einen Umweg machen, sagte er: nach Phoenix, dann nach El Paso und schliesslich nach Santa Fé. Albuquerque sei von Santa Fé aus in zwei Stunden erreichbar.

Da Gold von seinem Arbeitsplatz in Philadelphia nur begrenzten Urlaub erhielt, liess er den Umweg über Arizona und Texas aus, fuhr gleich nach Santa Fé und kam dort am 2. Juni, anderthalb Stunden vor seinem Rendezvous um 14.30 Uhr, an. Er spazierte durch die Stadt, besuchte ein Museum und erstand einen Stadtplan, um zu vermeiden, dass er nach dem Weg fragen musste. Auf diesem Plan markierte er die Castillo-Brücke. Um Punkt 16 Uhr kam Klaus Fuchs in seinem zerbeulten Wagen durch die Alameda Street auf die Brücke gefahren. Der englische Wissenschaftler liess Gold einsteigen und sprach ihn mit Raymond an. Die beiden Männer fuhren ein Stück aufs Land hinaus, wobei Fuchs über den beabsichtigten Atombombentest in Alamogordo berichtete. Er

erwarte nicht vor 1946 eine erfolgreiche Explosion, sagte er, obwohl gerade in der letzten Zeit imponierende Fortschritte gemacht worden seien. Kurz bevor die beiden sich bei Santa Fé trennten, übergab Fuchs Gold ein dickes Bündel maschinengeschriebener Notizen. Von da fuhr Gold weiter, um die Greenglasses in Albuquerque aufzusuchen.

Gold war angewiesen worden, sich sofort nach dem Empfang von Dokumenten zu verabschieden oder, umgekehrt, erst beim Fortgehen die Dokumente zu übernehmen. Ein Informant konnte bei einer Festnahme immer behaupten, unschuldig zu sein, auch wenn man Informationen bei ihm fand. Nach der Übergabe aber waren beide Partner belastet.

Deshalb hielt es Gold an jenem Sonntagnachmittag bei Greenglass auch nicht länger, obwohl er hinter der verschlossenen Tür sicher war. «Ich muss jetzt gehen», sagte er und stand auf. David Greenglass lächelte. «Wenn Sie noch einen Augenblick warten, gehen wir mit Ihnen», sagte er. Gold überreichte Greenglass einen prallen, weissen, verschlossenen Umschlag, Greenglass fingerte daran herum, riss ihn aber nicht auf, um sich von der darin enthaltenen Summe zu überzeugen.

«Ist es genug?» fragte Gold, als sollte Greenglass das Geld nachzählen.

«Na ja, für jetzt wird es wohl reichen», sagte Greenglass und liess den ungeöffneten Umschlag in seiner Tasche verschwinden.

«Sie brauchen es dringend», sagte Gold, eher als Feststellung denn als Frage.

«Wir hatten eine Menge Ausgaben», gestand Greenglass. «Sie wissen ja, Ruths Fehlgeburt im April – da hagelte es Arztrechnungen, und arbeiten konnte sie auch nicht, und es gab auch noch andere Unkosten.»

«Ich bin fertig», verkündete Ruth mit einem tiefen Seufzer.

«Ich werde alles versuchen, damit Sie etwas mehr Geld bekommen», versprach Gold.

«Das wäre sehr freundlich», sagte Greenglass, als sie die Wohnung verliessen.

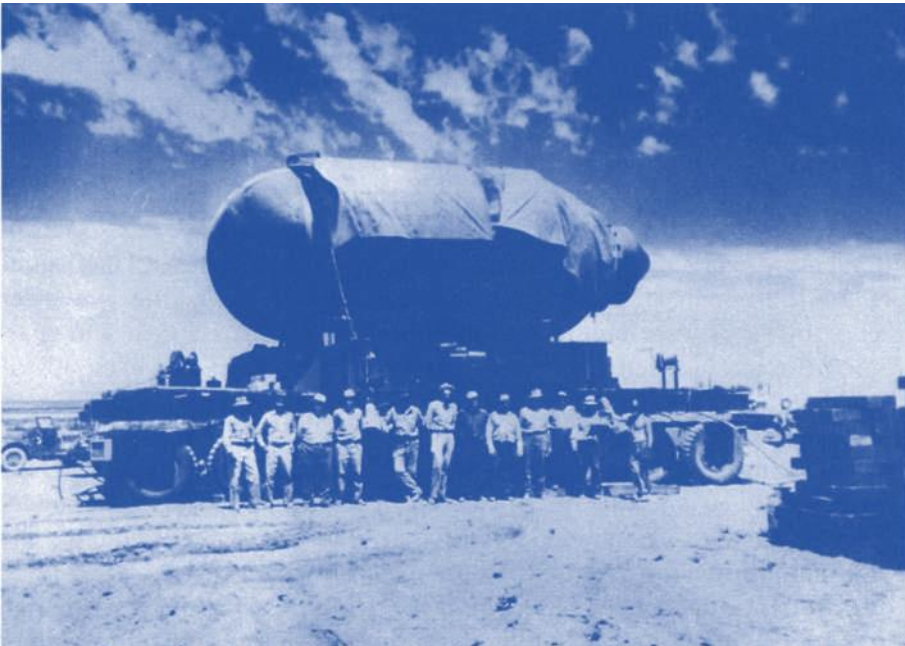
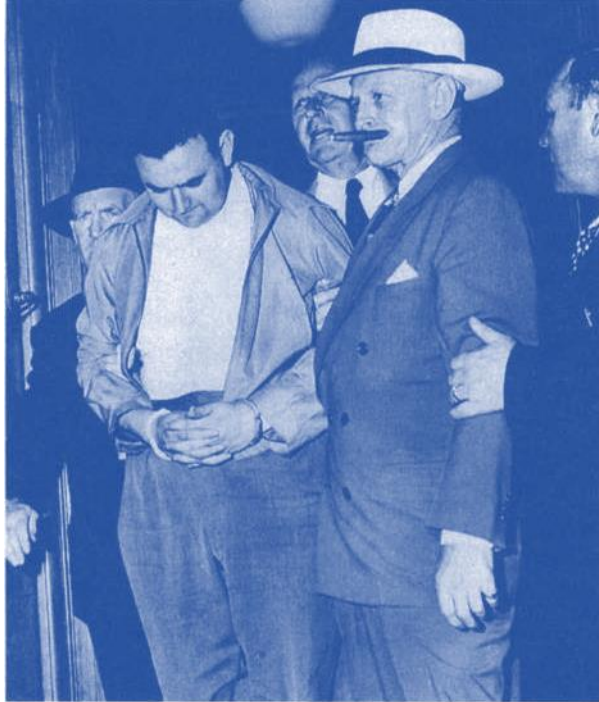
Gold deutete an, man brauche ihn nur bis zum USO-Gebäude zu begleiten, dann wisse er den Weg und wünsche keine Begleitung mehr. Sie gingen auf einer abschüssigen Seitenstrasse bis dorthin.

Nachdem sie sich getrennt hatten, verschwand das Ehepaar Greenglass im USO-Gebäude. Als sie wieder herauskamen, war Gold verschwunden. Schweigend kehrten sie in ihre Wohnung zurück, öffneten den Umschlag und fanden 500 Dollar.

David Greenglass gab das Geld seiner Frau. «Davon können wir eine Weile leben», sagte er. «Damit kommst du aus, nicht wahr? Was hast du denn?»

«Julius hat uns gesagt, dass wir die Informationen aus wissenschaftlichen

David Greenglass (links) wird am 19. Juni 1950m Handschellen aus dem US-Bundesgerichtshof geführt, wo er angeklagt worden ist, Geheimnisse der Herstellung von Atombomben an die Sowjets verraten zu haben. Greenglass arbeitete im Kernforschungslabor von Los Alamos, New Mexico. Nicht weit davon, in der Wüste von New Mexico, wurde am 15. Juli 1945 versuchsweise die erste Atombombe der Welt (unten) zur Explosion gebracht.



Gründen weitergeben», sagte Ruth, «aber jetzt ist es mir klar: Du gibst die Informationen her und wirst dafür bezahlt. Das ist einfach nichts anderes als Ware gegen Geld!» Sie brach in Tränen aus. David tröstete sie, so gut er konnte. Noch ehe er mit dem Bus nach Los Alamos zurückfuhr, hatte sie ihre Fröhlichkeit wiedergewonnen und schon Pläne gemacht, wofür sie das Geld verwenden wollte: 400 Dollar sollten am nächsten Morgen auf das Konto bei der Bank in Albuquerque eingezahlt werden; für 37,50 Dollar würden sie Kriegsanleihen kaufen und den Rest für den Haushalt verwenden.

Währenddessen prüfte Harry Gold im Zug nach Chicago, irgendwo in Kansas, seinen – historisch gesehen – bemerkenswerten Fang. Obwohl er als Chemiker gewissermassen wissenschaftlich qualifiziert war, fand er die theoretischen Darstellungen von Fuchs über die Anwendung der Kernspaltung zur Herstellung einer neuen Waffe ziemlich schwer verständlich. Nachdem er hier und da einige Sätze gelesen hatte, schob er die Bogen in einen festen Umschlag, der einen Metallverschluss hatte und mit der Aufschrift «Doktor» versehen war. Das Material von Greenglass war leichter verständlich und mit Zeichnungen versehen, aber die dünne Handschrift des Unteroffiziers liess sich kaum entziffern. Gold gab auch diese Arbeit nach ein paar Minuten auf und schob die Notizen in einen zweiten Umschlag mit der Aufschrift «Verschiedenes».

Während Gold durch die schlecht geputzten Fenster auf das flache, fruchtbare Land hinausblickte, gratulierte er sich selbst zu dem so ökonomisch und erfolgreich durchgeführten Unternehmen. Die Zeit, die er dabei für die Informanten aufgewendet hatte, belief sich, mit den 20 Minuten bei Fuchs und den zwei kurzen Begegnungen mit Greenglass, zusammen auf eine knappe Stunde. Nur das Ehepaar Greenglass hatte 500 Dollar gekostet, da Fuchs bei einer früheren Gelegenheit die gebotene Summe von 1'500 Dollar glattweg ausgeschlagen hatte und seitdem nicht mehr in Versuchung gebracht worden war. Gold klammerte bei diesen Überlegungen seine eigenen Unkosten aus, die wie immer sehr gering waren; er nahm im Schlafwagen stets das obere Bett und ernährte sich von sparsamen Käufen auf dem Bahnsteig, statt den teuren Speisewagen aufzusuchen.

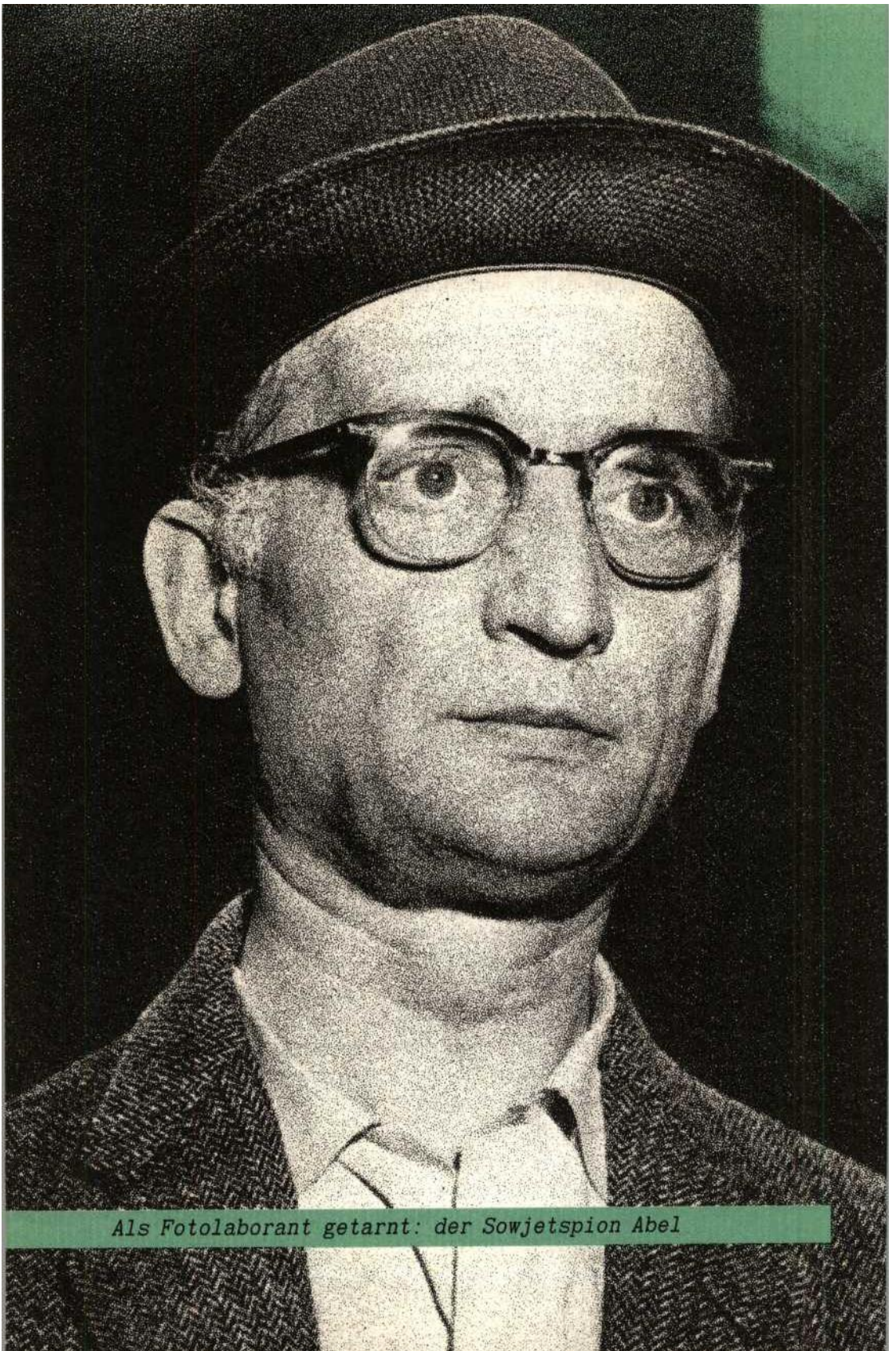
Am Abend des 5. Juni kam Gold in New York an, zu einem Zeitpunkt, der vorher mit Jakowlew, einem schlanken, nervösen Mann um die Dreissig, der Spionagedienste im sowjetischen Konsulat leistete, verabredet worden war. Der Treffpunkt befand sich draussen in Brooklyn, wo die Metropolitan Avenue in den Stadtteil Queens übergeht.

Gold nahm dorthin den stets gleichen Umweg, wobei er mit kleinen Tricks versuchte, mögliche Beschatter abzuschütteln: Er wartete auf einer Unter-

grundbahnstation oder einem Bahnsteig, vermeintlich in die Zeitung vertieft, bis sich die Türen eines Zuges schliessen sollten, und drängelte sich im allerletzten Augenblick noch in den Zug. Das Treffen sollte um 22 Uhr stattfinden. Als Gold vorsichtshalber eine kleine Seitenstrasse durchquerte, schien ihm die Umgebung des Treffpunkts einsam. Er besass ein untrügliches Gefühl dafür, wann man ihn beschattete, und diesmal fühlte er sich frei und unbeobachtet.

Fast auf den Schlag 22 Uhr konnten Jakowlew und Gold sich gegenseitig im Dunkeln ausmachen. Sie näherten sich langsam, um die Möglichkeit zu haben, das Treffen, wenn nötig, nicht stattfinden zu lassen. Jeder hatte eine Zeitung in der Hand. Nach einer leisen Begrüssung gingen sie gemeinsam einmal um den Wohnblock herum. Sie blieben auch stehen, um sich zu unterhalten, tauschten ihre Zeitungen aus und verabschiedeten sich dann rasch voneinander. Das Blatt, das Jakowlew Gold gereicht hatte, war nichts als eine Zeitung, aber die von Gold enthielt die beiden mit «Doktor» und «Verschiedenes» beschrifteten Umschläge und damit genügend Unterlagen für jedes moderne Industrieland mit den nötigen Mitteln und wissenschaftlichen Kenntnissen, um eine eigene Atombombe herzustellen.

Nach einem Fahrplan, den die beiden Männer bereits im Mai ausgearbeitet hatten, trafen sie sich zwei Wochen später noch einmal. Dieses Rendezvous fand an der Endstation der Hochbahnstrecke nach Flushing auf der dortigen Hauptstrasse statt. Jakowlew liess sich während eines Baraufenthaltes von Gold alles über dessen New-Mexico-Reise berichten. Gegen Ende der zweieinhalbstündigen Unterredung teilte Jakowlew mit, dass die beiden Umschläge sofort nach Moskau weitergeleitet worden seien und dort eine Sensation ausgelöst hätten. Die Informationen von Greenglass, sagte Jakowlew, seien «ganz besonders gut und äusserst wertvoll». Solche Worte aus seinem Mund bedeuteten höchstes Lob. Aber selbst das war in diesem Fall noch eine Untertreibung. Als sechs Jahre später John A. Derry, Produktionschef der Atomenergiekommission, die Zeichnungen von Greenglass sah, die Gold damals erhalten hatte, weiteten sich seine Augen vor Erstaunen. «Aber das ist ja haargenau die Atombombe», sagte er, «so gut wie vollkommen!» Damit meinte er aber nicht den Bombentest auf Alamogordo, nicht den ersten Abwurf bei Hiroshima, sondern den Implosionstyp, den dritten und wichtigsten Typ der im Krieg gebauten Serie: die Bombe auf Nagasaki.



Als Fotolaborant getarnt: der Sowjetspion Abel

Ein Genie der Unauffälligkeit

Robert Liston

Der Fall Abel hat Aufsehen erregt. Welche Informationen dieser KGB-Oberst an die Sowjetunion übermittelte, ist so gut wie unbekannt. Abels übergelaufener Gehilfe Hayhanan hat immerhin die Lage einiger toter Briefkästen angegeben und einen Verbindungsmann beschrieben. Mit Abels Festnahme gelang es dem FBI, einen hochrangigen, langjährig tätigen Agenten auszuschalten und ein reiches Arsenal an Funkgeräten, Containern, optischen Spionagehilfsmitteln und Verschlüsselungsunterlagen sicherzustellen. Dieses Material liess darauf schliessen, dass Abel wichtige Verbindungsfunktionen hatte.

Am Abend des 23. Juni 1953 läutete der 13jährige James Bozart, Zeitungsjunge des *Brooklyn Eagle*, an der Tür einer seiner Kundinnen in der Foster Avenue 3403, um die Gebühr zu kassieren.

«Es tut mir leid, Jimmy», sagte sie, indem sie ihm einen Dollarschein gab, «ich habe leider kein Kleingeld.»

Jimmy zählte das Wechselgeld in seiner Rocktasche. Es war zum Herausgeben nicht genug. «Ich werde die Leute von gegenüber bitten, mir zu wechseln. Es sind ebenfalls Zeitungskunden von mir», rief er.

Die zwei Frauen, die auf der anderen Seite des Gangs wohnten, brachten Wechselgeld für einen Dollar zusammen. Jimmy gab der auf ihn wartenden Dame auf einen Dollar heraus und verabschiedete sich. Er klimperte mit den Münzen in seiner Hand.

Während er die Vortreppe hinabrannte, stolperte er und fand mit knapper Not am Treppengeländer Halt. Die Münzen fielen zu Boden. Er bückte sich danach und bemerkte, dass ein 5-Cent-Stück am Münzenrand gespalten war. In dem zwischen Kopf und Zahl klaffenden Spalt steckte ein winziges Stückchen Film. Staunend hielt Jimmy es gegen das Licht. Er glaubte Zahlen erkennen zu können. Eine aufregende Entdeckung.

Das eigenartige 5-Cent-Stück beschäftigte Jimmy dermassen, dass er seinen Freunden darüber berichten musste. Ein Mädchen, die Tochter eines New Yorker Polizisten, erzählte die Geschichte ihrem Vater weiter. Dieser informierte einen Kriminalinspektor, der bei der Ermittlungsabteilung der Bundeskriminalpolizei, dem FBI (Federal Bureau of Investigation), Anzeige erstattete. Zwei Tage später erschienen Beamte des FBI daheim bei Jimmy Bozard und baten ihn, ihnen das hohle 5-Cent-Stück und den darin enthaltenen Film zu überlassen. Es könne sich dabei um etwas sehr Wichtiges handeln.

In ihrem New Yorker Büro unterzogen die Beamten den Film einer genauen Überprüfung. Er enthielt zehn Kolonnen maschinengeschriebener Zahlen. Es waren fünfstellige Zahlen, und meistens befanden sich 21 in einer Spalte. Zweifellos handelte es sich um eine chiffrierte Geheimschrift. Münze und Mikrofilm wurden an das Laboratorium des FBI nach Washington weitergeleitet.

Hier nun wurde die Münze auf das Genaueste untersucht. Die eine Hälfte stammte von einem 5-Cent-Stück aus dem Jahr 1948 mit dem Bild Jeffersons (des dritten Präsidenten der USA). In das R des Wortes TRUST war ein unscheinbares Loch gebohrt worden, so dass man eine Nadel oder irgendein spitz zulaufendes Instrument einführen und die Münze durch Druck auf die andere Hälfte öffnen konnte. Die Wappenseite der Münze mit dem Adler stammte von einem anderen 5-Cent-Stück, das in den Jahren zwischen 1942 und 1945 geprägt worden war. Es war eine Kupfer-Silber-Legierung, wie man sie infolge der Nickelknappheit während des Zweiten Weltkriegs zur Prägung verwendet hatte.

Inzwischen grasten Männer des FBI die Gegend von Brooklyn ab, um einen Anhaltspunkt für die Herkunft dieser Münze zu finden. Die zwei Frauen, die Jimmy den Dollar gewechselt hatten, konnten sich natürlich nicht erinnern, woher sie die Münze hatten. Die Geschäftsleute der Umgebung wurden der Reihe nach ins Verhör genommen, aber den Beamten des FBI gelang es nicht, die Herkunft des eigenartigen 5-Cent-Stückes aufzuspüren. Ebenso wenig vermochten sie den Code zu entschlüsseln. Doch wusste das FBI jetzt immerhin, dass in New York City Spione am Werk waren.

Eben ging der Koreakrieg zu Ende. Der kalte Krieg mit Russland drohte an verschiedenen Brennpunkten des Weltgeschehens «heiss» zu werden. Ein Spion, der sich in der grössten Stadt der Vereinigten Staaten sicher wusste, konnte Truppen- und Schiffsbewegungen ausspähen, konnte sich militärische Pläne und Atomgeheimnisse aneignen und diese weiterleiten. Aber wer war dieser Spion? Wo hielt er sich auf? Wie konnte man ihn aufspüren?

Werdegang eines Agenten

Zu diesem Zeitpunkt war er genau 53 Jahre alt, 1,77 Meter gross, von schlanker Statur; seine sehnige Gestalt wirkte jedoch eher kräftig. Er hatte ein schmales, knochiges Gesicht mit Adlernase und tiefen, von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln verlaufenden Falten. Sein Kinn war eckig, die Lippen waren voll und die Augen unter den buschigen Brauen gross und blau. Seine strähnigen, braungrauen Haare und seine ziemlich schäbig wirkende Kleidung gaben ihm das Aussehen eines Mannes, der vom Leben nicht allzusehr verwöhnt worden war. Er fiel in der New Yorker Grossstadtmasse nicht aus dem Rahmen. Um ihn mit den Worten eines seiner Beobachter zu kennzeichnen: «Er ist ein Genie der Unauffälligkeit.»

Er hiess Andrew Kayotis, Emil Goldfus, Martin Collins oder einfach Mark und, wie er schliesslich aussagte, eigentlich Rudolf Iwanowitsch Abel. Möglicherweise stimmt auch dieser Name nicht. In den Registern des sowjetrussischen Geheimdienstes ist Abel ein häufiger Deckname. Kein Mensch in den Vereinigten Staaten, hier eingeschlossen der Kreis der anderen dort tätigen russischen Geheimagenten, kannte seinen wirklichen Namen.

Er war am 2. Juli 1902 als einziges Kind einer angesehenen Familie in Südrussland geboren worden. Sein Grossvater hatte noch als kleiner Beamter unter den Zaren gedient. Sein Vater konnte es sich leisten, ausgedehnte Reisen zu machen und seine Familie dabei mitzunehmen. Diese Reisen waren es, denen der aufgeweckte Junge sein umfassendes Wissen über das Vaterland in seiner unermesslichen Weite verdankte und die ihm später sehr zustatten kommen sollten. Er war wissbegierig, wie es für einen jungen Mann mit überdurchschnittlicher Intelligenz ganz natürlich war, und hatte eine angeborene Sprachbegabung. Schon in jungen Jahren erteilte er an Moskauer Mittelschulen Unterricht in Englisch, Deutsch und Polnisch.

Mit 25 heiratete er. Fast gleichzeitig trat er in die sowjetrussische Geheimpolizei (GPU) ein. Er wurde der Abteilung für Auslandsspionage zugewiesen. Während kurzer Zeit erteilte er angehenden Spionen Englischunterricht, aber schon bald wurden ihm Spionageaufgaben im Ausland überantwortet.

Da er erfolgreich war, ist über seine eigentliche Tätigkeit wenig bekannt. Fest steht, dass er wegen seiner hervorragenden Dienste im Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland während des Zweiten Weltkrieges ausgezeichnet wurde. Im Jahr 1947 konnte er daher bereits als vollausgebildeter Spitzenagent gelten. Er avancierte, wie es seinen Verdiensten entsprach, bei der

Geheimpolizei (jetzt dem NKGB, dem Komitee für Staatssicherheit, unterstellt) zum Oberstleutnant.

1947 arbeiteten die Umstände dem sowjetrussischen Geheimdienst in die Hand: Andrew Kayotis – der echte Kayotis – hatte beschlossen, im Kreis seiner Lieben in der Heimat zu sterben. Kayotis war 1895 in Litauen geboren und 1916 in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Er wurde 1930 zum amerikanischen Staatsbürger erklärt. Bis zum 15. Juli 1947 lebte er in Detroit und entschloss sich dann im Hinblick auf seinen schlechten Gesundheitszustand, zu seinen Angehörigen nach Litauen zurückzukehren. Man weiss, dass ein amerikanischer Reisepass auf seinen Namen ausgestellt worden war. An Freunde in den Staaten schrieb er noch, er befinde sich in einem litauischen Krankenhaus. Dann hörte man von ihm nichts mehr.

Kayotis ist in diesem Krankenhaus verstorben, und sein Pass gelangte nach seinem Tod in den Besitz des KGB. Der Reisepass kam erst wieder zum Vorschein, als sich ein Mann im Hafen von Le Havre an Bord eines Ozeandampfers begab. Dieser Mann war Rudolf Iwanowitsch Abel. Am 14. November 1948 landete er in Quebec auf kanadischem Boden. Mit Hilfe seines Reisepasses gelang es ihm, die Landes- und Zollgrenze unbehelligt zu passieren. Damit war dem sowjetrussischen Geheimdienst ein entscheidender Schachzug gelungen: Ein Spitzenspion war in die USA eingeschleust worden.

Das Agentennetz wird geknüpft

Als erstes unternahm Abel eine ausgedehnte Reise in seinem Befehlsgebiet. Im Jahr 1949 begab er sich nach New York, um dort sein Hauptquartier einzurichten.

Vorerst galt es nun, für seine Spionagetätigkeit eine geeignete Tarnung aufzuziehen. Er musste eine Beschäftigung vorgeben, die glaubhaft erscheinen liess, dass er auf diese Art seinen Lebensunterhalt bestreite. Eine normale Beschäftigung kam für ihn nicht in Frage. Dafür hatte er keine Zeit. Geheimnachrichten empfangen und aussenden ist eine Ganztagsbeschäftigung.

Dazu kam, dass er nur eine Tarnung brauchen konnte, die gleichzeitig seine der Spionagetätigkeit dienende Ausrüstung würde rechtfertigen können. Er benötigte zumindest einen Kurzwellenempfänger, um die verschlüsselten Meldungen aus Moskau empfangen zu können, und nach Möglichkeit auch einen Sender, um selber Funksprüche durchgeben zu können. Er brauchte neben einer zweckdienlichen Räumlichkeit eine vollständige Fotografausrüstung: Präzisionskameras zum Fotografieren von wichtigen Dokumenten und verschlüsselten Geheimmeldungen, Spezialgeräte und eine ganze Anzahl beson-

derer Chemikalien zum Verkleinern dieses Materials zu Mikrofilmen und Mikropunkten. Abels Requisitenkammer sollte ferner Codebücher, eine Chiffriermaschine und Tinten besonderer Lösung enthalten, um einerseits die Schrift unsichtbar und andererseits später wieder sichtbar zu machen. Auch eine Anzahl von Gebrauchsgegenständen, die sich als Versteck und zum Transport von Filmen und Geheimdokumenten eigneten, würde nicht fehlen dürfen: Bleistifte, Manschettenknöpfe mit beweglichem Verbindungsglied, Rasierpinsel, Stifte, Taschenlampen, Batterien und Münzen – lauter Dinge, die durch nichts den Verdacht aufkommen liessen, dass sich hinter ihrem harmlosen Äusseren raffiniert ausgeheckte Geheimfächer befanden. Auch musste der Mann gewisse Werkzeuge für den Fall auf Lager haben, dass eines seiner Geräte reparaturbedürftig werden sollte. Er konnte kaum seine Chiffriermaschine in eine Werkstatt in seiner Nachbarschaft zur Reparatur bringen.

Dass Abels Wahl auf New York fiel, war kein Zufall. Er wusste, dass er nirgendwo leichter untertauchen konnte als in dieser Metropole, wo die ungewohnte Art oder das seltsame Gehaben eines Mitbürgers niemals besonderes Aufsehen erregt.

Nach einigen Tagen umsichtiger Erkundung entschied er sich für einen Stadtteil, in dessen Gepräge das Ungewöhnliche als selbstverständlich erscheinen musste: Brooklyn, Fulton Street 252, in der Nähe des Bundesgerichtsgebäudes. In einem hässlichen Gebäude, das 1863 erbaut worden war, liess er sich nieder. Viele Jahre lang war in dem Bauwerk eine Töpferwarenfabrik betrieben worden, bis es schliesslich in ein sechsstöckiges Labyrinth zahlreicher Künstlerstudios umgewandelt wurde. Abel mietete im fünften Stock für 35 Dollar einen schäbigen Raum und für weitere 20 Dollar im Monat einen Lagerraum dazu.

Der Unterschlupf in den Ovington Studios war für den russischen Chefspion geradezu ideal. Der Raum lag hoch genug, so dass er auf seinem Kurzwellenradio einen einwandfreien Empfang hatte, zumal er die Antenne zum Fenster hinaus auf das Dach leiten konnte. Seine Nachbarn waren temperamentvolles Künstlervolk, reichlich seltsam und völlig unkonventionell in ihrem Benehmen. Niemand würdigte ihn eines Blickes.

Abel erklärte dem Hauswirt, er sei Fotolaborant und verdiene seinen Lebensunterhalt durch Entwickeln und Fotokopieren von Filmen und Fotomaterial. Damit bedurfte seine Fotografenausrüstung samt chemischem Zubehör keiner weiteren Erklärung.

Im Übrigen hiess Abel, alias Kayotis, jetzt Emil Robert Goldfus. Einen Menschen dieses Namens hatte es einmal gegeben. Er war am 2. August 1902 in New York geboren – im gleichen Jahr wie Abel. Aber der echte Emil Robert Goldfus war schon am 9. Oktober 1903 gestorben. Seine Geburtsurkunde kam

irgendwie in die Hände des sowjetischen Geheimdienstes und befand sich jetzt in der Tasche des Meisterspions.

Um seine Tarnung noch zu vervollständigen, nahm Abel nach seiner Verwandlung von Kayotis in Goldfus noch einen weiteren Namen an: Martin Collins, geboren am 15. Juli 1897. Dabei handelte es sich um eine reine Erfindung; aber Abel war mit gefälschtem Geburtschein und anderen säuberlich auf diesen Namen ausgefertigten Papieren ausgestattet.

Unter dem Namen Collins liess er sich in einem Drittklasseshotel im Westen von Manhattan eintragen. Für einen mit allen Wassern gewaschenen Agentenführer wie Abel war es ganz selbstverständlich, dass er nicht in den Ovington Studios – am Schauplatz seiner Spionagetätigkeit – zugleich auch wohnen konnte. Und jeden Morgen verliess Martin Collins seine Wohnung in Manhattan, pendelte in sein Studio nach Brooklyn und kam dort als Emil Goldfus, seines Zeichens sachkundiger und fleissiger Fotolaborant, an.

Abel spann in den folgenden Jahren die Fäden seiner Tarnung zu einem ausgeklügelten Netzwerk der Irreführung aus. Er baute sich im Lauf der Zeit einen kleinen, sorgsam ausgewählten Freundeskreis auf, dem namentlich Burt Silverman, Alan Winston und David Levine angehörten. Alle drei waren Maler und beträchtlich jünger als er selbst. Das wichtigste aber war, dass seine Freunde nicht das leiseste Interesse an Politik hatten. Sie waren Künstler und lebten nur für ihre Malerei und Bildhauerei. Für sie war Emil Goldfus ein Künstlerkollege und Weggenosse, nichts weiter. Sie glaubten ihm seine deutsche Abstammung, von der er ihnen erzählte, und auch, dass er viele Jahre lang als Fotolaborant in New York und Boston gearbeitet und Geld gespart habe, um schliesslich seiner Leidenschaft, der Kunst, leben zu können. Silverman und Winston legten für ihn sogar 15'000 Dollar sowjetrussischer Staatsgelder in ein Safe; er hatte ihnen erklärt, es seien dies seine Lebensersparnisse aus der Zeit seiner Berufstätigkeit als Fotolaborant.

Abel und seine Freunde malten zusammen, gaben einander Anregungen und kritisierten sich gegenseitig. Seine Freunde fanden zwar, seine Art zu malen sei etwas traditionell und seine Technik nicht so, wie sie sein sollte, – doch sahen sie ihn auf dem richtigen Weg und würdigten seine Fortschritte. Abel selbst war stolz auf seine Gemälde. Die Freunde gingen auch gemeinsam auf Partys und andere Unterhaltungen. Abel galt in der Runde als sanftmütiger, fast schüchterner Mensch, der durch seine Bildung bestach. Er sprach fliessend Englisch, mit hervorragendem Oxfordakzent, und war ungeheuer belesen. Er verfügte nicht nur in Sprachen, sondern darüber hinaus auf den Gebieten der Literatur, Kulturgeschichte und Wissenschaften über ein bedeutendes Wissen.

Er schien ein freundlicher und grosszügiger Mann zu sein. Als einmal ein schweres Unwetter das Hausdach beschädigte, eilte er dem Hausherrn, der es notdürftig zu reparieren versuchte, sofort zu Hilfe. Dem Arbeiter, der den steckengebliebenen Aufzug wieder in Gang bringen sollte, bot er bereitwilligst Werkzeug und auch Hilfestellung an und genehmigte ihm – und sich selbst – nach getaner Arbeit einen Drink. Er war «gut Freund» mit jedermann.

Der Hauswirt sah in Abel den idealen Mieter, der pünktlich bezahlte und niemals Scherereien verursachte. Seine Freunde beschenkte er mit auserlesenen selbstgebastelten Dingen. Er spielte für sie auf der Gitarre Bach, hielt ihnen Moralpredigten, bis diese in ihm einen sittenstrengen Mann sehen mussten, der zweideutige Witze und jede Grobheit ablehnte. Manchmal erlebten sie ihn, mühsam atmend, über seinem Inhalationsapparat, und er erklärte ihnen beiläufig, er habe leider die Anlage zu Stirnhöhlenkatarrhen. Natürlich musste er sich deshalb des öfteren auf kürzere Erholungsreisen begeben. Seine Freunde vermissten ihn dann und erwarteten ungeduldig seine Rückkehr.

Die geschlossenen Freundschaften erwiesen sich als überaus verlässlich. Selbst als er einmal auf frischer Tat ertappt wurde, erkannten seine Freunde nicht, wer er wirklich war und was um ihn herum vorging. Eines Tages nämlich stürmte Silverman in Abels Studio, als dieser gerade Funkmeldungen in russischer Sprache aus Moskau empfing. Nervös stellte er den Apparat ab und folgte Silverman in dessen eigenes Studio, das gegenüber lag. Da läutete gerade das Telefon, Silverman nahm ab und sagte harmlos: «Emil ist hier bei mir. Wir hören gerade an seinem Kurzwellenradio Moskau ab.»

Abel erleichte. «Sag um Gottes willen nie mehr so etwas!» stiess er hervor. Aber Silverman dachte sich nichts dabei. Emil Goldfus war sein Freund; und wenn es diesem passte, Radio Moskau zu hören – was hätte er daran finden sollen?

Zu dem Zeitpunkt, als Emil Goldfus in Brooklyn sein Studio mietete, interessierte sich die Sowjetunion insbesondere für die streng geheimgehaltenen Arbeiten an der A- und H-Bombe, für die Entwicklungsarbeiten an Kriegs- und Weltraumraketen; ferner für nukleare Unterseeboote, Radargeräte, Unterwasser-Ermittlungsvorrichtungen und elektronische Rechenanlagen; für die strategischen Planungen des Armee-, Luft- und Marinekommandos und sämtliche bereits in Gebrauch stehenden und noch in der Entwicklung begriffenen Waffen. Das Moskauer Hauptquartier wünschte laufend Berichte über die in den Vereinigten Staaten herrschende öffentliche Meinung, über die wirtschaftlichen Verhältnisse, den Arbeitsmarkt, über russische und soziale Konflikte; ja

selbst der Gesundheitszustand der amerikanischen Volksschichten erregte Moskaus Interesse. Kein Geschehen war Moskau zu geringfügig, keine Meinung zu nebensächlich, als dass Informationen darüber nicht gelegen gekommen wären.

Abel arbeitete im Sinne dieser Bemühungen, indem er die Operationen leitete und einer unbekanntem Anzahl von Unteragenten Anweisungen und Aufträge erteilte. Hatten sie die gewünschten Informationen erhalten, nahmen diese ihren Weg zurück zu Abel, der für die Weiterbeförderung nach Moskau sorgte: sei es in der Schuhbandöse eines Diplomaten, im Rasierpinsel eines Matrosen oder im klimpernden Münzgeld in der Rocktasche eines Flugpassagiers.

Es gab viele Möglichkeiten, Amerikas Staatsgeheimnisse nach Moskau zu bringen. Die Lieblingsmethode Abels bestand darin, Fotografien zu Mikropunkten zu verkleinern, diese so zu behandeln, dass sie blütenweiss und die Texte unsichtbar wurden, bis sie erneut der Spezialbehandlung durch einen eingeweihten Fachmann unterzogen wurden. Dann kaufte er irgendeine Illustrierte, entfernte das Deckblatt und die Rückseite und zog die Metallklammern der Heftung aus dem Besatz am Rücken der Zeitschrift; in den Löchern konnte er die Mikropunkte unter dem Besatz verstecken, den Rücken neu heften und den Einband wieder aufkleben. Die auf diese Art sorgfältig behandelte Zeitschrift rollte er ein und schickte sie, als Drucksache verpackt und frankiert, nach Paris an die Adresse russischer Agenten, die sie dann nach Moskau weiterdirigierten. Selbst wenn das FBI oder der CIA, der amerikanische Geheimdienst, Verdacht schöpfen würde, dass die Zeitschriften zu Spionagezwecken verwendet worden sein könnten, wäre es ein schlechthin unmögliches Unterfangen, die winzigen weissen Mikropunkte ausfindig zu machen.

Mit der gleichen Klugheit und Gründlichkeit, mit der Abel seine Tarnung aufgezo-gen hatte und die er bei der Weiterleitung wichtiger Geheiminformationen nach Moskau an den Tag legte, sorgte er für die unbedingte Wahrung dessen, was Spione unter Sicherheit verstehen.

Man darf sich in Abel nicht den Geheimagenten vorstellen, der einen Panzerschrank knackt oder aus einem verschlossenen Aktenkabinett im Pentagon Dokumente stiehlt. Das hätte Abel nie getan. Beispielsweise hat keiner der Unteragenten den Mann namens Martin Collins oder den Fotolaboranten und Amateurmaler Emil Goldfus gekannt. Sie kannten nur «Mark», ein mysteriöses, in der Regel völlig gesichtsloses Individuum, das ihnen an einem halben Dutzend verschwiegener Orte in den verschiedensten Vierteln New Yorks Geheimnachrichten hinterlegte. Wo genau? In einem eisernen Zaunpfahl am Ende der Seventh Avenue in der Nähe der Macombsbrücke, im Sockel eines

Laternenpfahls im Fort Tryon Park, in der Spalte einer Zementstufe im Prospect Park. Oder in einem magnetischen Behältnis, das an der Unterseite einer Parkbank oder eines Sitzbrettchens in der Telefonzelle einer Strassenbar klebte. Es gab Hunderte von Winkeln, die sich prächtig als Versteck zum Beispiel für ein hohles 5-Cent-Stück oder für einen hohlen Stift oder eine mit Fächern versehene Blitzlichtbatterie eigneten.

Damit die darin verwahrten Geheimnachrichten nicht in falsche Hände gerieten, wie dies mit der erwähnten Münze geschah, arbeitete Abel mit seinen Agenten ein Zeichensystem aus. Sah ein Agent auf der Mauer einer wenig frequentierten Untergrundstation eine waagrechte Markierung in blauer Kreide, so wusste er, dass an einem vereinbarten Ort eine Nachricht versteckt war. Ein senkrechttes Zeichen dagegen bedeutete: Nachricht gefunden.

War ein persönliches Treffen unumgänglich notwendig, so arrangierte Abel es in einem dunklen Theatersaal oder in einer halbdunklen Bar. Er hielt dann sein Gesicht unter der Hutkrempe verborgen und gab sich nur als der Mann, der das Losungswort wusste, zu erkennen.

Die Heimlichkeit und Pedanterie, die Abel aufwendete, erscheinen fast unglaublich, wenn man bedenkt, dass das alles in einer Stadt geschah, in der sich die unmöglichsten Szenen auf offener Strasse abspielen. Hier liegen sich Eheleute gegenseitig schimpfend in den Haaren, dort schleudern sich irgendwelche Erzfeinde lästerliche Flüche an den Kopf; oder es spaziert einer den Gehsteig entlang und führt mit sich selbst endlose Selbstgespräche, von grossen Gesten begleitet. Niemand dreht sich danach um. Die Stadt ist zu gross, zu schnellebig und buntscheckig ist das Bild der Strasse, als dass es jemand der Mühe wert fände, sich nach einem anderen umzudrehen. Abel wusste das. Trotzdem traf er jede nur mögliche Vorsichtsmassnahme.

Was Abel genau ausspionierte, wird nie bekanntwerden. Man kann jedoch einige Mutmassungen anstellen.

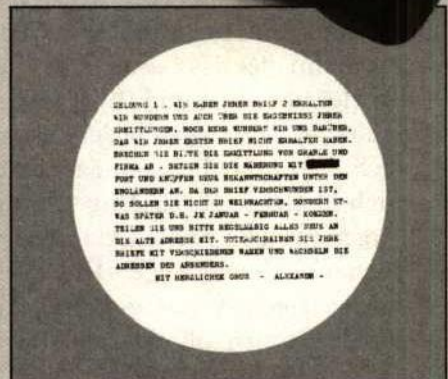
Abels Ankunft in New York fiel in das Jahr, in dem Russland seine erste Atombombe zur Explosion brachte. In den Monaten darauf erfolgte die Festnahme jener Spione, die den Russen das Geheimnis der A-Bombe verraten hatten. Das Ehepaar Rosenberg, David Greenglass, Harry Gold, Alan Nunn May, Klaus Fuchs und noch weitere Spitzel kamen hinter Gitter. Zwei weitverzweigte sowjetrussische Spionageringe in den USA platzten. Nachdem die Atomspionageringe aufgefliegen waren, leistete Abel für die Machthaber in Moskau wesentliche Aufbauarbeit, indem er einen neuen Spionageapparat in Amerika aufzog. Er rekrutierte neue Agenten, bildete sie aus und festigte die Moral der vom alten Netz noch übriggebliebenen Agenten.

Mikratfotografie

Wenn man das Mikrat in einen Diarahmen einlegt und gegen das Licht hält, kann man es mit einem Taschenmikroskop, das 120fach vergrößert, lesen.

Das Fotografieren mit einer Mikratkamera erfordert trotz einfacher Handhabung einen so grossen Aufwand, dass derartige Aufnahmen nur in einem abgesicherten Bereich, zum Beispiel in der Wohnung des Agenten, angefertigt werden können.

Nicht nur der Agent fertigt und versendet Mikrate. Auch die Zentrale benutzt diesen Weg, um den Agenten zu führen. Ein Mikratingfilm umfasst 15 Aufnahmen.

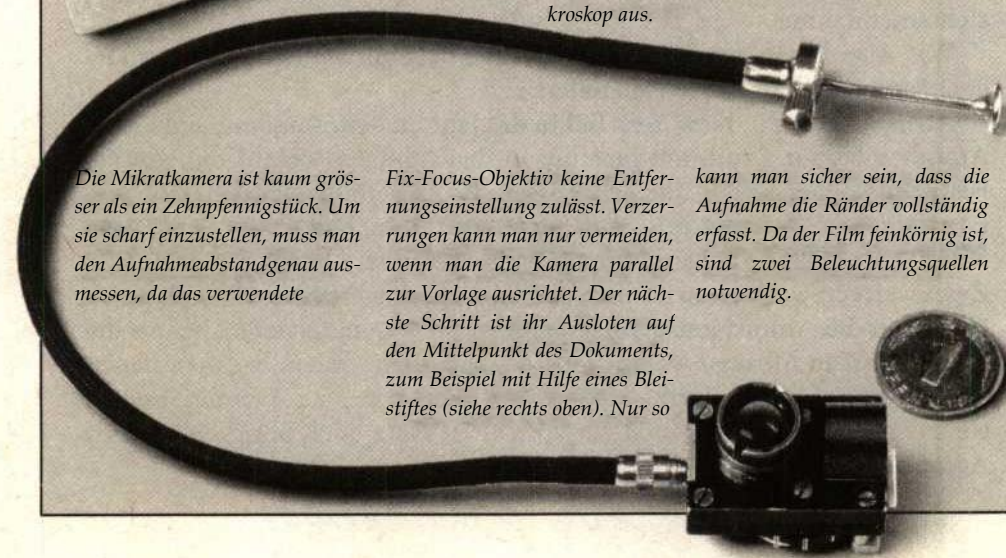


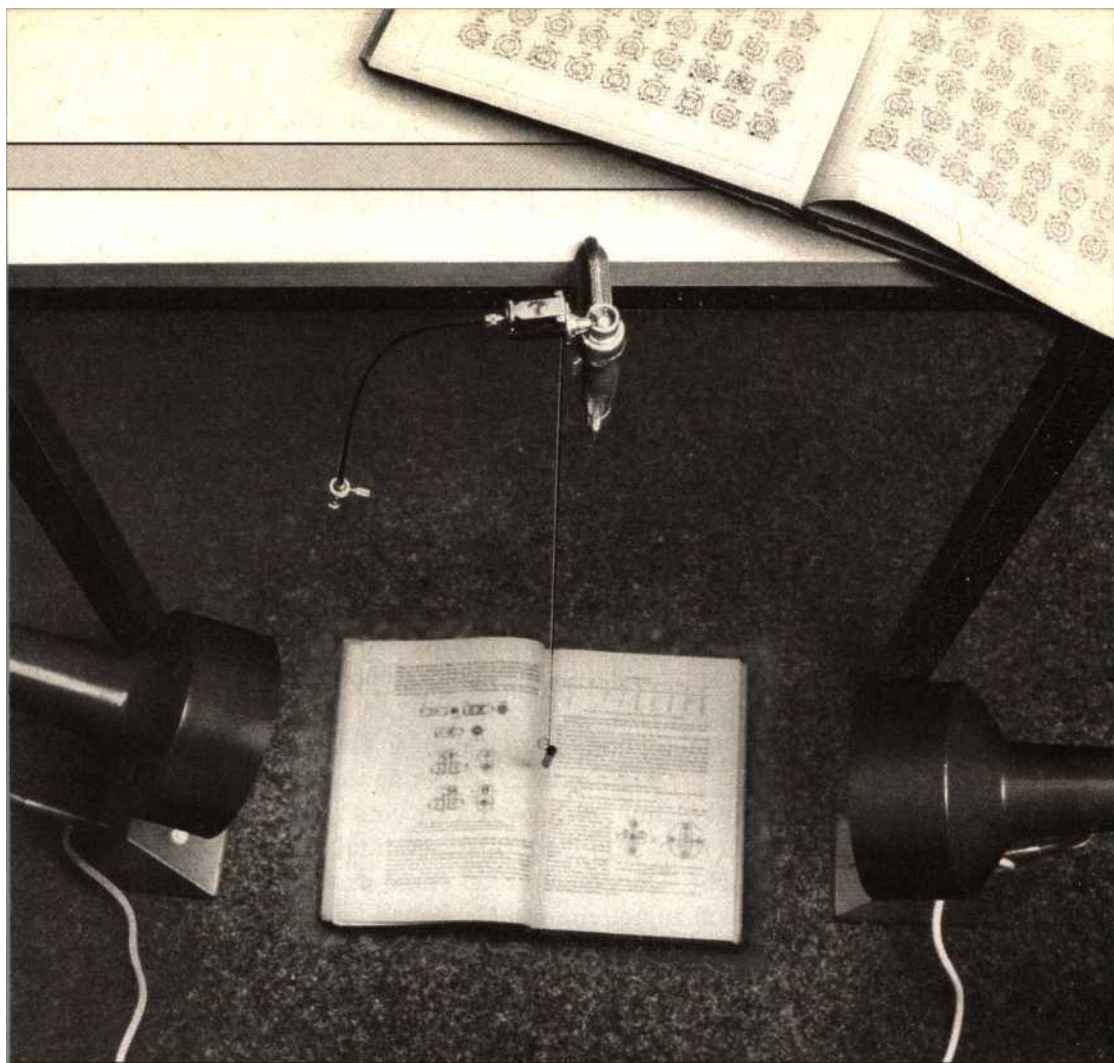
So sieht eine Mikrataufnahme unter dem Mikroskop aus.

Die Mikratkamera ist kaum grösser als ein Zehnpfennigstück. Um sie scharf einzustellen, muss man den Aufnahmeabstand genau ausmessen, da das verwendete

Fix-Focus-Objektiv keine Entfernungseinstellung zulässt. Verzerrungen kann man nur vermeiden, wenn man die Kamera parallel zur Vorlage ausrichtet. Der nächste Schritt ist ihr Ausloten auf den Mittelpunkt des Dokuments, zum Beispiel mit Hilfe eines Bleistiftes (siehe rechts oben). Nur so

kann man sicher sein, dass die Aufnahme die Ränder vollständig erfasst. Da der Film feinkörnig ist, sind zwei Beleuchtungsquellen notwendig.





Spione scheuen die Öffentlichkeit, und ihre Tätigkeit spielt sich im verborgenen ab. So unauffällig, wie der Agent Informationen beschaffen muss, so unauffällig und versteckt muss er sie auch an die Zentrale weiterleiten können. All diese Voraussetzungen erfüllt ein Mikrat in hervorragender Weise.

Ein Mikrat ist die fotografische Verkleinerung eines Schriftstückes. Die DDR-Gehemdienste haben dieses Verfahren bis zur Perfektion entwickelt. Sie rüsten ihre Agenten mit Kameras aus, die eine Verkleinerung um das isofache ermöglichen, das heisst, ein DIN-A4-Blatt von 29,7 x 21 cm schrumpft auf 1,9 x 1,4 mm zusammen. Es fehlt also nicht

viel bis zur oft zitierten Grösse eines Stecknadelkopfs. Zur Zentrale gelangen diese Mikrate auf dem Postweg. Man klebt sie unter eine Briefmarke oder in den Klebefalz eines Briefes, oder man versteckt sie in einer aufgeschlitzten Ansichtskarte.

Auch die Kamera selbst ist winzig – mit 1,5 x 2 cm nur wenig grösser als ein Daumennagel und somit leicht zu verstecken. Die Arbeit mit der Kamera verlangt von dem Agenten allerdings ein hohes Mass an Geschick und auch an Geduld, da ihm weder Sucher, Entfernungseinstellung, Zeitauslöser noch automatischer Verschluss die Handhabung erleichtern.

Der unfähige Helfer

Aber allmählich wurde das Ganze für einen einzigen Mann zuviel. Dieser Umstand trug wahrscheinlich nicht wenig zu Abels Enttarnung bei. Gänge zu weit voneinander entfernt liegenden Geheimverstecken, Chiffrieren und Dechiffrieren der verschlüsselten Nachrichten, die Arbeit an seinem Kurzwellenempfänger und am Sender und schliesslich die Leitung und Überwachung seines über den ganzen amerikanischen Kontinent verbreiteten Spionagerings nahmen ihn vollkommen in Anspruch. Er war ständig unter Druck. Als einer aus der Künstlerrunde Emil Goldfus einmal fragte, warum er denn immer so spät in der Nacht male, gab er zur Antwort: «Untertags bin ich allzu beschäftigt.»

Es war klar, dass Abel es allein nicht mehr schaffen konnte, und in Moskau wurde dem Rechnung getragen. Die Wahl fiel auf einen kleinen, untersetzten Mann namens Reino Hayhanen, geboren am 24. Mai 1920 in der Nähe von Leningrad.

So einfach seine bäuerlichen Eltern waren, so vielversprechend machte sich der Sohn. Mit 19 Jahren war er bereits ausgebildeter Lehrer. Zwei Monate an einer Volksschule tätig, wurde er vom sowjetischen Geheimdienst (NKWD) geworben. Sein wertvollstes Kapital war die Beherrschung der finnischen Sprache. Die Sowjetunion stand damals – im Jahr 1940 – im Begriff, Finnland anzugreifen, und Hayhanen leistete als Dolmetscher hervorragende Dienste. Bald brachte er es zum Experten in allen Finnland betreffenden Fragen, die den russischen Geheimdienst interessierten. In Würdigung seiner Verdienste und Fähigkeiten wurde er mit der Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei geehrt und zum Chefagenten des sowjetischen Geheimdienstes im finnischen Distrikt Segozorski ernannt. Seine Aufgabe bestand darin, die dem neuen Regime feindlich gesinnten Elemente im eroberten Teil Finnlands aufzuspüren und zu entlarven.

Im Sommer 1948 wurde Reino Hayhanen zur Übernahme einer neuen, weit wichtigeren Mission des sowjetrussischen Geheimdienstes nach Moskau berufen. Die neue Aufgabe erforderte die Trennung von Frau und Kindern und die Erlernung der englischen Sprache. Als Eugene Nikolai Maki tauchte er wieder auf – und war jetzt Amerikaner.

Auch in diesem Fall gab es einmal den Mann, als den sich Hayhanen jetzt ausgab. Der echte Eugene Nikolai Maki war am 30. Mai 1919 – ein Jahr vor Hayhanen – in Enaville im Staat Idaho geboren worden. Makis Mutter war gebürtige Amerikanerin, sein Vater Finne, der im Jahr 1905 nach Amerika ausgewandert war. In den zwanziger Jahren kehrte das Ehepaar samt dem in

den Staaten geborenen Söhnchen nach Europa zurück und liess sich in Estland damals noch unabhängiger baltischer Staat an der russischen Grenze, nieder.

Das Schicksal des Eugene Nikolai Maki ist nur dem sowjetrussischen Geheimdienst bekannt. Auf jeden Fall trat er 1949 in der neuen Gestalt von Reino Hayhanen wieder auf den Plan. Um seine Tarnung planmässig aufzubauen, liess er sich vorderhand in der finnischen Stadt Turku nieder. Er gab sich den Anstrich eines gewöhnlichen, hart arbeitenden Bürgers, der im Übrigen im Besitz einer amerikanischen Geburtsurkunde war. Zur Vervollständigung seines Tarnmanövers heiratete Hayhanen alias Maki nach einiger Zeit eine junge, blonde Finnin namens Hanna Kurikka. Seine in Russland weilende Familie störte dabei weder ihn noch den sowjetischen Geheimdienst. Seine finnische Ehefrau gehörte zu seiner Tarnung.

Zwei Jahre widmete Hayhanen dem Zweck, als Maki eine glaubwürdige Existenz aufzubauen. Am 3. Juli 1951 wagte er den nächsten Schritt. Er erschien bei der amerikanischen Botschaft in Helsinki, wies seine Geburtsurkunde aus Idaho vor und erklärte, in sein amerikanisches Geburtsland zurück zu wollen. Beamte der amerikanischen Immigrationsbehörde nahmen seine Dokumente sorgfältig unter die Lupe, fanden daran nichts Verdächtiges und stellten dem sowjetischen Führungsoffizier am 28. Juli 1952 ein Einreisevisum aus. Um sich weitere Instruktionen zu holen, kehrte dieser, im Kofferraum eines Autos versteckt, nach Moskau zurück. Alles verlief wie am Schnürchen. Hayhanen war bereit. Einige Zeit nach seiner Rückkehr von Moskau schiffte er sich ein und ging am 21. Oktober 1952 in New York an Land. Hanna folgte wenige Wochen später.

Abel dachte nicht im Traum daran, auf Kosten seiner mühsam aufgebauten Sicherheit den neuen Agenten nun feierlich oder überschwenglich zu empfangen. Hayhanen-Maki mit dem Schlüsselnamen Vic sollte zuerst seine Zuverlässigkeit unter Beweis stellen.

Die Hayhanen von Moskau erteilten Instruktionen sahen vor, dass er sich am ersten Tag nach seiner Landung im Central Park einzufinden habe. Das tat er. In der Nähe des Restaurants Tavern-on-the-Green stiess er auf eine Kreuzung mehrerer Reitwege, wo er einen roten Reissnagel unter einen Zaunbalken heftete. So signalisierte er seine Ankunft. Als er am nächsten Tag in der gleichen Gegend spazierte, fand er einen weissen Reissnagel – das im vorhinein verabredete Zeichen, dass an einem schon in Moskau ausgemachten Versteck, einem sogenannten toten Briefkasten, eine Nachricht für ihn bereitliege.

Während zweier voller Jahre vermied Abel jede persönliche Verbindung mit Hayhanen. Als Kontaktmann für den neuen Agenten bestimmte er «Michail», später als Michail Nikolajewitsch Swirin, Erster Sekretär der sowjetrussischen Delegation bei den Vereinten Nationen in New York, identifiziert.

Die beiden Männer arrangierten ein erstes geheimes Treffen in Brooklyn. Hayhanen musste eine blaue Krawatte mit roten Streifen tragen und – obwohl er Nichtraucher war – Pfeife rauchen.

Im April 1954 begann sich die amerikanische Spionageabwehr für Swirin lebhaft zu interessieren. Fluchtartig verliess der verdächtig gewordene Diplomat den Boden der Vereinigten Staaten. Von diesem Zeitpunkt an arbeitete Abel in persönlichem Kontakt mit Hayhanen. Diesem war er aber nur unter dem Namen Mark bekannt. Das erste Treffen wurde im August 1954 vereinbart. Als Treffpunkt wurde die Herrentoilette eines bestimmten Kinos auf Long Island festgesetzt. Hayhanen sollte auch dieses Mal Pfeife rauchend und mit rot-blau-gestreifter Krawatte auftreten. Auch ein Losungswort war vereinbart; als jedoch Abel erschien, sagte er: «Das Kennwort können wir uns ersparen. Ich weiss: Sie sind der richtige Mann. Wollen wir gehen?» Sie gingen in ein in der Nähe gelegenes Kaffeehaus und besprachen gründlich ihre Angelegenheiten.

Abel stellte indessen Betrachtungen über seinen Agenten an. Er sah sich einem etwas zu kurz geratenen, schwammig-weichlichen Typ gegenüber. Für Abel, der selbst ein spartanisches Leben führte, waren dies Anzeichen hemmungsloser Genussucht. Er war nicht sehr erfreut. Andererseits musste doch wohl ein solcher Mann in Ordnung sein, wenn das KGB, die für ihn allein massgebliche Autorität und die beste Geheimdienstorganisation der Welt, die Mühe, Hayhanen in die Vereinigten Staaten zu bringen, nicht gescheut hatte.

Abel und Hayhanen unternahmen nun gemeinsame Erkundungsausflüge. Abel wollte einen Kurzwellensender betreiben, der es ihm ermöglichen sollte, mit Moskau direkte Verbindung aufzunehmen. Hayhanen, der zu dieser Zeit mit Hanna in einem verkommenen Viertel New Yorks lebte, führte Abel tagelang in die Gegend des Croton-Reservoirs im Westchester County (im Norden der Stadt), um einen geeigneten Standort für den Betrieb des Senders zu finden. An mehreren Orten, an denen sie Versuche unternahmen, erwies sich der Empfang als nicht gut genug. Sie versuchten ihr Glück in New Jersey, doch das einzige in Frage kommende Haus kostete 15'000 Dollar: einen Betrag, der selbst dem sowjetrussischen Geheimdienst zu hoch war.

Während einer dieser Fahrten hatte Abel erneut Anlass, sich über seinen Agenten allerhand Gedanken zu machen. Abel führte einen Kurzwellenempfänger mit, der in den Zigarettenanzünder des Autos eingehängt war. Als dieser in Tätigkeit trat, forderte er Hayhanen auf, die Nachricht zu notieren (diese kam im Morsealphabet durch). Hayhanen zögerte, räusperte sich und gestand dann verlegen, dass er von den Morsezeichen keine Ahnung habe. Abel war sprachlos. Ein Geheimagent, der nicht morsen konnte! Hayhanen bekam den

strikten Auftrag, sofort nachzuholen, was er rechtzeitig zu lernen versäumt hatte.

In den folgenden Monaten wurde Hayhanan mit den verschiedensten Aufträgen betraut. Abel schickte ihn nach Colorado, um den Sergeant Roy Rhodes, der während seiner Tätigkeit bei der amerikanischen Botschaft in Moskau für Russland spionierte, ausfindig zu machen. Rhodes wurde zum Zweck neuerlicher Zusammenarbeit von den Russen dringend gesucht. (Später wurde Rhodes verhaftet, des Landesverrates für schuldig befunden und von einem Militärgericht zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt.) Hayhanan gelang es nicht, Rhodes' Spur zu finden. Sodann schickte ihn Abel nach Boston, um mit einem schwedischen Schiffsingenieur in Verbindung zu kommen. Er sandte ihn nach Arleigh in New Jersey, um einen neuen Agenten in die Organisation einzuschleusen. In beiden Fällen gelang es Hayhanan nicht, an die Leute heranzukommen. Abel wunderte sich immer mehr.

Im Jahr 1955, kurz bevor Abel zu einem Ferientrip nach Russland aufbrach, beauftragte er Hayhanan, den Bear Mountain State Park im Norden von New York City aufzusuchen und dort aus einem Versteck 5'000 Dollar zu holen; Abel selbst hatte einige Zeit vorher den Geldbetrag dort eingegraben. Hayhanan sollte das Geld Frau Sobel übergeben, der Gattin des amerikanischen Atomspions Martin Sobel, der wegen seiner Beteiligung am Verrat der Atomgeheimnisse an die Russen später zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Die Sowjetagenten wussten, dass die Übergabe des Geldes schwierig sein würde, da Beamte des FBI die New Yorker Wohnung Helen Sobels unter ständiger Beobachtung hielten.

Frau Sobel bestritt bei späterer Vernehmung entschieden, von diesem Geld je etwas gewusst zu haben. Hayhanan hatte dieses Problem auf seine Art gelöst: Er grub das Geld aus und steckte es in die eigene Tasche. Dem aus der Sowjetunion zurückgekehrten Abel aber versicherte er, Frau Sobel das Geld übergeben zu haben.

Nach diesem Vorfall fühlte sich Hayhanan in seiner Haut nicht mehr ganz wohl. Er hatte bei sämtlichen, ihm von «Mark» erteilten Aufträgen kläglich versagt und wusste das. Nun hatte er auch noch 5'000 Dollar russischer Staatsgelder veruntreut und seinen Vorgesetzten schamlos belogen. Dies alles blieb nicht ohne Folgen: Hayhanan hasste seinen Chef.

Abel behandelte ihn tatsächlich wie seinen Schuhputzer und hielt ihm bei jeder Gelegenheit seine Unfähigkeit vor. Er zwang ihn unerbittlich, sein Handwerk zu erlernen. Nach dem Morsen kamen Entwickeln und Präparieren der Filme an die Reihe. Auch dies, meinte Abel, seien Techniken, die man einem Agenten schon in Russland hätte beibringen müssen. Hayhanan war Abels unverhohlener Verachtung müde. Er glaubte zu spüren, dass sich der kultivierte

Russe über den Sohn einfacher Bauersleute lustig mache. Auch gingen ihm die ständigen SicherheitsVorkehrungen auf die Nerven, und vieles hatte er einfach satt: die tägliche Runde zu den toten Briefkästen, die Kreidemarkierungen, die ganze organisierte Geheimniskrämerei. Wütend auf seinen Chef und unsicher wegen seines Diebstahls, begann er zu trinken. Infolge seines Trinkens versäumte er seine täglichen Rundgänge – ein Umstand, der von Abel übel vermerkt wurde.

Der russische Chef agent aber brauchte jemanden, der ihm die immense Arbeit des Filmkopierens wenigstens zum Teil abnahm. Deshalb beauftragte er Hayhanen mit der Einrichtung eines Fotogeschäfts in Newark, New Jersey. Der Laden sollte als Tarnung für seine Spionagearbeit dienen und ihm gleichzeitig die praktische Möglichkeit bieten, Mikrofilme und Mikropunkte herzustellen.

Mit dem Geld, das Abel Hayhanen überliess, mietete dieser zwar ein geeignetes Lokal; aber anstatt darin einen ordentlichen, geschäftliche Betriebsamkeit vortäuschenden Laden einzurichten, hatte der Mann nichts Eiligeres zu tun, als die Fensterscheiben mit Deckweiss streichen zu lassen und den Raum für lautstarke Zechgelage zu benützen. Bald standen im Gang ganze Batterien leerer Flaschen. Die Nachbarn protestierten. Zwischen dem Ehepaar Hayhanen kam es immer häufiger zu ausfälligen Streitigkeiten, so dass von Nachbarn wiederholt die Polizei herbeigerufen wurde. Eines Tages betraten die Hayhanens gemeinsam einen Bäckerladen. Er war betrunken und begann in seiner Unzurechnungsfähigkeit mit Broten um sich zu werfen; Hanna klaubte sie vom Boden auf. Ein anderes Mal wies Hayhanen Stichwunden am Bein auf, und sein ganzer «Fotoladen» schwamm in Blut. Polizei und Krankenwagen kreuzten auf. Es war ein ordentlicher Skandal. Hanna gab dieser Vorfall den Rest: Sie verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Wenn man Abel mit Recht nachsagt, er sei ein Genie der Unauffälligkeit gewesen, so trifft auf Hayhanen, Sowjetagent im Rang eines Majors des KGB, genau das Gegenteil zu. Wohl wusste bis jetzt noch niemand, dass er ein russischer Spitzel war; aber er hatte bei zahlreichen Anlässen die Aufmerksamkeit der Polizei und auch von Drittpersonen auf sich gelenkt – was ein Spion um jeden Preis vermeiden muss.

Inmitten seines Spionagehochbetriebs beging Abel einen nicht wiedergutzumachenden Fehler. Er nahm Hayhanen erstmals in sein Studio mit – bis dahin hatte er dieses immer streng geheimgehalten – und gab ihm eine Kamera, die Hayhanen in seinem «Geschäft» in Newark würde brauchen können. Wie dieser Schnitzer einem Mann, vorsichtig und bedacht, wie Abel es war, passieren konnte, darüber kann man nur Vermutungen anstellen. Die Unzuläng-

lichkeit seines Agenten war ihm bekannt. Aber vielleicht war er mit seiner Arbeit so überlastet, dass er seine eigene Sicherheit ausser acht liess, nur um endlich den «Geschäftsbetrieb» in Newark richtig in Gang zu bringen. Oder er hielt es ganz einfach für unmöglich, dass das KGB ihm einen dermassen unfähigen Agenten zugesellt hatte. Vielleicht kam er zum Schluss, Hayhanen versuche auf Weisung von Moskau das FBI bewusst irrezuführen und sich als Abtrünniger zu gebärden. Man weiss nicht, welche Gründe Abel zu seinem folgenschweren Schritt bewogen haben mögen; jedenfalls gab er Hayhanen den Standort seines Hauptquartiers preis und besiegelte damit sein eigenes Schicksal.

Hayhanen änderte sich nicht. Im Januar 1957 gab es Abel auf und wandte sich mit einem umfassenden Bericht über den Mann an Moskau. Man einigte sich auf die Rückberufung Hayhanens in die russische Hauptstadt. Um ihm nicht Angst einzujagen, kündigte Abel seinem Assistenten «gute Nachrichten» an. Moskau sei mit seiner Arbeit zufrieden und habe ihn in den Rang eines Oberstleutnants erhoben. Auch sei ihm – mit dem Umweg über Paris – ein Heimaturlaub zuerkannt worden. Er würde unter dem Namen Lauri Arnold Ermas reisen. Abel erklärte ihm noch ausführlich, wie er es in Paris anstellen müsse, um mit den dortigen Sowjetagenten telefonisch in Kontakt treten zu können.

Hayhanen nahm die 200 Dollar Reisegeld in Empfang, doch sein Schiffsticket für die Überfahrt auf der *Queen Elizabeth* blieb ungenützt. Er wusste, wie es um seine Verdienste bestellt war, und ging angesichts so plötzlicher Beförderung und unerwarteter Urlaubsaussichten nicht in die Falle. Bedauernd versicherte er Abel, Agenten des FBI beschatteten ihn; er könne unmöglich aus den Staaten ausreisen. Abel aber war unerbittlich und stiess ihn förmlich auf die Gangway der *Liberte*, die am 24. April nach Frankreich auslief.

In Paris trat Hayhanen weisungsgemäss mit den sowjetrussischen Agenten in Kontakt, kassierte weitere 200 Dollar und einiges französisches Bargeld und stellte sich dann bei der amerikanischen Botschaft.

Der Meisterspion wird entlarvt

Die Beamten der amerikanischen Botschaft wollten seiner Geschichte zuerst keinen Glauben schenken. Als er jedoch eine hohle Münze zum Vorschein brachte, begannen sie sich seiner anzunehmen. Er wurde nach New York rücküberstellt und, während das FBI seine Personalien und Angaben überprüfte, inkognito in Quarantäne auf Staten Island gehalten. Es fiel wirklich schwer, sich Hayhanen als russischen Topagenten vorzustellen.

Er bewies jedoch, dass er der war, der er zu sein erklärte. Er dechiffrierte vor den Beamten des FBI den Code, der sich im Innern des 5-Cent-Stücks befand, das Jimmy Bozard Jahre zuvor gefunden hatte. Und er enthüllte vor der aufmerksamen Zuhörerschaft der erstaunten FBI-Beamten weitere Geheimnisse.

Das Dumme war nur, dass Abel und das KGB so streng auf Sicherheit geachtet hatten. Hayhanen wusste eigentlich nicht viel. Zwar war ihm die Entschlüsselung einer chiffrierten Meldung gelungen, doch es handelte sich dabei zufällig um seinen eigenen Code. Jeder Geheimagent hatte jedoch einen unterschiedlichen Code, und Hayhanen kannte den Schlüssel, dessen sich die anderen Sowjetagenten bedienten, nicht. Er verriet dem FBI den Standort mehrerer toter Briefkästen. Die Ritze in den Stufen der Treppe im Prospect Park, die inzwischen vom Wartungspersonal der Untergrundbahnen zuzementiert worden war, wurde von Beamten des FBI wieder aufgerissen: Sie barg tatsächlich einen hohlen Stift, aus dessen Innerem man eine Nachricht zutage förderte. Aber ein Versteck konnte schliesslich leicht gewechselt werden. Das würde dem russischen Spionageapparat zweifellos keinerlei Probleme verursachen.

Zur grossen Enttäuschung des FBI konnte Hayhanen auch nicht mit den Namen weiterer Spione aufwarten. Ihm waren nur zwei Agenten bekannt: «Michail» und «Mark». Er identifizierte anhand von Fotografien den einen als den früheren Botschaftssekretär Swirin, doch befand sich dieser inzwischen längst auf russischem Boden in Sicherheit. Fotografien von Abel – die einzige Chance, dass Hayhanen ihn hätte identifizieren können – waren nicht im Besitz des FBI, und das Bild, das Hayhanen von seinem ehemaligen Chef zu geben versuchte, passte auf Tausende von Männern.

Wer also war dieser Mark? Stundenlang wurde Hayhanen von den Beamten des FBI vernommen. Es galt, den Mann um jeden Preis namhaft und dingfest zu machen. Hayhanen strengte sich an, um sich irgendein besonderes Kennzeichen an seinem ehemaligen Chef in Erinnerung zu rufen. Irgend etwas, das auf Marks Spur führen konnte. Hayhanen grübelte und fand lange nichts, bis ihm plötzlich einfiel, dass er ja Marks Studio in Brooklyn kannte. Das war der gesuchte Anhaltspunkt. Und Hayhanen gab die Adresse des Studios in der Fulton Street 252 preis.

Diese Information war vielversprechend. Sofort begaben sich Beamte des FBI zu den Ovington Studios in der Fulton Street und hielten diese unter ständiger Beobachtung.

Mittlerweile hatte Abel New York verlassen. Seinen Freunden sagte Goldfus, er fahre für sieben Wochen in den Süden. «Erholungsaufenthalt auf Anweisung meines Arztes», sagte er. «Es ist wegen meines Stirnhöhlenkatarrhs.»

Das FBI liess unterdessen Abels Studio nicht aus den Augen; aber den Beamten fiel zunächst niemand auf, auf den die Beschreibung von Mark gepasst hätte. Erst nach sorgfältiger Befragung sämtlicher Hausbewohner erfuhren sie von der Existenz des Emil Goldfus, auf den die Beschreibung zu passen schien. Geduldig erwarteten sie die Rückkehr des mysteriösen Fotolaboranten.

Am 28. Mai 1957 wurden sie für ihre Geduld belohnt. Die Leute des FBI sahen auf einer Parkbank gegenüber dem Eingang des Hauses Fulton Street 252 einen Mann, auf den der Steckbrief haargenau passte. Er machte einen nervösen Eindruck – als ob er nach ungewöhnlichen Vorgängen in seiner Nachbarschaft Ausschau halte. Er stand auf, durchschritt einmal den Park und setzte sich auf derselben Bank wieder hin. Die FBI-Leute gaben sich alle Mühe, dass er von ihrer Überwachung nichts merkte. Goldfus schlenderte davon. Sie liessen ihn gehen. Wenn er Mark war, würde er zurückkommen.

Mark jedoch liess sich Zeit. Tag um Tag verstrich, ohne dass sich im Studio des Emil Goldfus ein Lebenszeichen geregt hätte. Am 13. Juni um 10 Uhr abends jedoch sahen die Agenten, die in einem Hotelzimmer gegenüber auf der Lauer lagen, Licht im Studio und den Schatten eines Mannes, der sich im Zimmer bewegte. Die Agenten konnten nicht ausmachen, wer es war; doch es war deutlich zu sehen, dass der Mann einen Strohhut mit hellem Band trug.

Und wieder warteten sie geduldig. Sie hatten ihr Opfer bereits an der Leine, aber sie bedurften dringend noch weiterer Aufschlüsse. Um 23.52 Uhr ging das Licht im Studio aus, und der Mann im Strohhut verliess das Haus Fulton Street 252. FBI-Posten, die sich im Schatten hielten, erkannten deutlich, dass es sich bei dem Verdächtigen ziemlich sicher um Mark handelte. Sie folgten ihm, nahmen, wie er, die Untergrundbahn nach Manhattan und sahen ihn das Hotel Latham betreten, wo er unter dem Namen Martin Collins eingetragen war.

Am 15. Juni schossen Beamte des FBI von Goldfus, als dieser eben sein Studio verliess, insgeheim ein Bild. Sie zeigten das Foto Hayhanen, und dieser platzte heraus: «Ihr habt ihn, er ist es!»

Abel wurde nun im Hotel Latham während mehrerer Tage unter Aufsicht gehalten. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass er zu verreisen beabsichtigte, vielleicht sogar das Land verlassen wollte.

In der Nacht des 21. Juni 1957 rückten Agenten des FBI und Offiziere der Immigrationsbehörde im Hotel an. Sie klopfen an der Türe des Zimmers 839 und hörten von drinnen eine gedämpfte Stimme: «Einen Augenblick, bitte.»

Es war eine schwüle Nacht, und Abel hatte nackt geschlafen. Er warf sich



Rudolf Iwanowitsch Abel, alias Andrew Kayotis, alias Emil Goldfus, alias Martin Collins, wird 1957 von zwei Polizeibeamten aus einem Gefängnis in Texas zur Gerichtsverhandlung nach New York gebracht.

ein Leintuch um den Körper und öffnete spaltbreit die Tür. Dienstabzeichen blinkten vor Abels Augen, und er hörte die Worte: «Wir hoffen, Sie werden mit uns zusammenarbeiten.»

Als erster hatte ein Untersuchungsbeamter des Immigrationsbüros, Robert E. Schoenberger, den Raum betreten. Er fragte Abel: «Sind Sie unter dem Namen Andrew Kayotis im Jahr 1948 von Kanada in die Vereinigten Staaten eingereist?» Abel nickte. Schoenberger teilte ihm mit, er sei wegen illegaler Einreise unter falschem Namen in die USA verhaftet.

Abel wurde nach Texas geflogen. Mit gingen alle seine Habseligkeiten einschliesslich der gesamten Einrichtung seines Studios in der Fulton Street. Es folgten drei Wochen endloser Verhöre und psychologischer Tests. Man bot dem Meisterspion 10'000 Dollar jährlich, wenn er überlaufen und in Zukunft für Amerika gegen die Sowjetunion spionieren werde. Das FBI war sich offenbar nicht darüber im Klaren, dass zu jener Zeit Abel dem sowjetrussischen Geheimdienst längst weit mehr wert war. Das KGB honorierte ihn besser. Seine Frau und die zwei Töchter in Russland brauchten es sich an nichts fehlen zu lassen.

Der Versuch, ihn zum Abspringen zu bewegen und das Lager zu wechseln,

blieb erfolglos. Abel liess seine Verhaftung ruhig und mit der Würde eines zur Spionage berufenen Mannes über sich ergehen, weigerte sich aber entschieden, irgendetwas anderes zuzugeben, als dass er Rudolf Iwanowitsch Abel und sowjetrussischer Staatsbürger sei, der illegal die Vereinigten Staaten betreten habe. Er liess kein Wort über Spionage verlauten, kein Wort über das KGB oder Hayhanen.

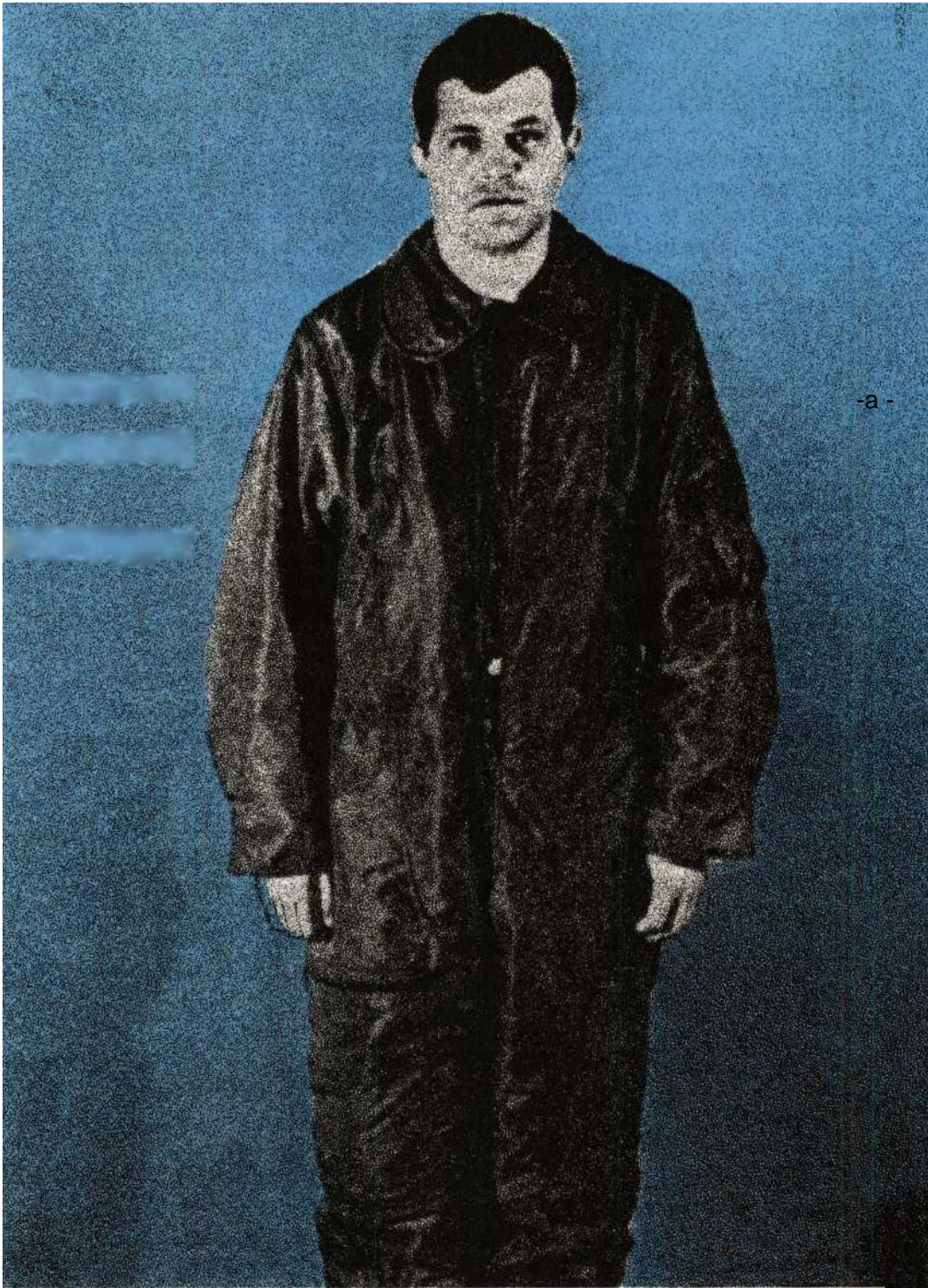
Abel wurde der Spionage beschuldigt. Dem Angeklagten wurde zu seiner Verteidigung einer der fähigsten Rechtsanwälte des Landes beigelegt: James B. Donovan aus New York, ein Reserveoffizier des Geheimdienstes der Marine. Donovan führte ohne Rücksicht auf seinen eigenen Ruf und trotz beträchtlicher Kosten, die er aus eigener Tasche bestritt, die Verteidigung Abels mit äusserster Hartnäckigkeit und grossem Geschick. Seinem Verteidiger hatte Abel zu verdanken, dass er mit 30 Jahren Zuchthaus davonkam und der drohenden Todesstrafe entging. Donovan argumentierte, die Vereinigten Staaten würden vielleicht eines Tages Abel noch brauchen können, um ihn gegen einen von den Russen festgenommenen amerikanischen Spion gleichen Ranges auszutauschen. Damit sollte er auch recht behalten. Ein solcher Austausch fand tatsächlich statt zugunsten des über Russland abgeschossenen U2-Piloten Francis Gary Powers.

So wurde denn der intelligenteste und bedeutendste Spion, der je in Amerika gefasst werden konnte, hinter Gitter gebracht. Er hatte zehn Jahre lang in fremdem Land gelebt und für den sowjetrussischen Geheimdienst Spionagemissionen von allergrösster Wichtigkeit durchgeführt. Abel erwies sich als derart meisterhaft, dass es dem amerikanischen Geheimdienst nie gelungen ist, über seine eigentliche Spionagetätigkeit Genaueres zu erfahren. In der Tat würdigte selbst Allen Dulles, der Direktor des CIA, Abels ausserordentliche Qualitäten: «Ich wünschte, wir hätten ein paar Männer, wie er einer ist, in Moskau.» Er sagte allerdings nicht, ob das nicht ohnehin der Fall war.

Abel verkörperte in Theorie und Praxis den Meisterspion. Seine Festnahme zeigt aber einmal mehr, dass es sich ein Agent nicht leisten kann, auch nur einen einzigen Fehler zu machen.

Reino Hayhanen, der sein Land – nicht aus einem übermächtigen Drang nach Freiheit oder aus ideellen Gründen – verriet, der ein Dieb und auch sonst ein charakterlicher Schwächling war – was ist aus diesem Mann geworden?

Er sprang ab, ist übergelaufen. Er arbeitete für den amerikanischen Geheimdienst und soll dann angeblich bei einem Autounfall, einem überaus mysteriösen Unfall auf der Pennsylvania-Autobahn, ums Leben gekommen sein. Die Bitte um eine amtliche Bestätigung dieses Autounfalls beim FBI brachte nur die Antwort: «Kein Kommentar.»



Der U2-Pilot Gary Powers in der Sowjetunion

Der Spion, der vom Himmel fiel

Die U2-Affäre im Jahr 1960 machte deutlich, dass ein neues Kapitel der Spionagetchnik aufgeschlagen worden war: Die USA setzten Spionageflugzeuge ein, die in so grosser Höhe flogen, dass sie für Abfangjäger und Bodenraketen unerreichtbar schienen. Letzter Stand der Technik ist heute der unbemannte Nachrichtensatellit. Damit kann man auch sehr kleine Ziele «aufklären». Zum Beispiel könnten Zeitungsartikel noch aus einer Höhe von 15 Kilometern gelesen werden. 1968 konnte man auch den Aufmarsch der Truppen der Warschauer-Pakt-Staaten an den Grenzen der Tschechoslowakei erkennen.

Die «Operation Ui» war eine der umfassendsten und erfolgreichsten Einzelaktionen in der Geschichte der Spionage: Mit insgesamt zwölf eingesetzten Maschinen des Typs Uz haben amerikanische Geheimdienstpiloten vier Jahre lang im Monatsdurchschnitt drei, insgesamt rund 150 Flüge in grossen Höhen quer über die Sowjetunion durchgeführt – kleinere Erkundungsflüge über die Grenzen nicht eingerechnet – und dabei laufend jeden Quadratzentimeter des Sowjetreiches – abgesehen von einigen Steppen und unwegsamen Gebirgen – fotografiert.

Damit war in dieser Zeit nicht nur jeder Überraschungsangriff der Sowjetunion mit vorangegangenem Aufmarsch ausgeschlossen, sondern Washington gelangte auch in den Besitz genauer Lagepläne aller überirdischen Produktionszentren und Militärgarnisonen des Kreml, einschliesslich der Abschussrampen für interkontinentale Raketen.

Der letzte Flug des Piloten Powers, 16 Tage vor der Pariser Gipfelkonferenz, fand am sowjetischen Festtag der Arbeit statt, um den ursprünglich vorgesehenen Start des Weltraumschiffs der Sowjetunion am 1. Mai 1960 zu fotografieren, von dem andere Uz-Fernaufklärer bereits Aufnahmen – Weltraumschiff auf der Abschussrampe – nach Amerika gebracht hatten.

Noch 1954 hatte der ehemalige Präsident Herbert Hoover in einem Bericht für den Kongress über die Arbeit des CIA (Central Intelligence Agency) geklagt, er sei «tief beunruhigt über das Fehlen angemessener Nachrichtendienstinformationen von jenseits des Eisernen Vorhangs».

Schon im nächsten Jahr begann ein Vorhaben, das nun über Swerdlowsk sein vorläufiges Ende gefunden hatte und das die freie Welt nervös über zuviel nachrichtendienstliche Tätigkeit hinter dem Eisernen Vorhang jammern liess.

Die Operation Uz startete in demselben Jahr, 1955, in dem Amerikas Präsident Dwight D. Eisenhower auf der Genfer Gipfelkonferenz dem Kreml seinen Plan der «offenen Himmel» unterbreitete. Durch gegenseitige Luftinspektion sollte jeder Überraschungsangriff unmöglich gemacht werden. Höhnisch lehnte Nikita Chruschtschow ab: «Die Sowjets lassen sich nicht von fremden Leuten in ihr Schlafzimmer blicken.»

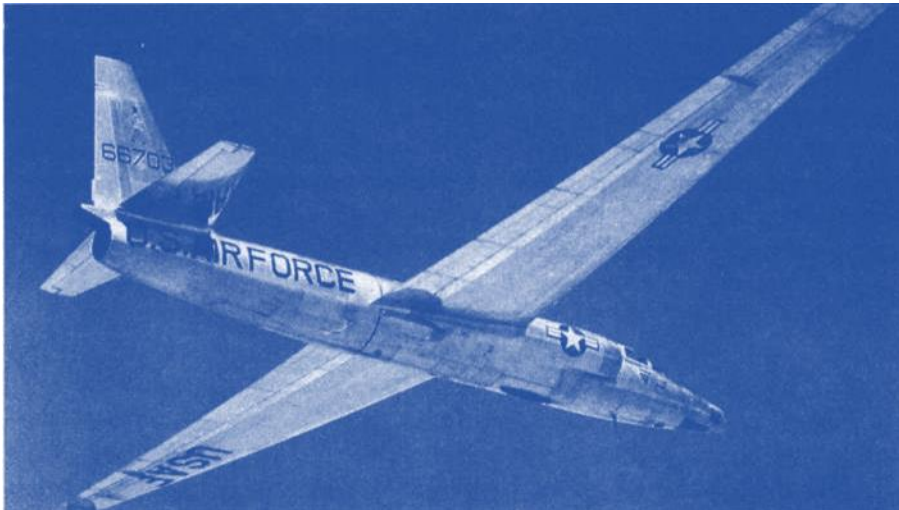
Wenig später schloss die Lockheed Aircraft Corporation die Entwicklung jenes Düsenfemaufklärers vom Typ U2 ab, mit dem Pilot Powers im Schlafzimmer der Sowjetunion bruchlandete.

Bereits in den Jahren 1950 bis 1955 hatte die amerikanische Luftwaffe mit Maschinen herkömmlichen Typs Aufklärungsflüge in den geschlossenen Sowjethimmel unternommen, um Lücken in der roten Luftabwehr zu entdecken und Erkundungsergebnisse aus dem Hinterland heimzubringen. Die Maschinen erwiesen sich jedoch als für diese Aufgabe ungeeignet, und die vielen eingeschalteten Dienststellen waren augenscheinlich nicht verschwiegen genug. Es kam zu insgesamt 15 Luftzwischenfällen, bei denen zehn amerikanische Maschinen und vier russische Jäger abgeschossen wurden.

Daraufhin beschloss Allen Dulles, damaliger Direktor des CIA, die Luftaufklärung dem CIA direkt zu übertragen, und beauftragte die Lockheed Aircraft Corporation mit dem Bau eines geeigneten Flugzeugs.

Der ideale Fernaufklärer

Die U 2 war ein Zwitter zwischen einem Düsenjäger und einem Segelflugzeug. Ausgestattet mit nur einem Düsentriebwerk vom Typ Pratt-Whitney J 57/ das eine Schubkraft von 4,5 Tonnen entwickelt, konnte sie zwar nicht die Schallmauer durchbrechen. Dafür ermöglichten ihr die ungewöhnliche Spannweite (jede Tragfläche 15 Meter), ihr überschlanker Rumpf und ihr hohes, rasiermesserscharfes Leitwerk, noch in 33 Kilometer Höhe mit einer Geschwindigkeit von etwa 800 Kilometern pro Stunde bei minimalem Brennstoffverbrauch bis zu zehn Stunden lang zu manövrieren.



Das Spionageflugzeug U2 der USA war bis zum April 1960 ein erfolgreicher Fernaufklärer, der in sehr grossen Höhen operieren konnte – unerreichbar für sowjetische Abfangjäger.

Um ihr Gewicht herabzusetzen und damit Manövrierfähigkeit und Aktionsradius zu erhöhen, warf die U2 nach dem Start ihr Fahrgestell – zwei fahrradähnliche Räder – ab und landete wie ein Segelflugzeug auf Kufen. Auch in der Luft konnte sie mit abgestelltem Triebwerk segeln. Eine U2, deren Triebwerk über Westrussland ausfiel, glitt im Segelflug bis nach Bayern, wo sie heil landete.

Mit bemannten Militärflugzeugen waren sowohl die Vereinigten Staaten als auch die Sowjetunion schon bis in U2-Höhen vorgestossen. Dabei handelte es sich aber stets um steile Rekordflüge von Düsenjägern, die mit ihren kurzen Tragflächen und starken Triebwerken die fraglichen Höhen lediglich vorübergehend erreichten, ohne dort manövrierfähig zu sein.

Geschützt von der dünnen Luft an der Grenze zum Weltraum, die keine andere Maschine trug, war die U2 mithin gegen jedwede Belästigung durch bemannte Abfangjäger gefeit.

Mehrmals hatten die Sowjets versucht, eine über dem roten Imperium schwebende U2 abzuschliessen. Es war ihnen weder mit Raketen noch mit Jägern gelungen.

Die Ortung der Spionagemaschine wurde zudem dadurch ausserordentlich erschwert, dass sie – im Gegensatz zu den metallenen Wettermaschinen gleichen Typs – fast ausschliesslich aus Kunststoff und Sperrholz bestand. Nur der Motor reflektierte Radarwellen, jedoch so minimal, dass die Maschine bei Versuchsflügen in den Vereinigten Staaten nur geortet werden konnte, wenn ihr Standort bekannt war.

Auf dem Radarschirm, der einen weiten Sektor kontrollierte, war die Reflexion fast nicht mehr sichtbar. Die sowjetische Abwehr hatte daher auch nur einen Bruchteil der amerikanischen Erkundungsflüge quer über die Sowjetunion zu registrieren vermocht.

Eifersüchtig hütete Amerika das Geheimnis dieses idealen Fernaufklärers. Die amtlichen Handbücher beschränkten sich auf die lakonische Feststellung, es handele sich um eine Wettermaschine für meteorologische und physikalische Forschungen in grosser Höhe, – 1957 wurde bekannt, dass eine Maschine dieses Typs einen Hurrikan im Karibischen Meer erstmalig von oben fotografiert habe.

Milchmannstouren über der UdSSR

Die Luftspione flogen so oft quer über das gegnerische Land, dass Pilot Powers solche Flüge gegenüber den Sowjets als «Milchmannstour» bezeichnete. Dennoch hätte das Ergebnis dieser Routineflüge Stückwerk bleiben müssen, wenn nicht die fotografischen Fähigkeiten des amerikanischen Nachrichtendienstes mit der Entwicklung im Flugzeugbau Schritt gehalten hätten.

In den 15 Jahren seit Ende des Zweiten Weltkriegs waren Möglichkeiten und Methoden der Luftaufklärung sprunghaft verbessert worden. Amerika besass schon Geräte – und diese Entwicklung war einer der Gründe für Eisenhower's Vorschlag der «offenen Himmel» –, mit denen tagsüber oder nachts, bei wolkenlosem oder bewölktem Himmel jeder Blumentopf in Feindesland auf die Platte gebannt werden konnte.

Bei der Punktaufklärung galten bei Apparaten, wie sie in der U2 mitgeführt wurden, folgende Grössenordnungen: Aus zehn Kilometer Höhe ist jeder Nagelkopf auszumachen. Aus 15 Kilometer Höhe ist ein Zeitungstitel erkennbar. Aus 20 Kilometer Höhe ist jede Fussspur im Schnee zu fotografieren. Aus 25 Kilometer Höhe ist ein Radfahrer von einem Fussgänger zu unterscheiden.

Bei der Reihenbildaufklärung erzielten amerikanische Aufklärer folgendes Rekordergebnis: Ein einziger Düsenaufklärer fotografierte im Nonstopflug in weniger als vier Stunden einen 780 Kilometer breiten, 4'300 Kilometer langen Landstrich von New York bis Los Angeles.

Auf diese Weise konnte das grösste Land der Erde, die Sowjetunion, innerhalb weniger Wochen von Punkt zu Punkt genau aufgenommen werden. Amerikas Geheimdienst hatte vier Jahre Zeit.

Infrarotapparate ermöglichten Aufnahmen bei Nacht und trotz Wolkendecke. Spezialemulsionen der verwendeten Filme machten alle herkömmliche Tarnung sinnlos: Das in der lebenden Vegetation enthaltene Chlorophyll färb-

te die natürliche Landschaft auf diesem Film rot; abgerissene, tote Zweige, die als Tarnmaterial dienten, Tarnnetze und Mimikyanstriche erschienen in mattem Graugrün.

Der Fernaufklärer brauchte die Geräte nicht mehr zu bedienen. Die Kameras liefen automatisch und stellten Belichtungszeit und Blenden mit Brennweiten bis zu 1,20 Meter selbst ein. Die U2, die Pilot Powers flog, hatte acht dieser Mammutfotogeräte an Bord.

Die Kosten dieser Aufklärung waren vergleichsweise gering. Die gesamte Operation U2 verschlang weniger als ein einziger Tag des Zweiten Weltkriegs. Wann immer Neuerungen für die Maschine erfunden wurden, probierte man sie zunächst an den tatsächlich als Wetterflugzeuge eingesetzten Maschinen und dann erst unter möglichst schwierigen Bedingungen ausserhalb des Ostblocks aus.

So wurde Anfang 1960 das kubanische Inselreich Fidel Castros innerhalb einer Nacht von einer U2 aus 20 Kilometer Höhe mit einer neuen Infrarotkamera fotografiert, ohne dass die Regierung Kubas davon etwas bemerkt oder erfahren hätte.

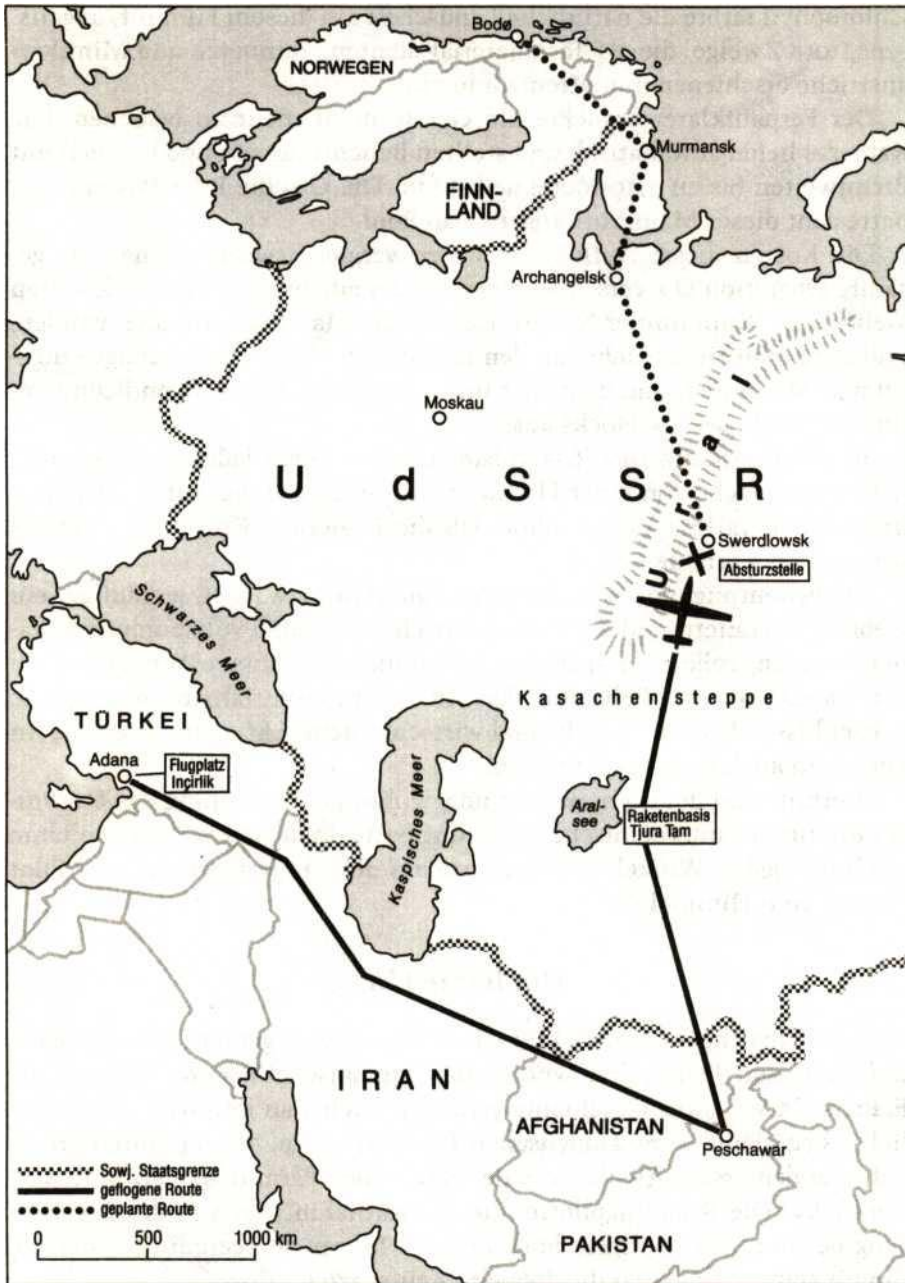
Die Bedeutung einer derartigen Luftaufklärung wächst, je häufiger ein Gebiet fotografiert wird. Ist ein Landstrich erst einmal vollständig fotografiert worden, geben auf späteren Aufnahmen erkennbare Veränderungen von Landschaft und Bebauung den Auswertungsspezialisten untrügliche Aufschlüsse über militärische und wirtschaftliche Aktionen, so gut sie im einzelnen auch getarnt sein mögen.

Hiermit wird deutlich, welche ungewöhnliche Bedeutung das Uz-Programm für die amerikanische Regierung hatte, in dessen Verlauf vier Jahre hindurch jeder Winkel der Sowjetunion fotografiert wurde, bis Pilot Powers vom Himmel fiel.

Der letzte Flug

Trotz der bei ihm – laut Nikita Chruschtschow – gefundenen Giftnadel und lautlosen Pistole hat wohl selten ein unscheinbarer Mensch als Francis Gary Powers Geschichte gemacht. Nichts an ihm war ungewöhnlich, es sei denn, seine Leidenschaft für das Fliegen. Mit 14 Jahren unternahm er den ersten Ausflug von der väterlichen Farm in den Himmel von Kentucky. Die Rundflugpilotin, die ihn mitnahm, war von der Begeisterung des dunkelschopfigen, braunäugigen Jungen so beeindruckt, dass sie ihn für seine 2,50 Dollar die doppelte Zeit spazierenflog.

Francis Gary Powers rückte 1950 zur Luftwaffe ein, zeichnete sich als Düsenjägerpilot aus, wurde als Oberleutnant entlassen und nahm 1956 eine Stellung als Testpilot bei der Lockheed Aircraft Corporation an.



Am 27. April 1960 begann Powers seinen letzten Flug mit der U2. Er startete auf dem türkischen Flugplatz Inçirlik und flog von dort nach Peshawar in Pakistan. Hier wandte er sich, vier Tage später, nordwärts. Er überflog die Raketenstellung von Tjura Tam und steuerte dann Swerdlowsk an, um über Archangelsk und Murmansk nach Bodo weiterzufliegen.

Noch im Herbst desselben Jahres stellte ihn die Firma der National Aeronautics and Space Administration (NASA) zur Verfügung: Powers übersiedelte mit seiner Frau in die Türkei auf den Flugplatz İnçirlik bei Adana.

Die NASA hatte dort vier U2 stationiert. Chef des getarnten Spionagestützpunkts war der Luftwaffenoberst William Shelton. Powers' Gehalt betrug mit Gefahrenzulage monatlich 10'000 DM.

Am 27. April 1960 rüstete sich Francis Gary Powers zu seinem letzten Flug. Er legte die Flugkombination ohne Abzeichen an, steckte die ausländischen Geldmünzen in Cellophanverpackung ein und nahm goldene Uhren und Ringe in Empfang, die ihm bei einer Notlandung auf der Flucht als Tauschobjekte dienlich sein sollten.

Der diensthabende Offizier auf dem Flugplatz İnçirlik trug in das Startbuch den Abflug einer U2 zur Wettererkundung in grosser Höhe ein – die einzige offizielle Beurkundung dieses Unternehmens, wenn alles glattgegangen wäre.

Quer über Iran und Afghanistan flog Francis Gary Powers ins pakistanische Peshawar. Von dort brach er vier Tage später zur letzten Etappe seines Trips auf: über die afghanisch-sowjetische Grenze, den Aralsee und Ural nach Archangelsk und Murmansk. Endstation sollte der nordnorwegische Flughafen Bodo sein.

Luftspion Powers sollte seine Endstation nicht erreichen. Kaum hatten amerikanische Radareinheiten in Afghanistan seine Spur verloren, da fingen amerikanische Abhörstationen sowjetische Funksprüche auf, aus denen hervorging, dass die rote Luftabwehr den Eindringling geortet hatte. Von Militärbezirk an Militärbezirk wurde Powers von den Sowjets weitergereicht, ohne dass ihm die Abwehrwaffen der Roten Armee etwas anzuhaben vermochten. Plötzlich ertönte im Äther die Stimme eines erregten sowjetischen Funkers: «Er kommt herunter.» Ein amerikanisches Tonband nahm sie auf.

Die U2 hatte zu diesem Zeitpunkt Swerdlowsk fast erreicht. 24 Stunden später war der Abschuss Powers' zum geschichtlichen Ereignis geworden.

Als Chruschtschow vor dem Obersten Sowjet in Moskau die amerikanische Regierung der Lüge und der Aggression bezichtigte, die Aussagen des gefangenen US-Luftspions Powers verlas und Aufnahmen von der zertrümmerten Spionagemaschine der Weltöffentlichkeit übergab, war Amerikas Geheimdienst schon wieder fleissig. Nachdem innerhalb von 48 Stunden feststand, dass Pilot Powers nicht als Verräter freiwillig bei Swerdlowsk gelandet war, lautete die zentrale Frage: Was zwang den Piloten zur Erde?



Nach dem Abschuss der U2 besichtigt der sowjetische Ministerpräsident Nikita Chruschtschow die Wruckteile des amerikanischen Erkundungsflugzeugs. In der Mitte der weisse Helm des Piloten Powers. Auf dem rechten Bild sind Dinge ausgebreitet, die Powers bei sich trug: zwei Bündel russischer Geldscheine, ein Kompass, Streichhölzer in wasserdichten Behältern, zwei Messer und anderes.



Nicht aus Anhänglichkeit, sondern aus professioneller Neugier war es für den CIA wichtig zu wissen, unter welchen Umständen sein Spion vom Himmel fiel, genauer: von welcher Höhe das Agentenkind in den Brunnen gefallen war. Denn diese Aussage barg eine entscheidende Aussage über die militärische Balance zwischen den Weltmächten in sich. In den vier Jahren, in denen U2-Maschinen die Sowjetunion fotografiert hatten, war die russische Flugabwehr nicht in der Lage gewesen, die Fernaufklärer zu belästigen. Noch drei Wochen vor Powers' Start, am 9. April 1960, überflog – laut Chruschtschow – ein von Afghanistan her eingedrungener US-Aufklärer das rote Imperium, ohne befehligt zu werden.

Diese Indizien lassen nur einen Schluss zu: Die Sowjetunion war den Vereinigten Staaten in der Luftabwehr unterlegen. Die amerikanische Nike-Ajax-Fla-Rakete, seit sieben Jahren bei den US-Streitkräften in Gebrauch, reichte in Höhen bis mindestens 23 Kilometer, und die neuere Nike-Herkules-Fla-Rakete, entweder mit konventionellem oder atomarem Sprengkopf versehen, hatte sogar Ziele mit dreifacher Schallgeschwindigkeit schon in Höhen zwischen drei und 33 Kilometer abgeschossen. Bis Mai 1960 hatten die Sowjets diesen Raketen keine gleichwertige Luftabwehr entgegensetzen. Da die Strategie des amerikanischen Gegenschlags im Ernstfall darauf beruhte, dass die 2'000 mit Wasserstoff- und Atombomben beladenen Bomber des Strategischen Luftkommandos ihre Vernichtung bringende Last mindestens zu 50 Prozent ins Ziel tragen, wäre es für Amerikas Generalstab eine böse Neuigkeit gewesen, wenn die Sowjets auf dem Gebiet der Flugabwehr gleichgezogen hätten.

Nikita Chruschtschow behauptete das. Auf seinen persönlichen Befehl sei die Maschine des Luftspions Powers von einer Sowjetrakete in 23 Kilometer Höhe getroffen worden. Eine Woche Aufklärungstätigkeit benötigte der amerikanische Geheimdienst, um diese These zu widerlegen. Aus technischen Gründen – Triebwerkschaden, Ausfall des Elektroaggregats oder des Sauerstoffgeräts – hatte Francis Powers unvermeidlich an Höhe verloren. Erst in 14 Kilometer Höhe war sein Flugzeug von einer Sowjetrakete getroffen worden.

«Die Schuldigen sitzen in Washington»

Im dritten Stockwerk des Sowjetskaja-Hotels verteidigte Barbara Powers ihren Mann heftig gegen den Vorwurf der Spionage: «Er war schliesslich nur der Pilot eines Flugzeuges.» Und: «Seine Tätigkeit war Teil eines Programms, das Befehle des Präsidenten und die Zustimmung des Kongresses voraussetzte.» Und schliesslich: «Was die Politik angeht, so ist das Sache des State Department.»



Francis Gary Powers, der Pilot des amerikanischen Flugzeugs U2 am 1. August 1960 vor Gericht – im Augenblick der Urteilsverkündung (rechtes Bild). Links von ihm sein Verteidiger Grinjew. Powers wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Damit blieb das Gericht unter dem Antrag des Generalstaatsanwalts Roman Rudenko (ganz links), der eine Strafe von 15 Jahren gefordert hatte. Der Verhandlung wohnten auch Powers' Eltern (unteres Bild, zweite Reihe, Mitte) und seine Frau (rechts daneben) bei.





Damit begann «einer der grossen Schauprozesse dieses Jahrhunderts» (*New York Times*), noch ehe der Angeklagte Powers am 17. August 1960, seinem 31. Geburtstag, in den Säulensaal des Moskauer Gewerkschaftshauses geführt wurde, um dort vor dem Militärsenat des Obersten Gerichtshofs der Sowjetunion und 1'500 ausgewählten Zuhörern sein «Ja, ich bin schuldig» zu sprechen.

Nach den paradoxen Spielregeln des kalten Kriegs waren es diesmal die Amerikaner, die für die grosse Schau sorgten, während die Sowjets bemüht schienen, den Prozess korrekt nach den Regeln der von den Stalin-Epigonen reformierten «sozialistischen Gesetzlichkeit» zu führen. Ein faires Verfahren für den U2-Piloten wäre, so urteilte der britische *Guardian*, für den Kreml «die wirksamste Art der Propaganda».

Amerikas Politiker und Publizisten zeigten sich deshalb bemüht, die Aburteilung Powers' von vornherein als «östlichen Schauprozess» abzustempeln.

Die Sowjetregierung suchte indes von dem für sie politisch so kostbaren Powers-Prozess jene düsteren Schatten fernzuhalten, die der Terrorjustiz der Ära Stalin angehaftet hatten. Powers durfte während der Untersuchungshaft

lesen, rauchen, Spaziergehen, sonnenbaden, Briefe schreiben. Ja man machte mit ihm sogar eine Stadtrundfahrt durch Moskau.

Gegen die juristischen Zweifler im Westen mobilisierte die Sowjetregierung einen ihrer prominentesten Strafrechtler. In einem Interview erläuterte Dr. Nikiforow das «besonders schwere» Verbrechen der Spionage, das in allen Ländern hart bestraft wird. Dozierte der Sowjetjurist genüsslich: «Die gründlichste und umfassendste Definition des Begriffs der Spionage enthält die amerikanische Bundesgesetzgebung. Sie schliesst auch die Luftspionage ein.»

Das ist genau das Verbrechen, das Powers in der noo Seiten zählenden Anklageschrift zur Last gelegt wurde: als Angehöriger des CIA-Geschwaders *ro-ro* «in den Luftraum der Sowjetunion mit einem besonders ausgerüsteten Aufklärungsflugzeug vom Typ Lockheed U-2 mit Wissen der US-Regierung eingedrungen zu sein».

Hauptschuldige im Sinne der sowjetischen Anklage waren denn auch der amerikanische Präsident, sein Stellvertreter Nixon, US-Aussenminister Herter, CIA-Chef Allen Dulles und sein toter Bruder John Foster Dulles. Tobte Generalstaatsanwalt Rudenko in seinem Plädoyer: «In diesem Prozess steht nicht nur der Flieger Powers vor Gericht, sondern auch die US-Regierung, die wahren Inspiratoren und Organisatoren ungeheuerlicher Verbrechen, die gegen den Frieden und die Sicherheit der Völker gerichtet sind.»

Powers, der stellvertretend für Amerikas Staatsmänner auf der Moskauer Anklagebank sass, konnte seinen Richtern kaum etwas verschweigen, was sie nicht zuvor bereits aus dem Mund der politischen Prominenz Amerikas erfahren hätten. Herters State Department hatte im Mai die Verantwortung für die U-2-Flüge übernommen und sie als «legitime Massnahme der nationalen Verteidigung» entschuldigt, während stolze Air-Force-Generale ungeniert und detailliert über die Erfolge des 10-10-Geschwaders plauderten.

Das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* berichtete bereits im Mai offenherzig, was Rudenko in der vergangenen Woche aus seinem Angeklagten herauszufragen suchte: «Powers selbst hatte gehofft, die Abschussbasis für interkontinentale Raketen und Weltraumsatelliten in der Wüste am Aralsee fotografieren zu können. Sein besonderes Ziel war ein gigantisches neues Ferngeschoss, mindestens zweimal so gross wie Amerikas Atlasrakete.» Nach amerikanischem Recht hätte er, so dozierte Sowjetjurist Dr. Nikiforow, mit dem elektrischen Stuhl oder 30 Jahren Zuchthaus zu rechnen.

Der Artikel 2 des sowjetischen Gesetzes über Staatsverbrechen, nach dem U-2-Pilot Powers zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt wurde, sieht zwar auch

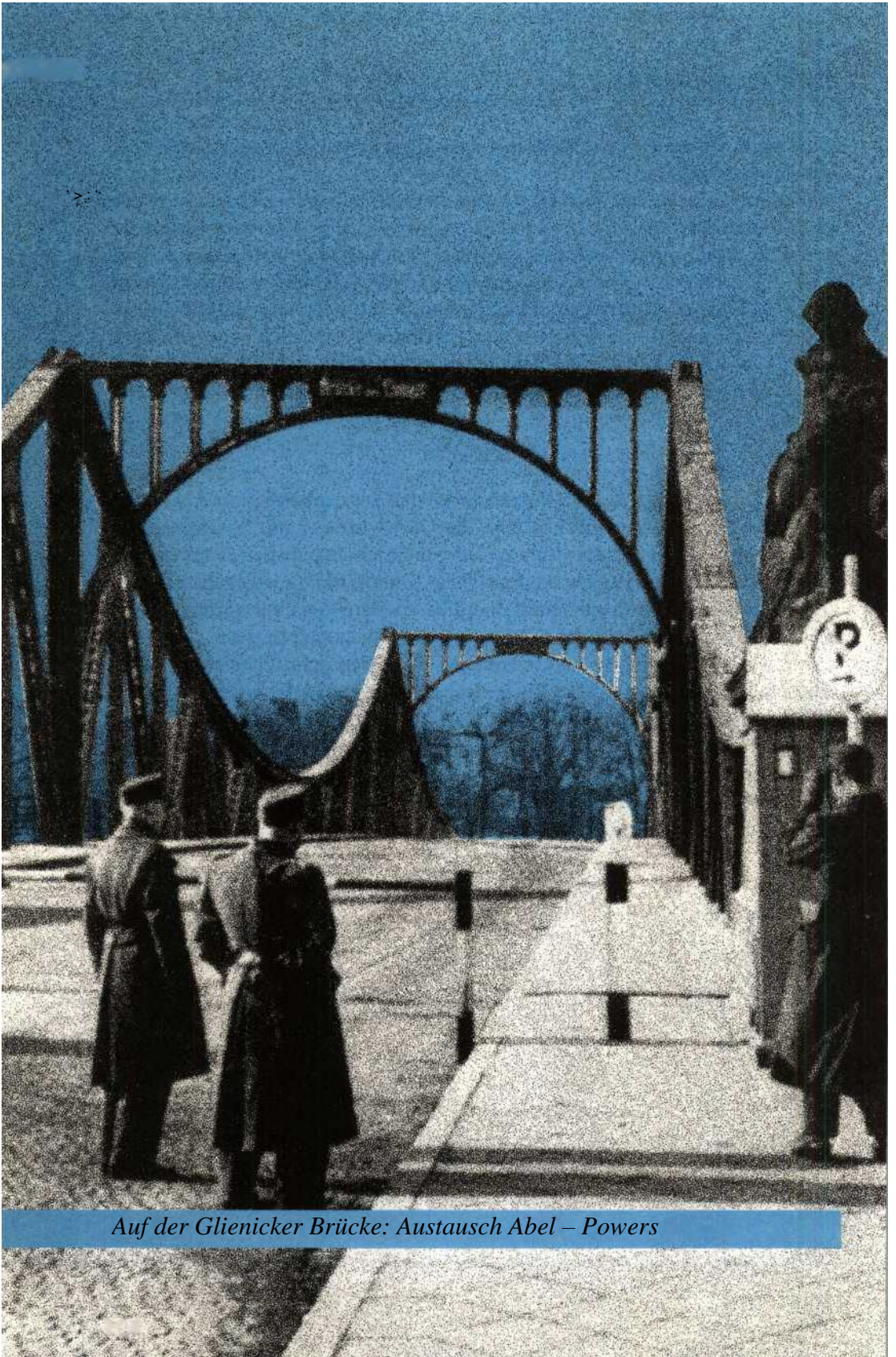
die Todesstrafe, daneben jedoch geringere Freiheitsstrafen von sieben bis 15 Jahren vor.

Generalstaatsanwalt Rudenko hatte zunächst 15 Jahre beantragt, während der sowjetische Pflichtverteidiger Grinjew («Die wahren Schuldigen sitzen in Washington») für eine geringere Strafe plädierte. Rudenko: «Ich stelle die ernste Reue in Rechnung, die der Angeklagte vor dem sowjetischen Gericht gezeigt hat, und bestehe nicht auf der Todesstrafe.» Diese Floskel rechtfertigte Powers mit seinem Schlusswort: «Ich sehe ein, dass ich ein schweres Verbrechen begangen habe.» Und: «Ich bin kein Feind des sowjetischen Volkes.»

Rückkehr

Am 10. Februar 1962 wurde Powers gegen den russischen Spion Abel ausgetauscht. Nach seiner Rückkehr in die USA wurde er in der Öffentlichkeit wie auch von amerikanischen Bürogeneralen angegriffen, weil er von den Selbstmordwerkzeugen, die man ihm «vorsorglich» mitgegeben hatte, keinen Gebrauch gemacht und überdies in dem Strafverfahren in der Sowjetunion einiges über die U2-Operationen ausgesagt hatte.

Im März 1962 musste Powers vor dem Militärausschuss des amerikanischen Senats erscheinen und Rechenschaft ablegen. Dort wurde auch der Bericht des CIA über die U2-Affäre erörtert. Beide, CIA und der Ausschuss, kamen zu dem Ergebnis, Powers habe seinen Auftrag nach besten Kräften ausgeführt und wertvolles Material beschafft. Präsident Kennedy schloss sich bald darauf diesem Urteil an.



Auf der Glienicker Brücke: Austausch Abel – Powers

Nachspiel auf der Glienicker Brücke

James B. Donovan

Der sowjetische Spion Abel hatte fünf Jahre seiner dreissigjährigen Zuchthausstrafe verbüsst, als die amerikanische Regierung von den Russen – die bis dahin eine Verbindung zu Abel abgestritten hatten – ein inoffizielles Angebot erhielt, ihn gegen den U2-Piloten Powers auszutauschen. Mit den Verhandlungen wurde der amerikanische Rechtsanwalt James B. Donovan beauftragt, der Abel durch seine Verteidigung vor der Todesstrafe bewahrt hatte. So fanden zwei aufsehenerregende Fälle im Zeichen der Bemühungen Kennedys und Chruschtschows um eine Verständigung zwischen den Grossmächten einen Abschluss.

Im Januar 1962 wurde mir gesagt, es liege im Staatsinteresse, den Austausch Powers' gegen Abel zu verwirklichen. Man bat mich, die Sache in die Hand zu nehmen. Wir vereinbarten, dass ich unter dem Deckmantel einer meiner üblichen Berufsreisen nach London fahren sollte und den wahren Zweck meiner Reise nicht nur vor meiner Kanzlei, sondern auch vor meinen Angehörigen geheimhielt.

Ich schrieb Frau Abel, die Dinge hätten sich so entwickelt, dass eine Besprechung dringend erforderlich werde. Ich schlug ihr ein Treffen in der Ostberliner sowjetischen Botschaft am Samstag, dem 3. Februar, um 12 Uhr vor. Keinesfalls dürfe davon etwas an die Öffentlichkeit kommen. Wenn sie einverstanden sei, solle sie mir lediglich einen telegrafischen Neujahrsglückwunsch schicken.

Zwei Wochen darauf bekam ich ein Telegramm aus Berlin: «Ein glückliches neues Jahr – Helen.»

Am 27. Januar traf ich mich mit einem Washingtoner Verbindungsmann, der mir die letzten Anweisungen gab. Wie er mir erzählte, sollte ein in der DDR verhafteter amerikanischer Student namens Frederic L. Pryor wegen Spionage vor Gericht gestellt werden. Der Staatsanwalt habe bereits angekün-

digt, dass er die Todesstrafe beantragen werde. Ein zweiter amerikanischer Student, Marvin Makinen, sei zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er bei einer Reise durch Russland militärische Anlagen fotografiert habe.

Weiter erfuhr ich, dass der Ostberliner Rechtsanwalt Vogel angegeben habe, er vertrete die Familie Pryor. Er habe der amerikanischen Mission in West-Berlin mitgeteilt, Frau Abel sei sicher, dass Pryor und Makinen freigelassen würden, wenn die USA den Obersten Abel gegen Powers austauschten. Meine Regierung wünschte, dass ich versuchen solle, alle drei Amerikaner freizubekommen. Meine Hauptaufgabe aber bestehe darin, den Austausch Abels gegen Powers zu erreichen. Darüber hinaus sei alles in mein freies Ermessen gestellt. Ich beschloss, mich für alle drei einzusetzen.

Ich flog nach London und stieg im Claridge ab. Kurz darauf besuchte mich ein «Herr White» und teilte mir mit, mein Flug nach Berlin sei auf den folgenden Freitag angesetzt. Aus Sicherheitsgründen sei mir der Name Dennis verliehen worden.

Am Freitag erschien Herr White frühmorgens. Ich schickte meiner Frau ein Telegramm: Freunde hätten mich nach Schottland eingeladen. Dann fuhren wir ab.

Am Connaught Square stieg eine junge Dame von der englischen Abwehr zu uns in den Wagen. White fuhr uns zu einem Militärflugplatz auf dem Lande, wo uns die junge Dame der Wache gegenüber auswies. Wir starteten sofort. «Mr. Dennis» war der einzige Passagier.

Vier Stunden später flogen wir in dem schmalen Luftkorridor durch die DDR nach Berlin. In Tempelhof erwartete mich ein Amerikaner, der sich mir schlicht als Bob vorstellte. Er fuhr mich zu einer unbeleuchteten Villa in einem Westberliner Wohnviertel. Wie ich von ihm erfuhr, sollte ich die Villa allein bewohnen. Morgens komme eine zuverlässige deutsche Haushilfe, mache mir das Frühstück und räume auf.

Bob sagte mir, nach meiner Rückkehr aus Ost-Berlin solle ich von der Bar des Hilton-Hotels eine Geheimnummer anrufen, die ich auswendig lernen müsse. Der Apparat bleibe während meines Berliner Aufenthalts Tag und Nacht für meinen Anruf reserviert.

In der leeren Villa kroch ich in ein kaltes Bett.

Verhandlung in Ost-Berlin

Als ich aufwachte, war ich ganz steif vor Kälte. Bob und ich hatten es am Abend versäumt, die Heizung oben anzustellen. Jetzt hatte ich den schönsten Hexenschuss.

Als Bob kam, erklärte er mir, auf welchem Weg ich ganz unauffällig nach Ost-Berlin gelangen könne. Wir fuhren zum Bahnhof Zoo, wo ich mir eine Karte für die S-Bahn kaufte. Auf dem Ostberliner Bahnhof Friedrichstrasse wies mir die Wache einen eingeseilten Weg zur Passkontrolle. Zwei Zollbeamte fragten, wieviel Geld ich bei mir hätte. Ich wies ihnen 20 Westmark vor. Auf die Frage nach meiner Adresse erklärte ich (wie mich Bob geheissen hatte), im Hilton-Hotel zu wohnen. Schliesslich bekam ich eine vorgedruckte Karte mit meinen Antworten, die ich unterzeichnen und an meinem Pass befestigen lassen musste. Das sei mein Visum, sagte man mir. Dann durfte ich gehen. Draussen schlug mir eine eisige Kälte entgegen.

In der sowjetischen Botschaft schickte man mich nach nebenan ins Konsulat. Dort trat mir eine junge Dame entgegen. «Guten Tag», sagte sie lächelnd. «Ich bin Rudolf Abels Tochter. Darf ich Sie mit meiner Mutter bekannt machen, Frau Abel, und dem Vetter meiner Mutter, Herm Drews.»

Ich gab jedem die Hand. Die «Tochter» war etwa 35. Sie sprach fließend Englisch und schien mir sehr gewitzt zu sein. «Frau Abel», Typ Hausfrau, schätzte ich auf 60. «Vetter Drews» beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Wahrscheinlich war er von der Volkspolizei. Alle drei waren ärmlich gekleidet.

Um 12 Uhr öffnete sich die Tür, und ein hochgewachsener, gutgekleideter Herr von sicherem Auftreten kam herein. Er stellte sich mir als Legationsrat Iwan Alexandrowitsch Schischkin vor. Er führte uns in ein Konferenzzimmer, setzte sich dort hinter einen Schreibtisch und bat uns mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen. Es folgte eine einstündige Unterhaltung, an der sich die drei angeblichen Familienangehörigen nicht beteiligten. Schischkin behandelte sie, wie eine Bühnengrösse unentbehrliche Statisten behandelt.

«Herr Schischkin», sagte ich, «ich bin einzig und allein nach Berlin gekommen, weil mir ein Ostberliner Rechtsanwalt, Herr Wolfgang Vogel, geschrieben hat, Frau Abel glaube, dass, falls ich die Freilassung ihres Gatten erwirken könne, der Fliegerhauptmann Powers und die amerikanischen Studenten Pryor und Makinen freigelassen würden. Unter diesen Voraussetzungen hat mir meine Regierung das Versprechen gegeben, dass sie Abel binnen 48 Stunden nach erfolgter Vereinbarung freilässt.»

Schischkin trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Ich reichte ihm einen vorsichtig abgefassten Brief der Begnadigungsabteilung des Justizministeriums, den ich als einzigen Nachweis meines Auftrags mitgenommen hatte, auf Treu und Glauben zu verhandeln. Er las ihn sorgfältig durch.

Nach einer Weile nahm Schischkin seine randlose Brille ab und sagte: «Diese Deutschen hier, die Angehörigen des Herrn Abel, haben mir vor etwa einem Jahr ihre Angelegenheit vorgetragen. Ich habe ihnen damals zugesagt, bei meiner Regierung die Frage zu ventilieren, ob man Powers gegen Abel austauschen könne. Moskau zeigte sich dazu bereit, weil faschistische Kreise in Amerika versuchten, Abel als sowjetischen Staatsbürger hinzustellen, was zu einer antisowjetischen Propaganda in den USA geführt hat. Wir würden das im Interesse eines besseren Verständnisses zwischen unsern beiden Staaten gern bereinigen. Von diesen amerikanischen Studenten, Pryor und Makinen, habe ich jedoch nie etwas gehört. Ich bin nicht bevollmächtigt, über sie mit Ihnen zu verhandeln.»

Ich drückte ihm darüber mein grösstes Erstaunen aus. Wenn er nicht bevollmächtigt sei, über meinen Vorschlag zu verhandeln, hätte ich keine weiteren Anweisungen meiner Regierung und müsste unverrichteter Dinge nach Hause fahren.

«Sie hätten dann keine weiteren Anweisungen?» fragte er ironisch.

«Nein, keine», sagte ich. «Immerhin möchte ich Ihnen einmal erzählen, wieweit die Vorbereitungen für Abels Abtransport nach Berlin gediehen sind – für den Fall, dass ich über eine Erfüllung der Versprechungen des Rechtsanwalts Vogel berichten kann. Washington würde Herrn Abel dann unverzüglich in Begleitung des stellvertretenden Direktors unsres Strafvollzugswesens mit einem Militärflugzeug herfliegen. Der Beamte würde eine von Präsident Kennedy unterzeichnete Straferlassurkunde mitbringen, die jedoch erst gültig würde, wenn sie von ihm gegengezeichnet ist. Das würde an der Stelle geschehen, wo der Austausch stattfindet, nachdem bestätigt ist, dass man uns den Richtigen übergibt. Wir brauchen nur noch Ihr Einverständnis, und dann wird Ihnen Herr Abel überstellt.»

Er hatte mir aufmerksam zugehört. «Wissen Sie genau», fragte er mich dann, «dass eine solche Urkunde bereits von Präsident Kennedy unterzeichnet ist?»

«Ja», sagte ich. «Natürlich enthält sie die Bedingung, dass Herr Abel nie wieder in die Vereinigten Staaten kommt. Täte er das, müsste er seine restliche Strafe absitzen.»

Er bemängelte, dass ich ausser dem «vagen» Brief der Begnadigungsbehörde keinerlei Beglaubigungsschreiben vorzuweisen hätte. Ich sagte ihm, ich könne, falls das gewünscht werde, weitere Beglaubigungsschreiben vom Chef der amerikanischen Mission in West-Berlin beibringen. Ich fände es jedoch, offen gestanden, höchst ärgerlich, wenn die Sache jetzt nicht sofort erledigt werden könne.

«Ich verstehe Ihren Standpunkt durchaus», sagte er, «doch muss ich mich unbedingt erst mit meiner Regierung in Verbindung setzen.»

Er bat mich dann, ihm das Schreiben der Begnadigungsbehörde für eine Weile zu überlassen. Ich fragte ihn, ob er es nicht fotokopieren könne, ich gäbe das Original nicht gern aus den Händen.

«Ich bin sowjetischer Botschaftsbeamter⁷⁾, erwiderte er gereizt. «Wenn ich Ihnen sage, dass Sie es wiederbekommen, dann bekommen Sie es auch wieder.»

Ich gab nach und erklärte mich bereit, am Montag wiederzukommen. Sollte er schon vorher etwas aus Moskau hören, könne er mich jederzeit anrufen. Ich schrieb ihm Bobs Geheimnummer auf eine Karte und reichte sie ihm hinüber.

Schischkin sah mich nachdenklich an. «Ihre Regierung will also drei für einen haben?»

«Ein Meister wiegt drei Gesellen auf», sagte ich lächelnd. Er quittierte das Kompliment für Abel mit geschmeichelter Miene.

Als ich ging, schlossen sich mir die angeblichen Angehörigen Abels an. Die Tochter fragte mich, ob ich nicht auch mit Herm Vogel sprechen wolle. Ich erwiderte, dazu sei immer noch Zeit, wenn sich die sowjetische Botschaft entschieden habe. Die drei verabschiedeten sich dann von mir.

In West-Berlin ging ich sofort in die Bar des Hilton-Hotels und rief von dort aus Bob an. Später diktierte ich meinen ersten ausführlichen Bericht für Washington.

Rechtsanwalt Vogel wird eingeschaltet

Am Montagnachmittag um 17 Uhr fuhr ich wiederum nach Ost-Berlin und suchte die sowjetische Botschaft auf. Im Vorraum des Konsulats traf ich Fräulein Abel und Herrn Drews an. Die Mutter, so hörte ich, sei im Hotel geblieben, sie habe seit unserm Treff am Samstag so sehr mit den Nerven zu tun.

Plötzlich erschien Schischkin. Er bedachte die beiden mit einer kurzen, steifen Verbeugung. Mir schüttelte er freundschaftlich die Hand und führte mich, ohne die andern noch weiter zu beachten, in ein kleines Konferenzzimmer.

Ich überreichte ihm ein kurzes Schreiben Alan Lightners, des Chefs der amerikanischen Mission in West-Berlin, in dem bestätigt wurde, dass ich zu Besprechungen in der sowjetischen Botschaft nach Ost-Berlin fahren dürfe und dass Lightner über den Zweck meiner Anwesenheit in Berlin unterrichtet sei.

Schischkin las die Zeilen laut. Dann sagte er: «Ich habe nicht daran gezweifelt, dass alles seine Richtigkeit hat, doch ist mir dieses Schreiben willkommen – man kann nicht vorsichtig genug sein.»

Schischkin setzte sich hinter den Schreibtisch und öffnete eine grosse, lederne Aktentasche. Er habe, sagte er, aus Moskau neue Instruktionen erhalten. Er las mir den Text vor, den ich Wort für Wort mitschrieb:

1. Die Sowjetregierung willigt aus menschlichen Motiven ein, Powers gegen Abel auszutauschen.

2. Diese menschliche Haltung auf beiden Seiten und die damit verbundene Beseitigung einer Quelle ständiger antisowjetischer Propaganda sollen dazu beitragen, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu verbessern.

3. Wenn die amerikanische Regierung an der Freilassung Makinens interessiert ist, der sich zur Zeit in Kiew befindet, ist die sowjetische Regierung bereit, Makinen gegen Abel auszutauschen. Ausgeschlossen ist es jedoch, sowohl Powers als auch Makinen gegen Abel auszutauschen. Es ist den Amerikanern anheimgestellt, eine Wahl zu treffen. Wenn die Angelegenheit korrekt erledigt wird und zu einer Verbesserung der Beziehungen führt, stehen weitere Möglichkeiten offen.

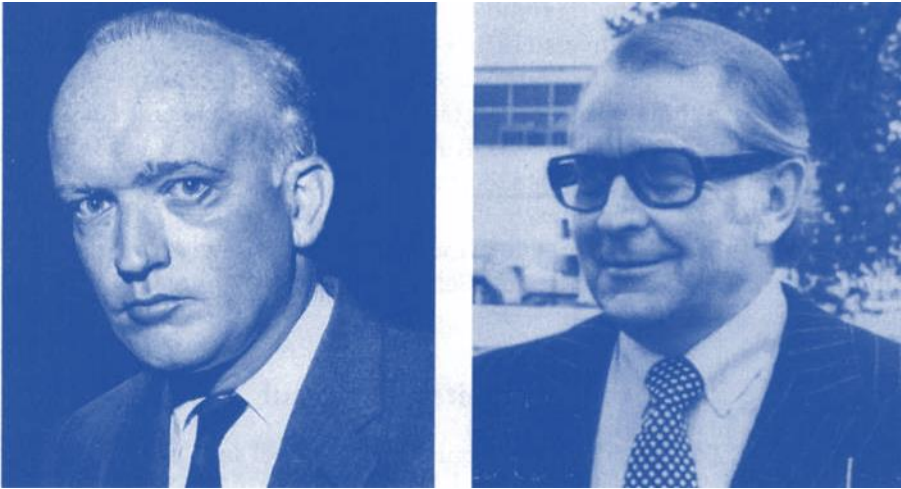
4. Was den Fall Pryor angeht, so sind die sowjetischen Behörden dafür nicht zuständig. Darüber müsste mit der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik verhandelt werden. Das kann auf dem Weg über Frau Abel und Herm Vogel, ihren Anwalt, geschehen, die Herm Donovan ja bereits mitgeteilt haben, dass die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik ihre dahingehende Petition wohlwollend erwägt.

Schischkin forderte mich auf, gemeinsam mit Frau Abel einen Vorschlag über die Durchführung des Austauschs auszuarbeiten. Die sowjetische Regierung werde sich dann dazu äussern. Ich sagte ihm, mich interessiere jetzt erst einmal besonders der Hinweis auf Makinen. Dürfe ich aus den Zeilen herauslesen, dass die sowjetische Regierung nach korrekter Durchführung des Austauschs und einer daraus resultierenden Verbesserung der internationalen Beziehungen bereit wäre, Makinen in naher Zukunft zu begnadigen? Schischkin sagte mir zu, darüber Informationen einzuholen.

Ich versprach ihm, meiner Regierung unverzüglich den sowjetischen Gegenvorschlag zu unterbreiten. Ich hoffte schon nach 24 Stunden mit einer Antwort wiederkommen zu können.

Fräulein Abel und Vetter Drews fragten mich auf der Strasse, wie es denn ausgegangen sei. Ich gab ihnen einen kurzen Überblick. Fräulein Abel sagte, wir müssten sofort zu Rechtsanwalt Vögel, er erwarte uns. Wir nahmen uns ein Taxi. Unterwegs sprachen wir über Ort und Zeit des Austauschs. Wir wollten Mittwoch, den 7. Februar, vorschlagen, 10 Uhr abends, auf der Glienicker Brücke.

Die Fahrt bezahlte Vetter Drews. Dass in der Gegend, in die wir kamen,



Die beiden Anwälte James Donovan, USA (links), und Wolfgang Vogel, DDR, verhandelten im Februar 1962 erfolgreich über den Austausch des Piloten Gary Powers gegen den Spion Rudolf Abel.

die Kanzlei eines prominenten Anwalts lag, wäre wohl in jedem Land der Erde ungewöhnlich gewesen. Es war ein drittklassiges Wohnviertel. Das zweigeschossige Haus lag etwa 75 Meter von der Strasse zurück. Das Erdgeschoss machte einen ärmlichen Eindruck. Der Hauseingang war hinten. Wir traten in einen halbdunklen Gang. Fräulein Abel ging voran. Ich sah undeutlich eine Treppe, die zu einem schmalen Vorplatz führte. Oben liess man uns in ein kleines Wartezimmer ein, in dem mehrere Personen sassen, die sich jedoch sofort entfernten. Kurz darauf erschien Herr Vogel, ein gutaussehender, dunkelhaariger Herr, über dessen Züge ständig ein aufblitzendes Lächeln flatterte. Er führte uns in ein kleines, aber elegant ausgestattetes Arbeitszimmer. Auch er selber war elegant – grauer Flanellanzug, kunstvoll gearbeitete Manschettenknöpfe.

Zu meiner Überraschung schaltete sich Vetter Drews als Dolmetscher ein. Er übersetzte Vogel, was ich über die Ergebnisse meiner Besprechung mit Schischkin zu berichten hatte. Vogel nickte. Er habe, sagte er dann, vom Generalstaatsanwalt der Deutschen Demokratischen Republik eine erfreuliche amtliche Mitteilung bekommen. Sie lautete:

«Hierdurch wird bestätigt, dass dem Gesuch um Überstellung Ihres Klienten an die amerikanischen Behörden stattgegeben werden kann, wenn die Ihnen bekannten Bedingungen seitens der Amerikaner erfüllt werden.

Der Generalstaatsanwalt
i. A. Windisch, Staatsanwalt»

Fräulein Abel erklärte, sie freue sich, dass nun alle Hindernisse beseitigt seien. Ich war weniger zuversichtlich. Ich sagte Herm Vogel, dass ich gern eine klare Antwort auf eine klare Frage hätte: Könne er, wenn die Beteiligten unserm Vorschlag über den Austausch am Mittwochabend zustimmten, dafür garantieren, dass die DDR-Behörde den Studenten Pryor zu einem Dreieraus-tausch zur selben Zeit an dieselbe Stelle bringen werde? Er erwiderte: «Ja-wohl, unbedingt.»

Ich sagte ihm, ich wolle sofort meine Regierung über den Stand der Dinge unterrichten und ihm und Schischkin bereits morgen, Dienstag, meine Ant-wort übermitteln.

Schwierigkeiten treten auf

Vom Bahnhof Zoo ging ich sofort zum Hilton-Hotel und rief Bob an. Er sagte, man sei schon beunruhigt, weil ich so lange ausgeblieben sei. Ich ass in einem stillen kleinen Café und fuhr nach Hause. Gerade als ich zu Bett gehen wollte, erschien Bob. Auf der Geheimnummer, die ich ausser Schischkin keinem an-deren gegeben hatte, war ein Anruf erfolgt, und zwar von einer öffentlichen Fernsprechkabine in West-Berlin. Der Anrufer hatte auf Deutsch Folgendes für mich durchgegeben:

«Unerwartete Schwierigkeiten aufgetreten. Muss Sie dringend sprechen. Morgen, 6. Februar, vormittags 11 Uhr, in meiner Kanzlei. Vogel.»

Das kam uns verdächtig vor. Eine innere Stimme riet mir, anderntags nicht zu Vogel zu gehen, sondern unangemeldet bei Schischkin zu erscheinen, ihm die Mitteilung unter die Nase zu halten und eine Erklärung zu fordern. Ich unterrichtete Washington darüber und bekam spätabends die Genehmigung.

Am 6. Februar um 10 Uhr drückte ich beim sowjetischen Konsulat auf den Klingelknopf. Ein Summer öffnete die Tür, ich trat ein. Nach etwa einer Vier-telstunde erschien Schischkin. Er entschuldigte sich, dass ich habe warten müssen, und drückte mir sein Erstaunen über den unerwarteten Besuch aus. Ich berichtete ihm über die gestrige Besprechung bei Vogel, zeigte ihm das Schreiben des ostdeutschen Generalstaatsanwalts und sagte ihm, dass ich Washington sofort nach meiner Rückkehr nach West-Berlin informiert und empfohlen habe, auf das Angebot einzugehen, nur Powers und Pryor gegen Abel auszutauschen, denn nach der mir von Herrn Schischkin übermittelten Moskauer Erklärung sei meines Erachtens die Freilassung Makinens in näch-ster Zukunft zu erwarten.

Schischkin nickte. Ich sagte ihm, meine Regierung habe mich unverzüglich dahin informiert, dass sie nach dieser Verständigung über Makinen das sowje-tische Angebot annehme.

Dann erzählte ich Schischkin von dem mysteriösen Anruf, der alles über den Haufen werfe. Ich zeigte ihm den Wortlaut des Anrufs. «Das ist ja merkwürdig!» rief er. «Was soll das bedeuten?» Ich sagte ihm, dies festzustellen sei einer der Zwecke meines Besuchs. Der Anruf sei nämlich über die Geheimnummer erfolgt, die ich nur ihm allein angegeben habe. Ich müsse mich darauf verlassen, dass die sowjetische Regierung zu der Zusage stehe, die sie in ihrer Erklärung gemacht habe. Im Vertrauen darauf hätte ich mit Herrn Vogel und Fräulein Abel bereits alles abgesprochen, den Plan in Washington zur Sprache gebracht und volle Billigung gefunden. Alles sei vorbereitet, Abel zum Zweck des Austauschs nach Berlin zu bringen.

Schischkin lehnte sich zurück und erklärte gemessen, es sei nicht die Art der sowjetischen Regierung, eine Zusage zu brechen. «Ich möchte jedoch», sagte er, «ein persönliches Wort hinzufügen. Wie ich jetzt von Ihnen höre, haben Sie mit der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik vereinbart, Abel gegen Pryor freizulassen. Vorher hatten Sie mit meiner Regierung vereinbart, Abel gegen Powers freizulassen. Sie kommen mir wie ein Kaufmann vor, der zwei Käufern ein und dieselbe Ware verkauft und von beiden Bezahlung fordert.»

«Das ist ja lächerlich, das wissen Sie ganz genau», sagte ich. «Ich habe die Erklärung Ihrer Regierung hingenommen, dass sie für die Angelegenheiten der hiesigen Regierung nicht zuständig sei. Diese will Pryor in Anerkennung zweier Umstände begnadigen: erstens, weil die sowjetische Regierung aus menschlichen Motiven willens ist, Powers freizulassen, und zweitens, weil die Vereinigten Staaten bereit sind, darauf mit der Freilassung Abels zu antworten. Wenn Ihre Regierung auf dem Standpunkt steht, dass sie die Unabhängigkeit der DDR achten müsse, was geht es Sie dann an, wenn diese, gleichfalls aus Gründen der Menschlichkeit, auf derselben Brücke und zur selben Zeit, wo Powers gegen Abel ausgetauscht wird, einen Herm Pryor oder eine Herde Schafe freilässt?»

Schischkin deutete ein Lächeln an, erwiderte aber nichts.

«Eins lassen Sie sich bitte gesagt sein», fuhr ich fort. «Wenn Sie jetzt von der gestrigen Vereinbarung zurücktreten, werde ich meiner Regierung unverzüglich empfehlen, die Verhandlung abubrechen, und nach New York zurückkehren.»

Schischkin verdaute das einen Augenblick. Dann sagte er: «Meiner Meinung nach sollten Sie jetzt erst einmal zu Vögel gehen und hören, was er zu sagen hat. Wenn Sie dann noch einmal herkommen wollen, stehe ich gern zu Ihrer Verfügung.»

Nur Drews war bei Vogel. Fräulein Abel, sagte er, sei nicht gekommen, weil sie sich über die Schwierigkeiten, die jetzt aufgetreten seien, furchtbar

aufgeregt habe. Er las mir dann eine langatmige Erklärung vor, die sie handschriftlich in englischer Sprache abgefasst hatte. Ich bestand später darauf, dass er sie mir herüberreichte, und schrieb sie ab.

In der Erklärung hiess es, «ein Beamter» der Generalstaatsanwaltschaft habe von Herrn Vogel am vergangenen Abend zu seiner grössten Überraschung erfahren, dass ich mit der sowjetischen Botschaft einen Austausch Abels gegen einen anderen vereinbart habe. Der Beamte habe erklärt, seine Regierung sei gewillt gewesen, Pryor gegen Abel auszutauschen, also eine Person gegen eine andere. Sie sei jedoch nicht damit einverstanden, dass eine Person gegen zwei ausgetauscht werde.

Als Drews geendet hatte, packte mich die Wut. Die Handlungsweise Vogels und seiner Regierung verstosse einwandfrei gegen Treu und Glauben, wettete ich. Ein Austausch Abels gegen Pryor allein komme überhaupt nicht in Frage.

Vogel lächelte nervös. «Was sich hier abspielt», sagte er, «ist offenbar ein Tauziehen zwischen Sowjetrussland und der Deutschen Demokratischen Republik. Jeder beansprucht für sich das Privileg, den Austausch Abels bewerkstelligen zu können. Unser Generalstaatsanwalt ist da absolut eisern, wie Sie aus seiner Erklärung ersehen.»

«Ach Unsinn!» sagte ich. «Wenn Schischkin Ihrem Generalstaatsanwalt befehlen würde, hier in Ihrer Kanzlei auf den Händen zu gehen, würde er es sofort tun – oder doch versuchen. Entweder steht Ihre Regierung zu ihrer förmlichen Zusage, die sie mir gestern schriftlich gegeben hat, oder ich breche die Verhandlungen ab und bitte meine Regierung, mich nach Hause zu holen.» Ich stand auf und zog mir den Mantel an.

Vogel drückte rasch auf einen Knopf. Wie in einem Theaterstück öffnete sich sofort die Tür, und ein Angestellter kam herein. Nickend wie ein Papagei meldete er, soeben habe die Generalstaatsanwaltschaft angerufen. Der Herr Generalstaatsanwalt bitte Herrn Vogel um 13 Uhr zu einer weiteren Besprechung in der Angelegenheit Pryor.

«Na wunderbar!» rief Herr Vogel. Er sprang auf und sah auf seine Uhr. «Könnten Sie wohl hier in Ost-Berlin bleiben, bis ich mit dem Generalstaatsanwalt gesprochen habe? Ich werde nach besten Kräften versuchen, ihn zu einer Änderung seines Standpunkts zu bewegen – das verspreche ich Ihnen.» Er schlug vor, mich in ein gutes Restaurant zu fahren, wo ich Mittag essen könne. Drews fragte mich, ob er mir Gesellschaft leisten dürfte. «Aber gewiss, gern», sagte ich.

Vogel setzte uns beim Restaurant ab. Während des Essens fragte mich Drews immer wieder, ob nicht meiner Meinung nach auch ein Austausch Abels gegen Pryor allein denkbar wäre. Ich sagte ihm, dass es Zeitverschwendung sei, darüber zu reden. Dass Vogels Mitteilung am vergangenen Abend

über die Geheimnummer erfolgt war, hatte ich bei der Besprechung mit Vogel nicht erwähnt. Jetzt aber, beim Essen, kam Drews selber damit heraus, dass Fräulein Abel, als Vogel sie abends über die katastrophale Entwicklung der Dinge unterrichtet habe, zum Glück die Nummer eingefallen sei, die ich Schischkin gegeben und die sie sich gemerkt hatte. Auch erzählte er mir aus freien Stücken, dass sich einer seiner Westberliner Bekannten, der zufällig in Ost-Berlin gewesen sei, bereit gefunden habe, mir die Mitteilung in West-Berlin telefonisch zu übermitteln.

Als wir gegessen hatten, stand Drews mit der Bemerkung auf, er wolle auf die Toilette gehen. In Wirklichkeit wollte er wohl telefonieren. Bald darauf erschien Rechtsanwalt Vogel. Er habe, sagte er, eine fürchterliche Auseinandersetzung mit dem Generalstaatsanwalt gehabt, sich schliesslich aber durchgesetzt. Der Freilassung Pryors zum Zeitpunkt des Austauschs Abels gegen Powers stehe jetzt nichts mehr im Wege. Er bat mich, mit ihm in die sowjetische Botschaft zu fahren, er habe uns bereits angemeldet. Nach einer Besprechung mit Schischkin werde er dem Generalstaatsanwalt bestätigen können, dass die Aktion von den sowjetischen Beamten gebilligt werde.

Schischkin empfing uns im Vorraum der Botschaft. Er stellte sich Vogel vor, als sähe er ihn zum erstenmal, und fragte, wie sich die Dinge denn nun entwickelt hätten. Vogel sagte ihm, von Seiten seiner Regierung seien jetzt keine Schwierigkeiten mehr zu erwarten. Schischkin bat mich zu einer Unterredung unter vier Augen in ein Konferenzzimmer.

Er schloss die Tür und setzte sich an den Schreibtisch. Bei unserer ersten Zusammenkunft, sagte er, habe er betont, Powers sei nach sowjetischer Ansicht für die Vereinigten Staaten so wichtig, dass er bei einem Austausch allein schon dem Wert Abels entspreche. Moskau habe jedoch den Eindruck gewonnen, dass wir Makinen höher bewerteten als Powers. Man empfehle uns daher, das Angebot, Powers gegen Abel auszutauschen, zurückzuziehen und in einem neuen Antrag den Austausch Abels gegen Makinen vorzuschlagen.

Ich sprang wütend auf und erklärte Schischkin, er wisse sehr wohl, dass der Kernpunkt der Verhandlungen immer der Austausch Abels gegen Powers gewesen sei. Es sei lediglich die Frage aufgeworfen worden, was die sowjetische Regierung ausser Powers anzubieten habe.

«Ich bin im Augenblick nicht ermächtigt», sagte Schischkin höflich, «über etwas anderes zu verhandeln als den Austausch Abels gegen Makinen.»

Ich sagte, mich interessiere lediglich die Frage, ob die gestrige Vereinbarung, Abel gegen Powers und Pryor auszutauschen, noch gelte. Wenn nicht, würde ich meiner Regierung empfehlen, mich unverzüglich zurückkommen zu

lassen. Schischkin meinte, das ergebe eine ganz neue Situation, da müsse er erst einmal weitere Instruktionen aus Moskau einholen. Ich sagte ihm, er könne mir die Antwort telefonisch mitteilen, ich sei bereit, noch bis morgen Abend zu warten.

Er erklärte sich damit einverstanden. Ich verliess ihn, ohne ihm die Hand zu geben.

Moskau willigt ein

Mein Bericht über die Zwischenfälle brachte mir aus Washington mehrere Telegramme ein. Sie führten mir zu Gemüte, dass ich erstens durch mein scharfes Vorgehen den Erfolg meines Hauptauftrags gefährdet hätte, Powers gegen Abel freizubekommen, und dass ich zweitens, wenn ich nochmals unaufgefordert nach Ost-Berlin ginge, dies auf eigene Gefahr täte.

Trotz der Washingtoner Bedenken fand ich, dass wir energisch vorgehen müssten. Auf Bobs Rat wandten wir uns an General Lucius Clay, der in Berlin als Präsident Kennedys persönlicher Vertreter tätig war und als solcher Botschafferrang hatte.

Wir trafen in Bobs Wohnzimmer zusammen, es war ein trüber und trüb stimmender Tag. Ich legte dem General, der mir aufmerksam zuhörte, dar, wie Washington und wie ich die Situation beurteilte. Wir einigten uns auf eine Taktik, von der wir uns Erfolg versprachen. General Clay entwarf den Text einer Mitteilung, die wir Schischkin durch diplomatischen Kurier zuschickten: «Erhielt Ihre telefonische Mitteilung und bedaure die Verzögerung, da die Zeit, die ich hier noch verbringen kann, leider begrenzt ist. Wegen meiner starken Rückenschmerzen bitte ich Sie, diesmal zu uns zu kommen, morgen zwischen 16 und 18 Uhr, in die Wohnung des Herrn Howard Trivers von unserer Mission. Adresse: Dahlem, Vogelsang 12.»

Anderntags weckte mich in aller Frühe ein Kurier. Bob schickte mir eine Mitteilung, die er gerade von Schischkin bekommen hatte: «Habe eine günstige Antwort erhalten. Wenn es Ihr Gesundheitszustand erlaubt, bitte ich Sie, heute Nachmittag um 16 Uhr in mein Büro zu kommen. «

War das nur wieder ein Geplänkel in dem Nervenkrieg, auf den Schischkin offenbar aus war? War es eine Falle, die mir Vogel stellte, für die die Sowjets dann jede Verantwortung ablehnen konnten? Ich beschloss, mich trotz allem noch einmal in die Höhle des Löwen zu wagen.

Bob sprach mit General Clay, der mein Vorhaben billigte. Ich teilte Schischkin mit, dass ich um 16 Uhr zu ihm kommen würde. Wegen meiner Rückenschmerzen wäre ich ihm dankbar, wenn er mir einen Wagen zum Bahnhof Friedrichstrasse schicken würde.

Um 15.45 Uhr war ich am Bahnhof. Kein Wagen. Ich nahm mir ein Taxi zum Konsulat. Schischkin bat mich in sein Arbeitszimmer. Er goss uns Kognak ein, hob sein Glas und stiess mit mir «auf ein gutes Gelingen» an. Dann teilte er mir mit, dass Moskau nunmehr mit allem einverstanden sei. Powers solle gegen Abel ausgetauscht werden und gleichzeitig solle Pryor von den Deutschen freigelassen werden. Nur wolle man nicht, dass beides an derselben Stelle erfolge, da die Deutsche Demokratische Republik ein unabhängiger Staat sei.

Ich erklärte ihm, ich sei bereit, meiner Regierung die Annahme dieser Bedingungen zu empfehlen, wolle jedoch nochmals betonen, dass wir bei einer Besserung unserer Beziehungen eine baldige Begnadigung Makinens erwarten. Schischkin erwiderte, seine Regierung habe sich mit diesem Gedankengang befasst und stimme im Prinzip zu. Er bat mich, anderntags gegen Mittag wiederzukommen, wir wollten dann die weiteren Einzelheiten besprechen.

Ich kehrte mit der S-Bahn nach West-Berlin zurück. In der Bar des Hilton-Hotels gab ich Bob den Text einer Mitteilung für Washington durch, aus der hervorging, dass alles vereinbart sei und man «das Paket sofort absenden» solle.

Bei meinem erneuten Besuch im sowjetischen Konsulat bestätigte ich Schischkin nochmals, dass meine Regierung willens sei, Abel gegen Powers und Pryor auszutauschen – in der Erwartung, dass bald darauf auch Makinen begnadigt werde. Wir vereinbarten, dass Abel und Powers anderntags um 8.30 Uhr auf der Glienicker Brücke freigelassen werden sollten.

Pryor, meinte Schischkin, solle seinen Eltern in Vogels Kanzlei übergeben werden. Eine Freilassung des Studenten in Ost-Berlin lehnte ich jedoch glatt ab. Schischkin fand sich schliesslich bereit, Pryor zu der Zeit des Austauschs Abels gegen Powers am Checkpoint Charlie an der unteren Friedrichstrasse freizulassen. Ich sagte ihm, wir würden Pryor von einem Funkwagen abholen lassen, der uns zur Glienicker Brücke seine Freilassung melden könne.

Schischkin sagte, die Hauptsorge seiner Regierung sei, wie die amtliche Erklärung der amerikanischen Regierung aussehen werde. Man wolle uns gewiss nicht für die Haltung der amerikanischen Presse verantwortlich machen; die amtliche amerikanische Erklärung zu dem Fall sei jedoch von grösster Bedeutung für die künftigen Beziehungen zwischen den beiden Staaten. Ich versicherte ihm, dass keinerlei amtliche antisowjetische Propaganda beabsichtigt sei, nichts, was die Sowjetunion in ein falsches Licht rücken könnte. Er sagte, seine Regierung lege grössten Wert auf zwei Punkte: Wir sollten das Wort «Austausch» und überhaupt alles vermeiden, was Abel mit der Sowjetunion in Verbindung bringen könnte. «Ideal wäre es», sagte er, «wenn Ihre Regierung

sich darauf beschränken würde, Abels Freilassung als einen Gnadenakt zu bezeichnen, der auf ein Gesuch seiner Angehörigen zurückgehe und auch angesichts seines Alters erfolgt sei, und wenn die Sowjetunion dabei gar nicht erwähnt würde.» Ich sagte ihm zu, meiner Regierung diesen Wunsch zu übermitteln.

Wir entwarfen dann gemeinsam einen Plan für den Austausch. Schischkin machte eine Skizze des Treffpunkts, die ich einsteckte. Ich sagte ihm auf seinen Wunsch zu, dass wir keine Reporter und Pressefotografen zulassen würden.

Um 13.30 Uhr kehrte ich nach West-Berlin zurück. Spätabends teilte mir Bob mit, dass Abel in West-Berlin eingetroffen sei.

Zwei Männer kreuzen die Linie

Am Samstag, dem 10. Februar, stand ich um 5.30 Uhr auf und packte müde meine Reisetasche. Es war mein achter Tag in Berlin. Nach dem Frühstück fuhr ich mit Bob zum Militärgelände. Das kleine Arrestlokal, wo man Abel untergebracht hatte, war stark bewacht. Ich traf dort den stellvertretenden Direktor des amerikanischen Strafvollzugswesens an, Fred Wilkinson. Wir unterhielten uns über die Einzelheiten des Austauschs. Dann erlaubte man mir eine Besprechung mit Abel unter vier Augen.

Als ich seine unterirdische Zelle betrat, sprang er auf und hielt mir lächelnd die Hand hin. Ich fand, dass er recht schmal und gealtert aussah. Im Wesen war er charmant wie immer. Er bot mir eine seiner amerikanischen Zigaretten an. «Die werden mir künftig sehr fehlen», bemerkte er.

Wir unterhielten uns im Plauderton. Ich fragte ihn, ob er bei der Vorstellung, nach Russland zu kommen, nicht Angst habe. «Wieso? Ich habe ja nichts getan, was man mir vorwerfen könnte.» Von Schischkin wollte er noch nie gehört haben. Bei uns vermutete man, ich hätte nicht mit einem Legationsrat verhandelt, sondern mit dem Chef der sowjetischen Abwehr in Westeuropa.

Zum Abschied ergriff Abel meine Hand und sagte: «Ich kann Ihnen gar nicht genug für Ihre Bemühungen und vor allem für Ihre Korrektheit danken. Ich weiss, dass Sie wertvolle alte Bücher sammeln. Bei uns gehören solche Kulturschätze dem Staat. Irgendwie aber wird es mir doch vielleicht möglich sein, Ihnen ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu schicken.»

Vom Arrestlokal fuhr ich mit Bob zur Glienicker Brücke, dem vereinbarten Treffpunkt. Es war ein bitterkalter, klarer Morgen. An unserm Ende der Brücke standen überall amerikanische Militärpolizisten; sie hatten die Westberliner Grenzposten abgelöst – die sassen jetzt verdutzt und ein wenig beun-



Nach dem Austausch: Gary Powers im Frühjahr 1962 mit seinen Eltern (oben) und der amerikanische Student Frederic L. Pryor, der in der DDR wegen Spionage verhaftet worden war, ebenfalls mit seinen Eltern (unten). Powers wurde unmittelbar gegen Abel ausgetauscht, Pryor gleichzeitig von den DDR-Behörden freigelassen. Über den amerikanischen Studenten Marvin Makinen war mitverhandelt worden. Er wurde 1963 freigelassen (rechtes Bild).



ruhigt in der Wachstube und tranken Kaffee. Offenbar hatte man sie über unser Vorhaben im dunkeln gelassen.

Um 8.15 Uhr erschien ein Wagen mit Abel unter starker Bewachung. Pünktlich um 8.20 Uhr ging ich bis zur Mitte der Brücke, begleitet von Alan Lightner von der Berliner Vertretung unseres Aussenministeriums und einem jungen Amerikaner in Zivil, einem Kameraden des Uz-Fliegers, – er sollte bestätigen, dass wir den richtigen Powers bekamen.

Vom andern Ende der Brücke kam uns Schischkin in Begleitung zweier Zivilisten entgegen. Er und ich traten in die Brückenmitte vor. Wir begrüßten einander mit einem formellen Händedruck und versicherten uns gegenseitig, dass alles in Übereinstimmung mit unserm Abkommen vorbereitet sei. Dann winkte jeder zu seinem Brückenende hinüber, und beiderseits setzte sich eine Dreiergruppe in Bewegung, bei uns Abel, Direktor Wilkinson und ein Wachsoldat. Die russische Gruppe bestand aus Powers und zwei Männern, die wie Ringkämpfer aussahen.

Schischkin erklärte, der Austausch Abel gegen Powers könne nunmehr erfolgen, denn Pryor sei bereits am Übergang Friedrichstrasse freigelassen worden. Ich rief zu unserm Brückenende hinüber und fragte, ob Pryors Freilassung bestätigt sei. Jemand rief zurück: «Von Pryor noch kein Wort!»

Schischkin meinte, unsre Leute müssten sich irren. Der Austausch müsse jetzt unverzüglich erfolgen, weil bald der Zivilverkehr auf der Brücke einsetze. Ich erwiderte: «Wir warten hier, bis uns von unsrer Seite die Freilassung Pryors bestätigt wird.»

«Nach meinen Informationen», sagte Schischkin, «ist Pryor von Vogel an den Übergang gebracht und dort freigelassen worden.»

«Vielleicht streitet Vogel noch mit Pryor über sein Honorar», sagte ich lächelnd. «Dann kann es noch monatelang dauern.»

Schischkin lachte schallend auf. «Sie müssen's ja wissen, als Rechtsanwalt!» Das Eis war gebrochen. Wir plauderten. Er sagte, es sei ihm ein Vergnügen gewesen, mich kennenzulernen. Ich sollte doch öfter einmal für meine Regierung unterhandeln. «Wir brauchen Männer, mit denen man sich verständigen kann.»

Von unserm Ende der Brücke kam der Ruf: «Pryor freigelassen!» Es war 8.45 Uhr. Auf einen Wink von mir zog Wilkinson die von Präsident Kennedy unterzeichnete Straferlassurkunde hervor und zeichnete sie gegen. (Inzwischen waren die beiden Gefangenen von ihren jeweiligen Freunden durch herzliche Zurufe als die richtigen bestätigt worden.) Schischkin gab Powers, ich gab Abel ein Zeichen, und die beiden kreuzten die Mittellinie, ohne einander anzusehen. Powers ergriff die Hand seines alten Kameraden. Die beiden eilten unserm Brückenende zu.

Abel blieb stehen. Er bat Wilkinson um die Urkunde. «Die möchte ich mir aufheben – als eine Art Diplom», sagte er. Schischkin streckte mir die Hand hin und sagte: «Leben Sie wohl, und alles Gute.» So trennten wir uns.

Ein Räucherschinken und alte Bücher

Auf dem Flughafen Tempelhof erwartete uns Hauptmann MacArthur mit meiner alten C-45. In Frankfurt stiegen wir in eine Super-Constellation um. Ein Steward in weisser Jacke fragte uns, ob wir etwas essen und trinken wollten. Ich setzte mich Powers gegenüber an den Tisch und sah ihn lächelnd an. Er bestürmte mich mit Fragen.

«Sie sind doch Rechtsanwalt», sagte er. «Ich werde vielleicht drüben einen Rechtsanwalt brauchen.»

«Schön, Frank», sagte ich. «Sie können mich als Ihren Rechtsbeistand betrachten. Als Jahreshonorar fordere ich einen virginischen Räucherschinken, zahlbar jedesmal zu Weihnachten.» Er nickte eifrig und lachte. Ein merkwürdiger Mensch, dachte ich. Ein ausgezeichneter Pilot und hervorragender Fotograf – und nur unfreiwillig ein Spion. In Amerika hatte man ihn scharf kritisiert. Aber die Menschen sind ja nun einmal verschieden, man kann nicht von jedem alles erwarten.

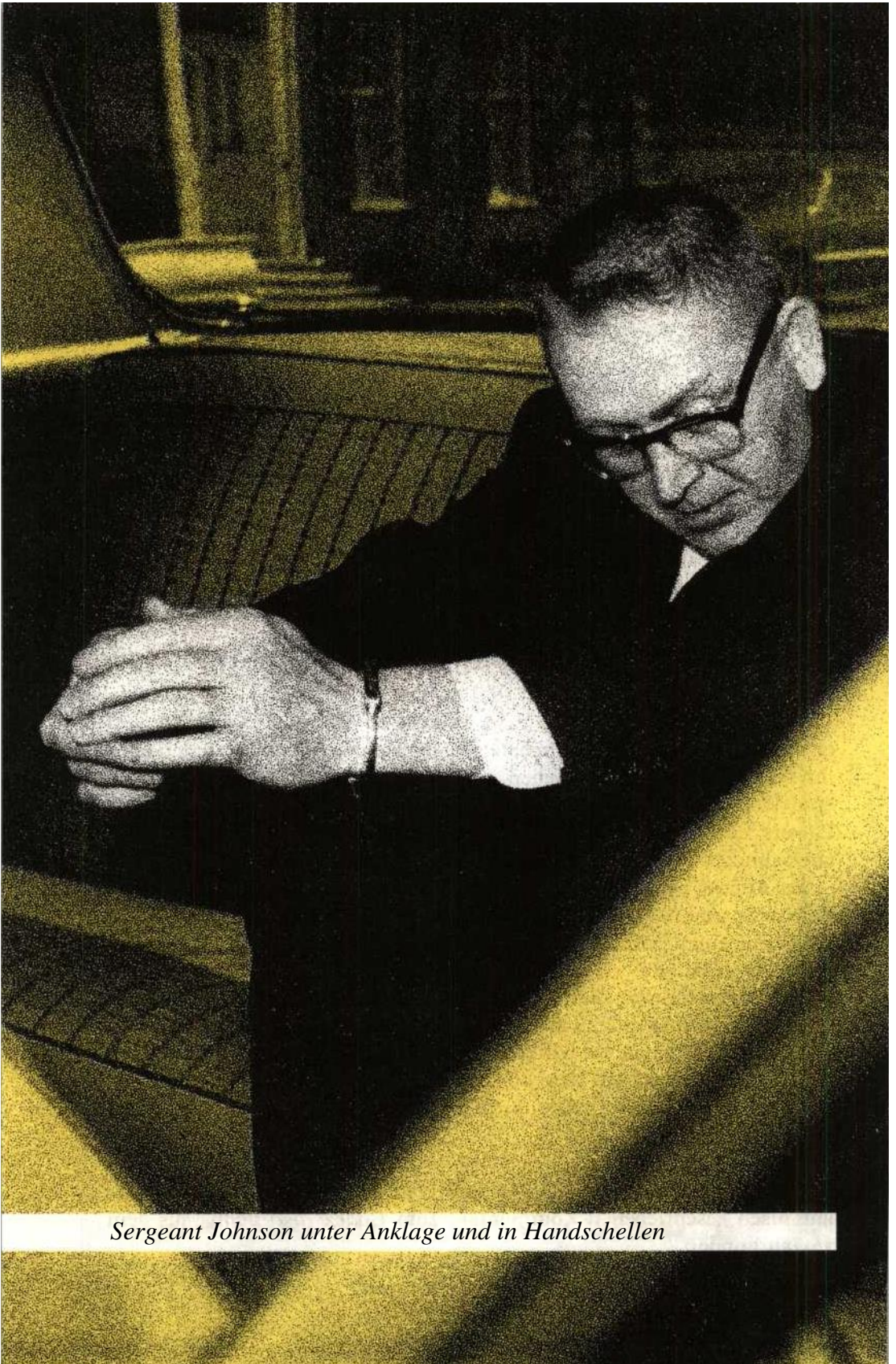
Wir sollten Powers, bevor man mich nach Washington brachte, auf einem abgelegenen Militärflughafen in den Südstaaten absetzen. Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Am 20. Dezember 1963 aber bekam ich eine Weihnachtskarte mit den Zeilen «Dank für alles – Francis Gary Powers». Die Karte steckte an einem zwölfpfündigen virginischen Räucherschinken.

Im August 1962 kam ein sowjetischer Kurier an den Übergang Friedrichstrasse und übergab einem Beamten der amerikanischen Mission ein Paket und einen Brief, beides mit meiner New Yorker Adresse.

Der Brief lautete: «Lieber Jim! Zwar bin ich kein Büchersammler und kein Rechtsgelehrter, doch hoffe ich, dass diese beiden alten Bücher, auf die ich durch einen glücklichen Zufall gestossen bin, einen Seltenheitsgrad haben, der sie zu einer willkommenen Bereicherung Ihrer Sammlung macht. Nehmen Sie sie bitte als Zeichen meiner Dankbarkeit für alles, was Sie für mich getan haben. Bitte überarbeiten Sie sich nicht, schonen Sie Ihre Gesundheit!

Ergebenst Ihr Rudolf»

Das Paket enthielt zwei seltene, in Pergament gebundene Ausgaben der lateinisch geschriebenen Kommentare zum *Codex fustinianus* aus dem 16. Jahrhundert.



Sergeant Johnson unter Anklage und in Handschellen

Schätze aus dem Tresor

John Barron

Dieser Fall zeigt die Spionage in besonders unschöner Form. Johnson ein Trinker, seine Frau eine Prostituierte und Erpresserin, ihrer beider Freund Mintkenbaugh höchst labil – alles Leute, die das KGB am liebsten wohl gemieden hätte. Aber es hat sie doch benutzt und ist durch sie in den Besitz wichtiger westlicher Geheimnisse gekommen. Die Tresore in Paris waren technisch gut geschützt. Die Sicherheitsüberprüfungen waren jedoch lax, und die Nachlässigkeit einiger Verantwortlicher ermöglichte es Johnson immer wieder, trotz strenger Vorschriften in günstige Positionen und in den Besitz von Schlüsseln und Zahlenkombinationen zu gelangen

Es war ein niedriges, viereckiges Betongebäude, abgeschirmt hinter Stacheldraht, in einer entlegenen Ecke des Flughafens Orly ausserhalb von Paris. Keine andere Anlage in ganz Europa war lebenswichtiger für die Vereinigten Staaten, und bewaffnete Posten bewachten sie Tag und Nacht.

Militärkuriere aus Washington kamen zwei- und dreimal in der Woche mit Ledermappen, die mit Handschellen an ihre Handgelenke gekettet waren. Im Gebäude wurden die streng geheimen Dokumente ihrer Mappen inventarisiert und dann in einem massiven Stahltresor hinter Stahlgittern verschlossen. Hier blieben die Dokumente, bis andere bewaffnete Männer kamen, um sie an ihren Bestimmungsort in Frankreich, Deutschland oder Grossbritannien zu bringen.

Dies war die Kurierzentrale der amerikanischen Streitkräfte. Die Geheimdokumente, die hier durchliefen, konnten die grundlegenden Verteidigungspläne des Westens, die wesentlichen Stärken und Schwächen der Vereinigten Staaten und das Chiffriersystem verraten, in dem äusserst heikle Botschaften übermittelt wurden. Geheimnisse also, die der Sowjetunion nahezu jeden Preis wert waren.

Das KGB (Komitee für Staatssicherheit) hatte die Kurierzentrale schon lange beobachtet. Doch sie blieb stets einer unerreichbaren Fata Morgana. Das KGB wusste, dass die Zentrale und ihr Tresor nicht zu knacken waren. Trotzdem suchte es nach einer Chance, hier einzudringen.

Ein Sergeant verschwindet

Am Morgen des 2. Oktober 1964 setzte sich Sergeant Robert Lee Johnson vergeblich mit der Aufnahmeschwester im Walter-Reed-Krankenhaus in Washington auseinander. «Schwester, ich sage Ihnen, heute muss etwas geschehen», wiederholte er nun schon zum drittenmal.

«Es tut mir leid, Sergeant», erwiderte die Aufnahmeschwester bestimmt. «Dienstag ist der früheste Termin, an dem ein Psychiater Ihre Frau untersuchen kann. Warum kann sie nicht ein paar Tage länger warten, wenn es sich nicht um einen Notfall handelt?»

Unfähig, den Grund und das Ausmass seiner Verzweiflung zu bekennen, wusste Johnson keine Antwort darauf. Er überquerte den Parkplatz des Krankenhauses, und beim Anblick seiner österreichischen Frau im Wagen schauerte es ihn. Mit 41 Jahren war Hedwig Pipek-Johnson wenig von ihrer ehemaligen Schönheit geblieben. Ihr Gesicht war fahl und aufgedunsen, ihre blauen Augen verschwommen und wässrig, ihre einst so verführerische Figur unter Fettpolstern verschwunden. Und sie fixierte ihn mit einem boshaften, gehässigen Grinsen, das auf einen neuen Wahnsinnsanfall schliessen liess. Als sie durch die Nebraska Avenue zu ihrem Haus in Alexandria, Virginia, fuhren, fing es wieder an.

«Du Mistkerl, ich hasse dich», sagte sie mit einem böartigen Unterton in ihrer heiseren Stimme. «Du bist pervers, ein Spieler, ein Säufer, ein Frauenschänder. Du bist ein dreckiger, russischer General. Weisst du, weswegen ich dich am meisten hasse? Weil du ein Spion bist.»

Johnson erstarrte. «Wenn du das noch einmal sagst, dann prügle ich den Teufel aus dir heraus», sagte er.

Doch Hedy hatte alle Furcht hinter sich gelassen. «Spion, Spion, Spion», sang sie herausfordernd. «Du bist ein Spion. Und weisst du was? Wenn du nicht tust, was ich dir sage, dann verrate ich's dem FBI.»

Johnson konnte sie nicht länger ertragen. Fünfmal schon innerhalb von drei Jahren hatte man sie nach psychiatrischer Behandlung wieder nach Hause geschickt, doch ihre Anfälle von Verfolgungswahn wurden immer schlimmer und waren für ihn eine ständige Bedrohung. Er hatte gehofft, er könnte die Militärärzte überreden, sie auf der Stelle in eine Anstalt einzuweisen. Doch der Plan war wie die meisten seiner anderen Pläne auch: vage, unrealistisch, erfolglos. Jetzt, wo es danebengegangen war, wusste Johnson nur, dass er ihr

entringen musste, koste es, was es wolle. Daheim angekommen, begann er sich heftig zu betrinken.

Nachmittags, um 2.45 Uhr, ging Johnson aus dem Haus, angeblich um sich im Pentagon zum Dienst zu melden, wo er als Kurier für Geheimdokumente arbeitete. Er kam niemals dort an. Sechs Tage später berichtete die *Washington Post* auf der letzten Seite von seinem Verschwinden. «Es ist ziemlich mysteriös», erklärte ein Sprecher des Pentagon gegenüber der Zeitung.

Die Sache war weitaus mysteriöser, als sich irgendwer im Pentagon vorstellen konnte. Niemand dort konnte wissen, dass der vermisste Sergeant einer der gefährlichsten Spione war, den das KGB jemals auf die Streitkräfte der USA angesetzt hatte. Und niemand ahnte, dass die Verteidigung ganz Westeuropas in Gefahr war, wenn er entkommen sollte.

Ein bizarres Trio

Johnson, seine verrückte Frau und ein weiterer dubioser Sergeant stellten wohl das bizarrste Trio in der Geschichte der modernen Spionage dar. Johnson zeichnete sich wie seine beiden Partner durch erhebliche Charakterschwächen und Defekte in seiner Persönlichkeit aus. Eigentlich hatte er sich nur aus einer lächerlichen Verärgerung heraus dem KGB angeboten.

Johnson war im Herbst 1952 in Berlin stationiert; er arbeitete auf einer Schreibstube und fühlte sich hier beim Militär falsch behandelt und verkannt. Ein Sergeant, mit dem er rivalisierte, erhielt die Beförderung, die Johnson sich erhofft hatte; und sein vorgesetzter Offizier weigerte sich, gegen einen anderen Sergeanten einzuschreiten, der ihn angeblich um einen geliehenen Betrag prellen wollte. Das Militär war sein einziger Lebensinhalt gewesen, nachdem er zu Beginn des Zweiten Weltkriegs von der High-School in New Jersey geflogen war. So wie ein Kind versucht, seine Eltern zu strafen, indem es von zu Hause wegläuft, so beschloss Johnson, das Militär dadurch zu bestrafen, dass er zu den Russen überlief. Er malte sich aus, wie er als gefeierter Überläufer mit nächtlichen Propagandasendungen über Radio Moskau das Pentagon zur Verzweiflung treiben würde.

Da er nicht wusste, wie er mit den Russen in Kontakt kommen konnte, wandte sich Johnson an Hedy. Sie hatte schon in Wien mit ihm zusammengelebt, als er 1948 dort stationiert war; sie folgte ihm dann nach Berlin in der Hoffnung, ihn dazu zu bringen, sie zu heiraten. Johnson wusste, dass sie sich vor allem nach der Sicherheit einer Ehe sehnte, und deshalb schlug er ihr Weih-



Das sowjetische Hauptquartier in Berlin-Karlshorst, wo Hedwig Johnson ihren Mann mit dem russischen Geheimdienst zusammenbrachte.

nachten 1952 einen Handel vor. «Wenn du hinübergehst und mich mit den Russen zusammenbringst», sagte er, «dann heirate ich dich.»

Voller Angst, ihn zu verlieren, begab Hedy sich schliesslich zum sowjetischen Hauptquartier nach Karlshorst.

«Wir brauchen keine Vagabunden und Schmarotzer in der Sowjetunion», sagte ihr ein allem Anschein nach uninteressierter russischer Zivilist, nachdem er sich ihre Geschichte angehört hatte. «Aber wenn Sie wollen, können Sie Ihren Sergeanten herüberbringen, damit er mit uns redet.»

Am 22. Februar 1953 um 10 Uhr morgens stiegen Johnson und Hedy am Bahnhof Karlshorst aus der S-Bahn. Zwei KGB-Offiziere holten sie ab, ein untersetzter, glatzköpfiger Mann und eine kräftige, dralle Frau, die sich als Herr und Frau White vorstellten. Sie fuhren zu einem massiv gebauten, grauen Steinhaus, dessen Fenster innen mit dicken Vorhängen verhängt waren. Nur ein paar Kerzen erhellten den Raum. Ein Russe mittleren Alters, der ihnen als Herr Brown vorgestellt wurde, sass an einem ovalen Tisch in der Mitte des Raumes.

«Ihre Freundin sagt uns, Sie möchten in der Sowjetunion leben», sagte White zu Johnson. «Glauben Sie an den Sozialismus?»

«Ja, um ehrlich zu sein, ich verstehe nicht viel davon», antwortete Johnson. «Aber ich bin sicher nicht dagegen, wenn Sie das meinen.»

«Und warum wollen Sie sowjetischer Bürger werden?» erkundigte sich White.

«Ich habe den Militärdienst satt», erklärte Johnson.

«Warum scheiden Sie nicht aus dem Militär aus?»

«Nein, nein, ich möchte mit ihm noch eine Rechnung begleichen», erwiderte Johnson rasch. «Hören Sie, ich kann euch eine Menge Gefallen tun.»

«Wie?» wollte White wissen.

«Ich kann Propaganda machen», sagte Johnson, «ich kann Pressekonferenzen geben, im Radio sprechen und so Zeug.»

Die Sowjetoffiziere liessen sich nicht anmerken, wie sehr sie das amüsierte, und sie fragten ihn geschickt über seine Vergangenheit, seine militärischen Erfahrungen und seine derzeitigen Bekannten aus. Während der ganzen Zeit trank Johnson ein Glas Cognac nach dem anderen, und am frühen Nachmittag war er ziemlich betrunken. Als die Russen ihn in den Schnee hinausbegleiteten und ihm in ein sowjetisches Auto halfen, kam ihm dunkel zu Bewusstsein, dass er nichts erreicht hatte, und seine grandiosen Pläne von einer Karriere in Moskau fielen in seinen benebelten Gedankengängen in sich zusammen. Die Russen hatten lediglich die Einladung ausgesprochen, zwei Wochen später noch einmal mit ihm zu reden.

Als er Anfang März wieder mit Hedy nach Ost-Berlin kam, waren sie etwas freundlicher. «Wir haben Ihre Situation sorgfältig analysiert», begann der Offizier, der sich White nannte. «Sie könnten natürlich in der Sowjetunion oder in der Deutschen Demokratischen Republik politisches Asyl erhalten. Doch wozu? Sie wollen sich für das Ihnen widerfahrene Unrecht rächen. Das können Sie am besten, wenn Sie beim Militär bleiben. Wir glauben, Sie können, wenn Sie bleiben, ein grosser Kämpfer für die Sache des Friedens werden. Sie können uns von Zeit zu Zeit Informationen verschaffen.»

«An Spionage habe ich nie gedacht», sagte Johnson. «Davon verstehe ich rein gar nichts.»

«Man lernt nie aus», erwiderte der Russe.

«Gut, wenn Sie es mir beibringen wollen, dann helfen Sie mir», sagte Johnson zögernd, «ich schätze, ich könnte es auf einen Versuch ankommen lassen.»

Jede Geheimdienstorganisation, die sich für ihre Unternehmungen vor ihren Kontrollinstanzen durch überprüfbare Ergebnisse rechtfertigen muss, hätte die Finger von Johnson gelassen. Die Befragung durch die Sowjets ergab, dass

er ein äusserst amoralischer Mensch war, der an nichts glaubte. Ausser Trinken, Spielen und Verhältnissen mit Prostituierten hatte er keine erkennbaren Interessen. Jemand, der sein Land aus so nichtigen Gründen verlassen wollte, konnte kaum verlässlich sein. Abgesehen von seiner vulgären, selbststüchtigen Verschlagenheit, war Johnson geradezu eine komische Figur. Bei jeder objektiven Beurteilung waren die Aussichten, dass er jemals irgendetwas von Bedeutung leisten würde, ausserordentlich gering.

Und doch beschloss das KGB, ihn zu nehmen. Es gab immerhin eine leise Chance, dass Johnson mit der Zeit in eine Position rutschte, in der man sich seiner bedienen konnte.

Von Hedy gedrängt, hielt Johnson sein Versprechen, und sie heirateten am 23. April 1953. Er liess sich beurlauben und sagte der Dienststelle, er wolle in Bayern Ferien machen. Stattdessen gingen er und Hedy jedoch nach Ost-Berlin, nahmen einen Zug nach Brandenburg und verbrachten ihre Flitterwochen als Gäste des KGB. Täglich kamen Russen, um sie in die Grundlagen der Spionage einzuweisen. Hedy wurde als Kurier ausgebildet: Sie erhielt einen gefälschten Pass und Schuhe mit hohlen Absätzen, in denen Filme versteckt werden konnten. Gegen Ende ihres Aufenthaltes sprach eine ältere deutsche Psychiaterin mehrere Stunden mit ihnen und machte einen Intelligenztest mit Johnson.

Wie sehr die Erkenntnisse der Psychiaterin das KGB beeinflusst haben, darüber gibt es nur Vermutungen. Doch bald nachdem Hedy und Johnson nach West-Berlin zurückgekehrt waren, setzte eine länger dauernde Behandlung ein. An die Stelle der ersten drei Russen trat nun Paula.

Paula hiess in Wirklichkeit Wladimir Wassiljewitsch Kriwoschej. Er war eben erst in Deutschland eingetroffen, und dies war seine erste Auslandsmission. Er sah gut aus und sprach ein so gutes Englisch mit amerikanischem Einschlag, dass er oft für einen Amerikaner gehalten wurde.

Paula sprach nie von Politik und versuchte auch nicht, Johnson ideologisch zu beeinflussen. Stattdessen suchte er in ihm den Glauben zu wecken, dass er durch das KGB ein bedeutender und wertvoller Mensch werden könnte. Das bewirkte zunächst, dass Johnson sein Bestes tat, um dem KGB zu gefallen.

Auf Paulas Vorschlag erreichte er seine Versetzung auf einen Schreibstübchenposten in der Abteilung G2 (Nachrichtendienst) der Berliner Kommandantur. Dort fotografierte er wahllos Mengen nicht geheimer Papiere, die er über Nacht mit nach Hause nahm. Bald hatte er einen solchen Wust wertlosen Materials zusammengetragen, dass das KGB ihn zurückpfeifen musste. «Wir bewundern Ihre Energie, aber wir brauchen nur Geheimdokumente», sagte Paula zu ihm.

Der Dritte im Bunde

Johnson trug sich mit dem Gedanken, seine Verbindungen zu den Russen abzubrechen. Wahrscheinlich hätte er das auch getan, wenn nicht ein Mann dazwischengetreten wäre, der auch später immer wieder unerwartet auftauchen sollte, um seinem Leben eine neue Wendung zu geben.

«Wie geht's dir, Bob?» rief auf dem Gang vor seinem Büro eine ruhige Stimme. Es war sein bester Freund, Sergeant James Allen Mintkenbaugh, den er zuletzt vor drei Jahren in Fort Hood in Texas gesehen hatte. Mintkenbaugh, 35 Jahre alt, war gross und hatte ein ausdrucksloses Gesicht mit ebenso ausdruckslosen braunen Augen, die jedem direkten Blick auswichen. Johnson hatte gehört, dass andere Soldaten ihn «verrückt», einen Dummkopf und komischen Kerl nannten. Die beiden waren in fast jeder Hinsicht grundverschieden. Johnson war unersättlich und leichtsinnig, Mintkenbaugh dagegen wählerisch und äusserst vorsichtig, sogar furchtsam. Johnson war ein starker Trinker und schlief mit jeder Frau, die er kriegen konnte. Mintkenbaugh verabsteute Alkohol, und Johnson konnte sich nicht erinnern, ihn jemals mit einer Frau gesehen zu haben. Trotzdem waren sie in Texas die besten Freunde gewesen. Vielleicht weil sie beide auf ihre Art Aussenseiter waren, ohne Ziele und Ideale.

Johnson sah in Mintkenbaugh sofort eine Möglichkeit, sich beim KGB in besseres Licht zu rücken. Er überlegte sich, dass er seine Produktivität als Spion steigern könnte, wenn sein Freund Schmiere stand, während er nach



Robert Lee Johnson (links) und James Allen Mintkenbaugh (rechts), beide Heeressergeanten der USA, verrieten viele Jahrelang, bis 1964, zum Teil hochwichtige Verteidigungsgeheimnisse der USA und der Nato an die Sowjetunion.

Dienstschluss die Büros durchstöberte. Eines Tages könnte er dann den Russen als Geschenk einen neuen Rekruten überreichen, für den sie ihm sicher dankbar sein würden. In einem Gartenlokal brachte Johnson das Thema behutsam zur Sprache. «Das ist eine grossartige Stadt», sagte er. «Ich verdiene mir nebenbei ein schönes Stück Geld.»

Mintkenbaugh erinnerte sich daran, dass Johnson in Texas den frisch eingezogenen Rekruten beim Spiel das Geld abgenommen hatte, und sagte: «Du meinst, diese Jünglinge beim Kartenspielen ausnehmen?»

«Nein, nein, Spionage», antwortete Johnson. «Das ist das grosse Spiel hier. Ich verkaufe den Russen gefälschtes, wertloses Zeug. Ich gebe ihnen nur hie und da ein bisschen wirklichen Stoff, damit es besser aussieht. Ich wäre bereit, dich zu beteiligen, wenn du mir etwas hilfst.»

Mintkenbaugh schwankte, stimmte aber schliesslich zu, wahrscheinlich aus Neugier und in dem Wunsch, gefällig zu sein. Es dauerte jedoch nicht lange, bis er merkte, dass Johnson in Wirklichkeit hinter Material her war, das für die Russen echten Wert hatte. Zu seiner Überraschung stellte er fest, dass ihm das nichts ausmachte. Im Gegenteil: Die Erkenntnis, dass er mithalf, die Vereinigten Staaten zu verraten, verschaffte ihm eine seltsame Befriedigung.

Paula war entsetzt, als Johnson in Begleitung eines Freundes ankam. Er nahm die beiden Amerikaner mit in ein Café, deutete ärgerlich auf Mintkenbaugh und fragte: «Wer ist der Mann? Was tut er hier?»

Johnson erklärte, dass er mit Mintkenbaugh befreundet sei und dass sie schon zusammengearbeitet hätten.

Paula wandte sich an Mintkenbaugh: «Erzählen Sie mir von sich. Was tun Sie beim Militär? Haben Sie Familie? Wie sind Sie in die Sache hineingeraten?»

Als er eine Weile zugehört hatte, beruhigte er sich. Jetzt war er ziemlich interessiert an dem Amerikaner. Geschult im Analysieren von Charakter und Verhalten, entdeckte Paula sofort, dass Mintkenbaugh homosexuell war. Und Homosexualität ist eine Schwäche, die das KGB mit Vorliebe ausnutzt.

Entgegen gängigen Vorstellungen ist das KGB nicht deshalb so an Homosexuellen interessiert, weil sie angeblich besonders anfällig für Erpressung sind. Nach seiner Ansicht ist Homosexualität oft mit charakterlichen Schwächen verbunden, die das Opfer verunsichern und aus diesem Grunde manipulierbar machen. Mintkenbaugh war ein solcher Mensch.

Paula forderte ihn auf, allein nach Ost-Berlin zu kommen. Im Lauf der nächsten Woche brachte er ihn mit anderen Russen in Karlshorst zusammen. Da Mintkenbaugh schon indirekt über Johnson mit dem KGB zusammenge-

arbeitet hatte, machten sich die Russen nicht die Mühe, ihn förmlich anzuwerben. Die Unterhaltungen verliefen so, als stünde er unter ihrem Kommando.

Paula gab Mintkenbaugh den Auftrag, Homosexuelle in der amerikanischen Kolonie ausfindig zu machen. Eines Abends, etwa sechs Monate nach ihrem ersten Treffen, befahl ihm Paula dann, seine Verbindungen zu Johnson abzubauen und alle Tätigkeiten einzustellen, die mit einem Risiko verbunden waren. Das KGB hatte sich für Mintkenbaugh einen weitaus besseren Einsatz in den Vereinigten Staaten einfallen lassen.

Johnson sorgte indessen weiter für gelegentliche Informationen. Paula bemühte sich geduldig, ihn zu steuern und anzuspornen. Doch mit der Zeit verlor die Spionage für Johnson an Reiz, und sein Interesse liess nach. Als er im April 1955 zu einer Armeefinanzverwaltung in der Nähe von Rochefort in Frankreich versetzt wurde, kam er nicht zum letzten Treff mit Paula und verliess Berlin, ohne weitere Kontakte verabredet zu haben. Nachdem sich das KGB vergewissert hatte, dass sein neuer Posten nicht von Interesse war, liess es ihn fürs erste laufen.

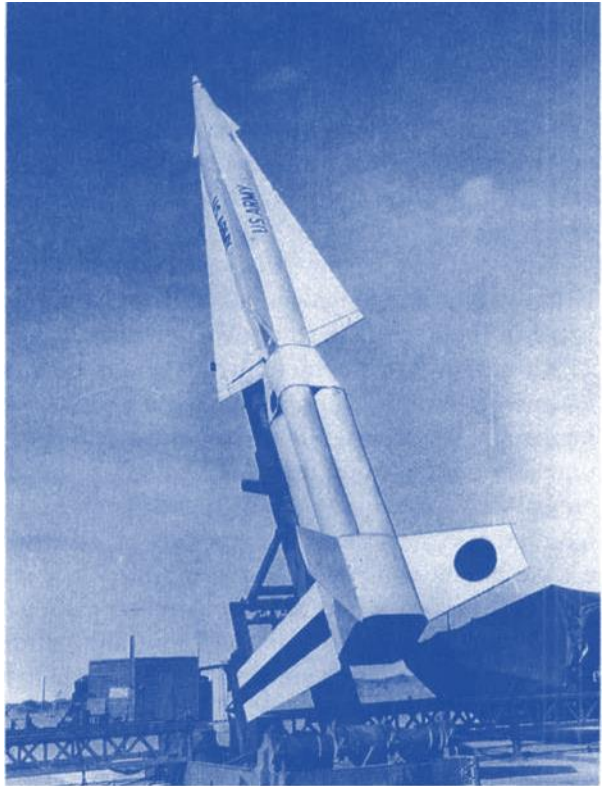
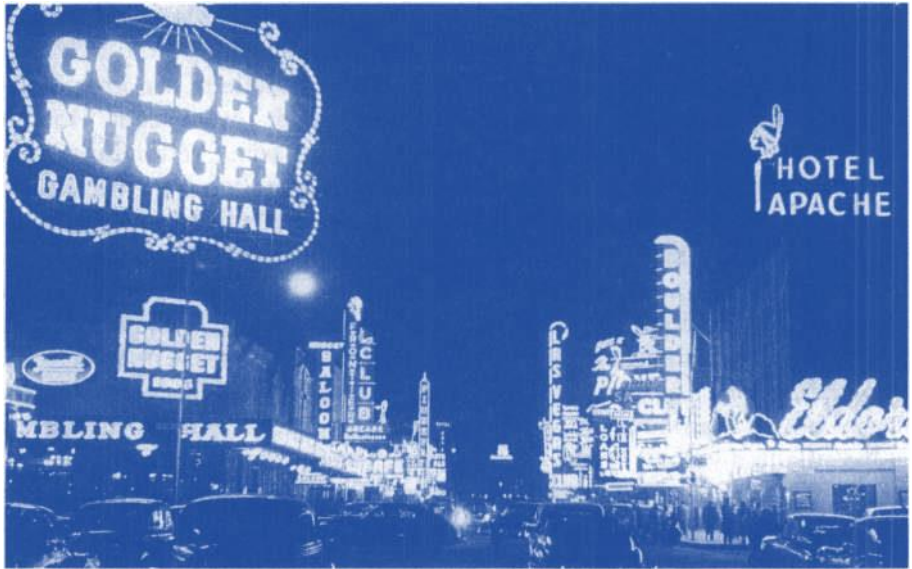
Noch immer über das Militär verbittert, akzeptierte Johnson im Juli 1956 seine Entlassung. Er war jetzt 36 Jahre alt, ohne Schulbildung und auf keinen Zivilberuf vorbereitet. Doch er hatte einen Plan. Er bildete sich ein, er könne beim Spiel aus seinen Ersparnissen von 3'000 Dollar ein beachtliches Vermögen machen. Also fuhr er mit Hedy nach Las Vegas. Sie schliefen in ihrem Auto und verbrachten die Tage in den Spielkasinos. Innerhalb von zwei Monaten war ihr Geld aufgebraucht, und Johnson drängte Hedy, sie solle wieder, wie schon früher gelegentlich, auf den Strich gehen.

Hedy war ziemlich erfolgreich. Mit dem Geld kaufte Johnson einen Wohnwagen, und sie zogen auf einen Campingplatz. Doch Ende 1956 erkrankte Hedy, und sie waren wieder mittellos.

An einem Samstagmorgen im Januar 1957 klopfte es an die Tür des Wohnwagens, und verkatert machte Johnson auf. Draussen stand Mintkenbaugh. Er erzählte ihnen, dass er im Frühjahr 1956 das Militär verlassen und seitdem in einem nordkalifornischen Eissalon gearbeitet hatte. Nach einer Weile erwähnte er auch, dass er gerade aus Berlin komme. Lächelnd händigte er Johnson ein Kuvert mit 25 20-Dollar-Scheinen aus. «Das ist ein Geschenk von Paula», sagte er. «Sie wollen, dass du wieder aktiv wirst. Du arbeitest mit mir zusammen, und sie zahlen dir 300 Dollar im Monat.»

Johnson betrachtete das Geld und die Aufforderung als Geschenk des Himmels. Ohne lange zu überlegen oder Hedy zu fragen, erklärte er sich einverstanden.

Das Hauptziel, das das KGB mit der Reaktivierung Johnsons verfolgte, war, Informationen über amerikanische Raketen zu bekommen, die gerade in grös-



Zwei Pole im Leben des Agenten Johnson: das Geldverschleudern, etwa in Las Vegas (oben), wo der haltlose Sergeant 1956 im Spiel ein Vermögen zu gewinnen suchte, in Wirklichkeit aber seine ganzen Ersparnisse verlor; und die Spionageobjekte, hier eine der amerikanischen Herkules-Nike-Raketen (oben), die er im nächsten Jahr in Kalifornien bewachte. Fotos, technische Einzelheiten und Treibstoffproben dieses Typs spielte er alsbald den Russen zu.

serer Zahl in Dienst gestellt wurden. Die Russen glaubten, er könne vielleicht von einer nahen Truppenunterkunft aus Ausrüstung und Dokumente fotografieren.

Zwar lehnte die Luftwaffe, bei der Johnson sich nach den Vorstellungen des KGB bewerben sollte, ihn ab, doch konnte er mit seinem früheren Dienstgrad wieder in die Armee eintreten. Und es war ein Glück für das KGB, dass man ihn als Wachtposten bei einer neuen Herkules-Nike-Raketenstellung in Kalifornien stationierte. Bei Treffs mit Mintkenbaugh zwischen dem Frühjahr 1957 und dem Frühjahr 1958 übergab Johnson Fotos und Diagramme der Rakete, zusammen mit aufgeschnappten Bemerkungen über ihre Eigenschaften. Es gelang ihm auch, eine Probe Raketentreibstoff abzusaugen, den die Russen verlangt hatten. Das KGB belohnte ihn mit Prämien von 900 und 1'200 Dollar.

Man versetzte Johnson schliesslich nach Fort Bliss am Rand von El Paso in Texas. Auch von hier aus lieferte er Daten über Raketen und andere Geheiminformationen an Mintkenbaugh. Nach jedem Treff mit Johnson auf dem Flughafen von El Paso flog Mintkenbaugh nach Washington, um Pjotr Nikolajewitsch Jelisejew, einem 35jährigen Protokolloffizier an der sowjetischen Botschaft, Bericht zu erstatten.

Ausbildung in Moskau

Im Juni 1959 sagte Jelisejew zu Mintkenbaugh, der ihn unter dem Namen Charles kannte, er solle sich auf eine Reise vorbereiten, die ihn für vier Monate ausser Landes bringen würde.

«Wohin soll ich denn?» fragte Mintkenbaugh.

«Ich kann Ihnen nur die folgenden Instruktionen geben», erwiderte Charles. «Aus Deutschland wird ein Brief kommen. Irgendwo im Text wird das Wort, ebenbürtig' stehen. 14 Tage nach dem Datum des Briefes stehen Sie um 19.35 Uhr an der Strassenecke in Ost-Berlin, wo Sie früher unseren Vertreter getroffen haben.»

Anfang September 1959 erhielt Mintkenbaugh einen Brief, der so aussah, als hätten ihn deutsche Freunde geschrieben. Der letzte Satz lautete: «Wir haben noch andere ausländische Freunde, aber keiner ist Ihnen ebenbürtig.» Das war also das Zeichen, und Mintkenbaugh buchte einen Flug nach Kopenhagen, dann flog er nach West-Berlin weiter.

Als er in Ost-Berlin an der Friedrichstrasse wartete, entdeckte er einen unersetzten Mann mit vorstehenden Zähnen, der mit eingezogenen Schultern auf ihn zuing. «Entschuldigen Sie, aber haben wir uns nicht in Las Vegas gesehen?» sagte der Fremde mit heiserer Stimme zu Mintkenbaugh.

«Nein, vielleicht war es in Los Angeles», erwiderte Mintkenbaugh.

«Ja, ich erinnere mich», sagte der Russe. «Ich bringe Grüße von Paula.»

«Wo ist Paula?» fragte Mintkenbaugh.

«Weit weg», antwortete der Russe. Nachdem die geheimen Kennwörter richtig ausgetauscht worden waren, streckte er seine kleine dicke Hand aus; der Händedruck tat weh. «Entspannen Sie sich», befahl der Mann. «Ich bin Nick, Ihr Reisebegleiter.»

Westliche Geheimdienste kannten Nick als Nikolai Semjonowitsch Skworzow, einen fleissigen, aber auffälligen Spion. Als er 1949 wegen Spionage aus Kanada ausgewiesen wurde, tauchte er bald als Angestellter der Vereinten Nationen in New York auf. Nicht lange darauf wurde er dann wieder erwischt und aus den Vereinigten Staaten abgeschoben.

«Ich will, dass mir hier jemand sagt, warum ich hier bin und wohin ich fahre», sagte Mintkenbaugh.

«Sparen Sie sich Ihre Fragen», erwiderte Nick. «Wir fliegen nach Moskau, um Sie auf Ihre Zukunft vorzubereiten. Bestimmte Leute wollen Sie sehen. Es ist einfacher, wenn man mit einem Mann zusammenarbeitet, den man von Angesicht kennt.»

Es war noch dunkel, als sie auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld in einen sowjetischen Iljuschin-28-Transporter kletterten.

Das erste, was Mintkenbaugh auf sowjetischem Boden fühlte, war die erbarmungslose Kälte. Da er nur seinen leichten Anzug und den Regenmantel trug, in denen er Südkalifornien verlassen hatte, schlotterte er, als sie auf dem Flugplatz am Rande Moskaus auf ein Auto warteten.

Das KGB quartierte Mintkenbaugh in einer freundlichen Wohnung im dritten Stock ein. Am nächsten Morgen brachte Nick ihm schwere russische Kleidung. Zu Anfang unterschied sich seine Routineausbildung wenig von der zahlloser anderer Agenten, die aus aller Welt nach Moskau geschickt werden. Täglich kamen Ausbilder, die ihm den Umgang mit toten Briefkästen, Minisendern, unsichtbarer Tinte, mit Fotoapparaten, Erkennungszeichen, Überwachung und Morsecodes beibrachten. Sie erklärten ihm, im Falle eines Missgeschicks solle er nach Mexiko-Stadt fliehen und vor einem bestimmten Friseurgeschäft mit einer Ausgabe der *Time* in der Hand warten, bis sich ihm ein Mann, ebenfalls mit der *Time* in der Hand, näherte. Wünsche das KGB, dass er verschwinde, würde ein anonymer Anrufer folgenden Satz am Telefon sagen: «Wenn der tiefe Purpur über verschlafene Gärten sinkt.» Ausserdem musste er einen Geheimcode lernen, den man für ihn erarbeitet hatte und der auf dem Satz beruhte: «Der Kapitalismus ist eine beständige Bedrohung für den Frieden.»

Das KGB bemühte sich unablässig, Mintkenbaugh bei Laune zu halten und eine menschliche Beziehung zu ihm aufzubauen. Nick und andere Offiziere

begleiteten ihn auf Spaziergängen. Ausserdem kümmerte sich ein älterer KGB-Offizier, der sich als Alex vorstellte, um Mintkenbaugh. Alex war Alexander M. Fomin, der bald Resident in Washington und später eine zentrale Figur in der Kubakrise werden sollte. Da ein Atomkrieg auszubrechen drohte, entschied sich die Sowjetunion bezeichnenderweise für Geheimverhandlungen mit den Vereinigten Staaten – durch die Vermittlung des KGB. Zweimal bat Fomin den Nachrichtenkommentator John Scali, den späteren US-Botschafter bei den Vereinten Nationen, zu geheimen Treffs; von ihm wussten die Russen, dass er Zutritt zum Weissen Haus hatte, deshalb übergaben sie ihm Botschaften aus dem Kreml. Dass ein Offizier vom Rang Fomins abgestellt wurde, um Mintkenbaugh zu schulen, zu beraten und zu unterhalten, bewies, dass das KGB viel von ihm erwartete.

Und das KGB hatte schon eine Aufgabe für Mintkenbaugh. Obwohl sie einfach war, sollte sie die wichtigste werden, die er je auszuführen hatte. Die Russen wussten, dass Johnson Ende 1959 von Texas auf einen amerikanischen Militärstützpunkt in Orléans in Frankreich versetzt worden war; sie wollten ihn reaktivieren. Deshalb flog Mintkenbaugh über Berlin nach Paris und fuhr dann mit dem Zug nach Orléans; dort entdeckte er Johnson und Hedy in einem heruntergekommenen Hotel in der Nähe des Bahnhofs. Er verbrachte drei oder vier Tage bei ihnen und instruierte Johnson, wie er in Paris Kontakt mit dem KGB aufnehmen sollte. Dann flog er in die USA weiter.

Am Neujahrstag 1960 traf Mintkenbaugh Charles am Washington-Denkmal. Der Russe betonte, dass er unbedingt eine Arbeit oder ein Geschäft finden müsse, das ihm die Möglichkeit gebe, mit Leuten zusammenzukommen und zu reisen, wann immer er wolle. Ausserdem erteilte er ihm einige besondere Aufträge: die Lage eines «Ersatzpentagons» zu orten, von dem das KGB annahm, dass es unter den Hügeln von Pennsylvania in der Gegend von Gettysburg versteckt war; den Verlauf einer Erdölleitung zu kartographieren, die von Texas nach Pennsylvania verlegt wurde; eine neue Sendestation auszumachen, die, wie das KGB fälschlich annahm, für Geheimdienstzwecke in Warrington, Virginia, errichtet wurde.

Die Zitadelle

Unterdessen fuhr Johnson nach Paris. Er und Hedy standen vor einem Theater in der Rue d'Athènes und studierten die Anschläge. Ein junger Mann blieb neben ihnen stehen und betrachtete ebenfalls die Anschläge. «Entschuldigen Sie, sind Sie Engländer?» fragte er mit leichtem russischem Akzent.

«Nein, ich bin Amerikaner», erwiderte Johnson.

«Darf ich fragen, ob Sie vielleicht zehn Franc wechseln können?» fuhr der Russe fort.

Johnson gab ihm ein deutsches Fünfmarkstück, das ihm Mintkenbaugh gegeben hatte. Der Russe überreichte ihm seinerseits ein Zweimarkstück, lächelte, gab ihnen die Hand und sagte: «Ich heisse Viktor. Warum gehen wir nicht etwas trinken?»

Viktor hiess in Wirklichkeit Witalij Sergejewitsch Orschurmow. Er war Attaché bei der sowjetischen Botschaft in Paris. Er bewegte sich ungezwungen unter den Menschen im Westen, die begeistert waren, einem kultivierten Vertreter der Sowjets zu begegnen, besonders wenn er auch noch durchblicken liess, er sei für eine demokratische Reform des Systems.

Von da an traf Johnson, gelegentlich in Begleitung Hedys, Viktor jeden ersten Samstagabend im Monat in den Cafés in der Nähe der Porte d'Orléans in Paris. Doch sein Einsatz bei einem Versorgungsbataillon gab ihm keinen Zugang zu wichtigen Informationen, und gegen Sommer 1960 begann Viktor ihn zu drängen, sich um einen Posten beim Alliierten Oberkommando in Paris (SHAPE) zu bemühen. Im Herbst erlitt Hedy ihren ersten Nervenzusammenbruch und wurde in ein Militärkrankenhaus eingeliefert. Mit der Erlaubnis eines Vorgesetzten bewarb sich Johnson um eine Versetzung in die Pariser Umgebung, mit der Begründung, seine Frau müsse näher beim Krankenhaus wohnen.

Nach einer ergebnislosen Vorsprache bei SHAPE im März 1961 kam er mit einem Sergeanten ins Gespräch, der in der Empfangshalle Dienst tat und ihm einen Tip gab. «Wenn Sie nach Paris wollen, müssen Sie es bei der Kurierzentrale der Streitkräfte draussen in Orly versuchen», riet er ihm. «Das ist so etwas wie ein Postamt für streng geheimes Material», erklärte der Sergeant. «Es wird doppelt und dreifach bewacht, deshalb gibt es oft freie Stellen für Wachtposten.»

Die Beschreibung stimmte so einigermaßen. Die Kurierzentrale war die europäische Zitadelle für viele der wichtigsten militärischen und diplomatischen Geheimnisse, über die die Vereinigten Staaten verfügten. Alle höchst wichtigen Dokumente, Chiffriersysteme und sämtliche Codeunterlagen, die von Washington an die Nato sowie an die amerikanischen Befehlsstellen und die 6. Flotte im Mittelmeer gingen, wurden zuerst an die Zentrale geliefert, dann sortiert und an ihre endgültigen Bestimmungsorte weitergeleitet. Alles Material, das als streng geheim oder noch geheimer eingestuft war, wurde auf dem Weg von den europäischen Befehlsstellen nach Washington ebenfalls in der Zentrale untergebracht.

Man hatte ein System von Sicherheitsvorkehrungen geschaffen, um das kleine Betongebäude gegen jeden Einbruch zu schützen. Der einzige Zugang

führte in einen Vorraum, in dem Sachbearbeiter die Dokumente registrierten. Dahinter befand sich eine riesige Stahlkammer. Um in den Tresor zu gelangen, waren zwei Stahltüren zu passieren. Die erste war durch einen Stahlriegel mit Kombinationsschlössern an beiden Enden gesichert. Die zweite, die Tür zum Tresor selbst, hatte ein kompliziertes Sicherheitsschloss. Also konnte niemand den Gesamtkomplex öffnen, der nicht die Kombination von zwei Schlössern kannte und den Schlüssel für das dritte besass. Niemand, vom General bis zum gemeinen Soldaten, durfte den Tresor alleine betreten. Die Vorschriften verlangten die Anwesenheit von mindestens einem Offizier, so oft geöffnet wurde. Zusätzlich war 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr ein bewaffneter Posten im Büro stationiert. Offensichtlich war die Anlage absolut sicher.

Johnsons Gesuch, dorthin versetzt zu werden, wurde routinemässig genehmigt. Als Johnson davon berichtete, klopfte ihm Viktor auf die Schulter und rief: «Phantastisch!» Damit war der lächerliche kleine Sergeant, der dem KGB vor acht Jahren wie so vieles menschliche Treibgut in die Hände gefallen war, plötzlich ein Agent von unglaublicher Bedeutung geworden. Noch standen allerdings viele Hindernisse zwischen dem KGB und den Schätzen im Tresor. Doch nachdem nun ein Agent unerwartet nur ein paar Meter davor stationiert war, sah sich das KGB seinem Ziel näher, als es das je für möglich gehalten hatte. Jetzt konzentrierte es seine ganze Phantasie und seine technischen Möglichkeiten auf einen Plan, die letzten Meter auch noch zu überbrücken.

Viktor traf sich nun häufiger mit Johnson und fragte ihn unablässig über die Gewohnheiten in der Zentrale, die Wachablösung und die Auswahlkriterien für das Personal aus, das Zutritt zum Tresor selbst hatte. Schliesslich gab er ihm Instruktionen aus der KGB-Zentrale in Moskau und sagte: «Als erstes müssen Sie einer der Leute werden, die drinnen arbeiten.»

Am meisten Sorge machte sich Johnson darüber, was die zunehmend unberechenbare Hedy tun oder sagen könnte. Während ihrer wiederholten Anfälle hatten die Nachbarn schon gehört, dass sie ihren Mann der Spionage beschuldigte. Das gleiche galt für das medizinische Personal, das sie behandelte.

Dank günstiger Umstände entging Johnson einer gründlichen Untersuchung seines Lebenslaufs, die eigentlich einer Berechtigung zum Umgang mit geheimen Verschlussachen vorausgehen soll. Das Abkommen, in dem Frankreich der Stationierung amerikanischer Truppen auf seinem Boden zustimmte, sah vor, dass Untersuchungsbeamte der US-Armee keinen französischen Bürger verhören durften; und so wurden die französischen Nachbarn Johnsons nicht vernommen. Eine flüchtige Überprüfung, die aus einer Übersicht über seinen

bisherigen Dienst und einer routinemässigen Befragung seines Vorgesetzten bestand, brachte nichts Negatives. Nicht einmal die Geisteskrankheit Hedys war bemerkt worden, weil sich Johnson unter dem Vorwand, er wolle einige Angaben vergleichen, seine Personalakte hatte aushändigen lassen und jeden Hinweis auf ihren Zustand entfernt hatte. Damit erhielt er Ende 1961 die Freigabe und wurde als Schreiber zum Tresor zugelassen.

Die Dokumente, die Johnson jetzt sortierte, kamen in der Regel in grossen Kuverts aus festem Manilapapier an und trugen oft rote oder blaue Wachssiegel. Einige waren mit knappen Aufschriften versehen, die spezielle Angaben über Sicherheitsstufen enthielten. Die meisten Bezeichnungen sagten Johnson nichts. Doch das KGB wusste, dass sich die Angaben auf hochkompliziertes Geheimschriftmaterial, auf geheime Angaben über Stärke und Strategie der Nato und auf atomare Einsatzpläne bezogen.

Das KGB befürchtete, dass die Kurierzentrale mit einer verborgenen Alarmanlage ausgestattet sein könnte, die ausgelöst würde, sobald ausserhalb der Dienststunden irgendwer versuchte, den Tresor zu öffnen. Viktor zeigte Johnson Darstellungen verschiedener Systeme und wies ihn an, nach Leitungen oder winzigen Kästchen Ausschau zu halten, die auf eine Alarmanlage schliessen liessen.

«Sie müssen das ganze Gebäude Zentimeter für Zentimeter untersuchen», sagte er. «Sie sagen, es ist gestrichen?»

«Ja, weiss», erwiderte Johnson.

«Dann muss es irgendwann wieder neu getüncht werden», schloss Viktor. «Wer macht das?»

«Ein paar von uns armen Hunden vermutlich», erwiderte Johnson.

«Wenn es möglich ist, müssen Sie dabeisein», sagte Viktor.

Als man beschloss, die Zentrale müsse wieder gestrichen werden, meldete sich Johnson freiwillig und konnte dabei das Gebäude «Zentimeter für Zentimeter» untersuchen. Er meldete, seiner Meinung nach gebe es keine Alarmanlage. Er hatte recht.

Schlüssel und Kombination

Die schwierigsten und scheinbar unüberwindlichen Hindernisse waren natürlich die drei Schlösser. Viktor gab Johnson, in einer französischen Zigarettenschachtel versteckt, Modelliermasse und trug ihm auf, sie ständig bei sich zu tragen für den Fall, dass er den Schlüssel zum Tresor für kurze Zeit an sich bringen könne. Johnson wandte ein, eine solche Gelegenheit gebe es nie, da der Schlüssel ständig von einem Offizier verwahrt werde. «Wir dürfen keine Gelegenheit auslassen», erwiderte Viktor.

An einem Montagmorgen im Jahr 1962 klagte ein junger Leutnant, mit dem Johnson zusammenarbeitete, ihm sei übel. Plötzlich gab er Johnson den Befehl, den Tresor zu verlassen, und eilte hinaus, um sich zu übergeben. Zuvor warf er noch die Tresortür zu, verschloss und verriegelte sie, vergass aber in der Eile, den Schlüssel abzuziehen. Johnson griff zu und machte schnell einen Abdruck.

Beim übernächsten Treff sagte ihm Viktor, der Abdruck sei zu undeutlich. «Hoffen wir, dass sich eine neue Gelegenheit bietet.»

Sie sollte kommen. Mehr beiläufig als aus Neugier zeigte Johnson einmal auf ein Metallschränkchen im Tresor und fragte den diensthabenden Offizier: «Was ist denn da drin?»

«Im Augenblick nichts», erwiderte der Offizier und öffnete das unverschlossene Schränkchen. «Sehen Sie, es ist leer.»

Johnson sah, dass das Schränkchen tatsächlich leer war, bis auf einen Schlüssel in der Ecke – den Ersatzschlüssel für den Tresor. Am späten Nachmittag liess er ihn in die Tasche gleiten, behielt ihn über Nacht und nahm sorgfältig drei verschiedene Abdrücke. Als am nächsten Morgen der diensthabende Offizier in einen Stoss Dokumente vertieft war, hängte er ihn unbemerkt zurück.

Etwa drei Wochen später händigte ihm Viktor lächelnd einen nagelneuen, in Moskau angefertigten Schlüssel aus.

Als nächstes versuchte Johnson, sich die Zahlenkombination zu merken, indem er den Offizieren beim Öffnen der Schlösser auf die Finger sah. Einmal drehte sich ein Offizier plötzlich um und schnauzte: «Treten Sie zurück, Johnson. Hängen Sie mir nicht über der Schulter, wenn ich das mache!» Der Vorfall erschreckte Viktor mehr als Johnson. «Bleiben Sie von jetzt an weg, wenn geöffnet wird, zeigen Sie auf keinen Fall Interesse!» befahl er.

Im Juni 1962 wurde im Rahmen der routinemässigen Sicherheitsmassnahmen die Zahlenkombination bei einem der Schlösser geändert. Ein Hauptmann, der auf Urlaub gewesen war, rief einen anderen Offizier an und fragte ihn nach der neuen Kombination. Der Offizier weigerte sich, die Zahl am Telefon durchzugeben. Doch nach einigem Hin und Her war er bereit, die Zahlen zu nennen, die bei richtiger Addition mit der alten Kombination die neue ergaben. Der Hauptmann sprach die Zahlen nach und führte die notwendige Addition auf einem Papierstreifen aus, den er dann achtlos in seinen Papierkorb warf.

«Ich gratuliere», sagte Viktor, nachdem ihm Johnson den Zettel übergeben hatte. «Natürlich müssen wir uns vergewissern, dass das die richtige Kombination ist. Ich glaube, es ist Zeit, dass Sie sich freiwillig für den Wochenenddienst melden.»

Zusätzlich zu ihrer regulären Dienstzeit wechselten sich die Leute von der Schreibstube in der Nacht und am Wochenende, wenn die Zentrale geschlossen war, beim Wachdienst ab. Das war die einzige Zeit, in der die Zentrale nur von einem einzigen Mann geschützt wurde. Unter der Woche kamen die Kuriere manchmal zu unvorhergesehenen Zeiten. Dann musste der Wachtposten Offiziere herbeirufen, die den Tresorraum noch einmal aufschlossen. Daraus zog das KGB den Schluss, dass man den Versuch, in den Tresor einzudringen, an den Wochenenden starten müsse, wo nie Kuriere kamen und das Gelände verlassen war.

Angesichts des nahen Paris mit seinen Verlockungen war der einsame, langweilige Wochenenddienst allgemein unbeliebt. Besonders verhasst war die Schicht von Samstagabend 18 Uhr bis Sonntagmorgen 6 Uhr. Johnson hatte keine Schwierigkeit, ständig für die Samstagnachtschicht eingeteilt zu werden.

In der ersten Nacht, in der er Wache hatte, wartete er fast bis 2 Uhr morgens, bevor er die Kombination ausprobierte. Das Schloss sprang auf.

«Unsere Spezialisten glauben, sie könnten die Kombination des anderen Schlosses herausbekommen», teilte Viktor im August mit. «Doch zuerst brauchen wir viele exakte Fotos aus nächster Nähe und aus allen Richtungen. Nehmen Sie diese Minox, und machen Sie am Wochenende Aufnahmen.»

Mit wachsenden Erfolgchancen hatte die Aktion überragende Bedeutung für das KGB gewonnen. Die Vorbereitungen für die entscheidenden Augenblicke waren so kompliziert geworden, dass nun viele Offiziere, in Moskau wie in Paris, daran mitwirkten. Das KGB brauchte nun zumindest zwei Offiziere in Paris, die persönlich und ohne Schwierigkeiten mit Johnson verhandeln konnten, für den Fall, dass einer ausfallen sollte. Der zweite hieß Felix Alexandrowitsch Iwanow.

Anfang Oktober traf er sich mit Johnson im Café l'Étoile d'Or, um ihm Instruktionen zu geben.

«Sie müssen mir sehr genau zuhören», begann er. «Aus Moskau kommt ein Spezialapparat. Er sieht etwa so aus ...» Er entfaltete ein Blatt Pauspapier, auf dem technische Zeichnungen und eine russische Beschreibung standen. «Sie könnten das Ganze einen kleinen Röntgenapparat nennen», erklärte Felix. «Sobald Sie ihn über einem Schloss anbringen, durchleuchtet er automatisch den Mechanismus des Schlosses. Unsere Wissenschaftler glauben, mit Hilfe der Röntgenstrahlen auf die Zahlenkombination zu kommen.

Wie Sie sehen, ist Ihre Aufgabe einfach. Aber auch gefährlich. Sobald man den Apparat zusammenfügt, wird er extrem radioaktiv. Wenn Sie ihn am

Schloss angebracht haben, gehen Sie in die entfernteste Ecke des Raumes und warten 30 Minuten. Dann nehmen Sie ihn ab und bringen ihn mir.»

Das KGB übergab Johnson das Gerät auf einer Landstrasse. Johnson stoppte seinen Citroën nur so lange, dass Viktor den einen Teil durchs Fenster reichen konnte. Ein oder zwei Kilometer weiter trat Felix aus dem Wald und setzte sich mit dem zweiten Teil auf den Vordersitz. Dann prägte er Johnson noch einmal den Ablauf ein.

Am Sonntag früh um 3 Uhr befestigte Johnson in der Kurierzentrale die Platte und den Zapfen auf dem Schloss. Sie passten perfekt und gaben sofort einen kaum vernehmbaren Summton von sich. Johnson kroch in der Dunkelheit in eine Ecke und schaute ständig auf seine Uhr, während der Apparat seine Arbeit tat. Nach genau 30 Minuten hörte das Summen auf, und er legte den Zapfen und die Platte wieder in ihre Kästchen. Drei Wochen später, am 30. November, übergab ihm Felix einen Zettel mit einer Zahlenreihe. «Das ist sie!» sagte er triumphierend.

«Wir haben Ihr erstes Unternehmen auf den 15. Dezember angesetzt.»

In dieser Nacht fuhr Felix Johnson in seinem grauen Mercedes zum Flughafen Orly. An einer Kurve in der Nähe einer Überführung hielt er an. «15 Minuten nach Mitternacht werde ich hier mit meinem Auto stehen», sagte er. «Ich winke, wenn Sie mit Ihrem Wagen herankommen. Sie halten an und geben mir die Dokumente.»

Die Proben für den Ernstfall wurden jetzt beinahe täglich fortgesetzt. Sie liessen die minuziösen Vorbereitungen des KGB erkennen. Felix führte Johnson in ein Feld an der Landstrasse D 33, 24 Kilometer ausserhalb von Paris. Am Fuss eines Baumes hob er einen grossen Stein auf und schraubte ihn auf, so dass er in zwei ausgehöhlte Teile zerfiel. «Bei einem Notfall finden Sie hier einen kanadischen Pass mit Ihrem Lichtbild und Ihren persönlichen Angaben, Geld, Instruktionen und einen amerikanischen Silberdollar aus dem Jahr 1921», sagte Felix. «Fahren Sie nach Brüssel. Mit einer Ausgabe der Londoner *Times* in der linken Hand kommen Sie täglich um 11 Uhr vormittags zur Hausnummer 100 in der Chaussee de Forêt. Unser Vertreter kommt mit einem amerikanischen Silberdollar von 1921 auf Sie zu und fragt, ob Sie ihn verloren haben. Sie werden ihm dann Ihren Silberdollar zeigen und seine Befehle entgegennehmen.»

«Wie soll ich mir das alles merken?» fragte Johnson mürrisch.

«Wir werden es üben, bis Sie es können», erwiderte Felix ruhig.

Felix betonte, der Fluchtplan des KGB werde automatisch anlaufen, wenn Johnson am Sonntagvormittag, unmittelbar nach Verlassen der Kurierzentrale, kein Zeichen gebe, dass alles in Ordnung sei. Dazu solle er eine Packung Lucky Strike mit einem hineingekritzeltelten «X» in der Nähe eines Telefonhäuschens auf seinem Weg nach Hause fallenlassen.

Am Ziel

Die Generalprobe fand Freitag nachts am 14. Dezember statt. Felix fuhr Johnson noch einmal zu der Kurve beim Flughafen Orly. «Ich werde auf Sie warten. Viele Leute warten auf Sie», sagte er zum Abschied.

In der Kurierzentrale schaltete Johnson sein Transistorradio ein und stellte seine Uhr nach der AFN-Zeitansage von 23 Uhr. In Paris, knapp 40 Kilometer entfernt, tat Felix das gleiche. Währenddessen versammelte sich in einem kleinen Raum im dritten Stock der sowjetischen Botschaft in Paris ein Team von KGB-Technikern, die über Algerien aus Moskau eingeflogen waren. Sie wussten, dass sie kaum eine Stunde Zeit hatten, um das Siegel der Umschläge zu lösen, den Inhalt zu fotografieren und die Umschläge wieder so zu versiegeln, dass es nicht auffiel.

Johnson brauchte keine zwei Minuten, um die drei Schlösser des Tresors zu öffnen. Drinnen stopfte er die Kuverts in eine Tasche. Er verschloss die Stahlkammer und dann die Aussentür der Zentrale, lief zu seinem Citroën und fuhr los, um sich mit Felix zu treffen. Alles verlief genau nach Plan. Um 3.15 Uhr früh holte Johnson die Umschläge wieder von Felix ab und legte sie zurück in den Tresor. Als er schliesslich am Sonntagmorgen nach Hause kam, waren eine Menge amerikanischer Chiffrierunterlagen und militärischer Geheimnisse, einige darunter «streng geheim», bereits auf dem Weg nach Moskau.

In der Nacht zum nächsten Sonntag, dem 23. Dezember, plünderte Johnson wieder ohne die geringste Schwierigkeit den Tresor. Diesmal suchte er sich neue Umschläge aus, die erst während der letzten Tage angekommen waren. Etwa ein Drittel enthielt chiffriertes Material.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag begrüßte Felix ihn voller Begeisterung: «Im Namen des Ministerrats der UdSSR beglückwünsche ich Sie zu dem grossartigen Beitrag, den Sie für die Sache des Friedens geleistet haben. Ich habe erfahren, dass einiges Material, das wir geschickt haben, so interessant ist, dass es Genosse Chruschtschow selbst gelesen hat.»

Einige der gestohlenen Dokumente verrieten die Zahl und die Standorte amerikanischer Atomsprengköpfe auf europäischem Boden. Wer immer sie studierte, hätte ebensogut in den höchsten Entscheidungsgremien der Vereinigten Staaten sitzen und sich Notizen machen können. Einige der allerheimlichsten Papiere enthielten wichtige Änderungen und Ergänzungen der grundlegenden amerikanischen Verteidigungsstrategie für Westeuropa. Keines der Dokumente vermittelte allein einen alles umfassenden Überblick über den Verteidigungsplan, doch zusammengenommen ergaben sie für das KGB ein ziemlich vollständiges Bild. Die Sowjetunion konnte jetzt mit Sicherheit

Stärken, denen sie etwas entgegensetzen musste, und Schwächen, die sie ausnutzen konnte, berechnen. Und das war erst der Anfang.

Im Januar teilte Felix Johnson mit, dass von jetzt an die Stahlkammer nur in Abständen von vier bis sechs Wochen ausgenommen werden dürfe. «Wir müssen die Leute eigens aus Moskau kommen lassen», sagte er.

Am 20. April 1963 bereitete sich Johnson darauf vor, zum siebtenmal in den Tresor einzudringen. Bis jetzt hatte er dem KGB rund 90 grosse Kuverts besorgt. In dieser Nacht war er vor allem auf zwei Umschläge aus, die am Tage zuvor aus Washington gekommen waren. Am 21. April übergab Johnson kurz nach Mitternacht Felix die Tasche voller Geheimpapiere. Doch dann erschien er nicht wie vorgesehen, um die Tasche abzuholen.

Um etwa 5 Uhr morgens wurde Felix klar, dass er nicht länger warten konnte. Bald würde über dem Flughafen Orly der Morgen dämmern, und bei Tageslicht gab es keine Möglichkeit mehr, die Dokumente zurückzulegen. Felix sah Johnson verhaftet und das grossartige Unternehmen geplatzt. Er setzte alles auf eine Karte, fuhr zum Flughafen Orly und stoppte seinen Wagen keine 90 Meter von der Kurierzentrale entfernt. Er liess den Motor laufen und warf die blaue Tasche mit den Papieren auf den Vordersitz von Johnsons Wagen. Die Hoffnung war gering, dass sein Wagemut die Katastrophe verhindern könnte, die seiner Überzeugung nach über Johnson und das KGB hereingebrochen war. Dann fuhr er weg.

Doch Johnson war nicht Opfer eines Missgeschicks geworden. Um 2 Uhr nachts hatte ihn schlicht der Schlaf übermannt. Gegen halb sechs erwachte er bei hellem Tageslicht. In rasender Eile rannte er zu seinem Wagen. Da lag die Tasche. Er hatte den Tresor gerade verschlossen und die Hand noch auf dem Schloss der Aussentür, als jemand sagte: «Vergewisserst dich wohl, dass sich niemand während der Nacht bei dir eingeschlichen hat, was?»

«Du hast mich zu Tode erschreckt!» rief Johnson aus. «Ich habe dich nicht vor sechs erwartet.»

«Ich konnte nicht schlafen, da dachte ich, ich könnte dich ja auch früher ablösen», sagte der junge Unteroffizier, der gekommen war, um ihn zum Frühstück nach Hause zu schicken.

Johnson brachte es nicht über sich, dem KGB zu gestehen, dass er durch sein Einschlafen sich und das ganze Unternehmen in Gefahr gebracht hatte. Deshalb dachte er sich eine Geschichte aus: Um 3 Uhr morgens sei ein Offizier gekommen, um Dokumente für eine Sondersendung zu holen; vor dem Weggehen habe er sich dann entschlossen, noch ein Schläfchen zu machen.

«Der Hurensohn blieb bis nach fünf», erzählte er Felix. «Da konnte ich einfach nichts machen.»

«Ich verstehe», sagte Felix. «Das müssen schlimme Stunden gewesen sein.»

«Darauf können Sie Gift nehmen», erwiderte Johnson in dem Glauben, Felix hätte ihm die Geschichte abgenommen.

Doch das war nicht der Fall. Das KGB wusste genau, dass an Sonntagen nichts aus der Zentrale geholt wurde und dass auf keinen Fall ein einzelner Offizier Dokumente hätte an sich nehmen können, ohne dass ein zweiter Offizier zur Kontrolle dabei war. Also log Johnson. Aber beim KGB konnte sich niemand erklären, warum.

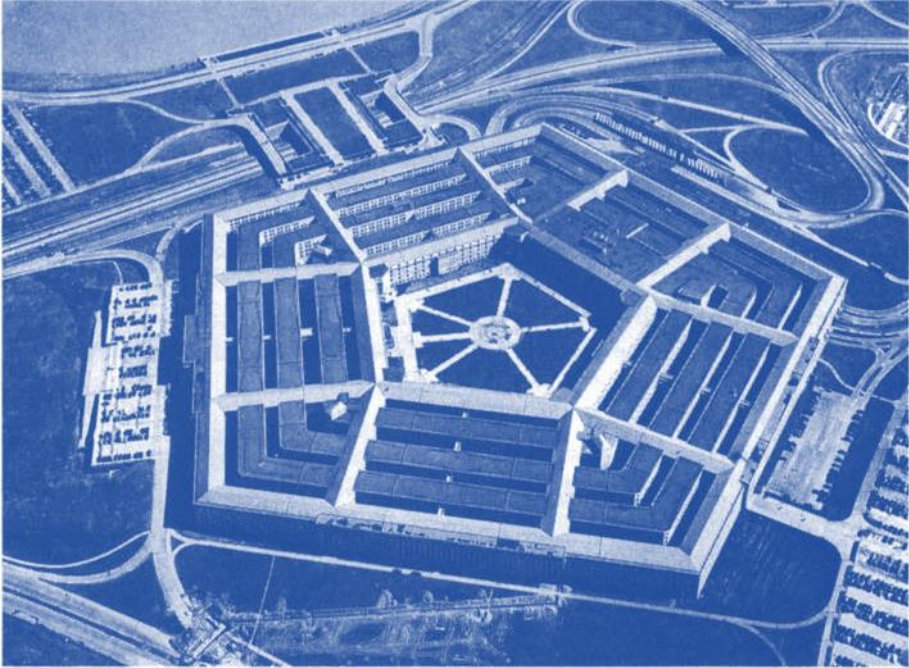
Unsicher geworden, beschloss das KGB im Mai, sich eine Zeitlang aus dem Spiel zurückzuziehen; es hatte ja ohnehin ungeheuren Gewinn gemacht. Das KGB kannte jetzt das Verteidigungssystem der Nato bis in Einzelheiten; darüber hinaus wusste es, was die Vereinigten Staaten in einer Reihe von weltpolitischen Vorgängen zu tun gedachten. Es hatte Meinungsverschiedenheiten unter den Nato-Partnern entdeckt, die die Sowjetunion vertiefen konnte. Und es hatte herausbekommen, welche sowjetischen Schwächen der Westen ausgekundschaftet hatte. Ein Teil des Schadens war für die Vereinigten Staaten irreparabel. Beispielsweise liess sich der Einblick in die amerikanischen Chiffriermethoden durch nichts wiedergutmachen. Der Wert der Informationen, die das KGB gestohlen hatte, hing andererseits davon ab, dass die Vereinigten Staaten nichts von den Vorgängen ahnten. Wenn die Amerikaner dahinterkamen, konnten sie einen Teil des Schadens nach und nach wieder beheben, indem sie die Pläne umarbeiteten und die Streitkräfte neu gruppierten. Deshalb wollte das KGB erst dann wieder ein Risiko eingehen, wenn es den wahren Grund für Johnsons Lügen kannte.

Felix erklärte Johnson die Unterbrechung damit, dass nun der Sommer komme und die Nächte zu kurz würden. «Wir wollen kein unnötiges Risiko eingehen», sagte er. «Im Herbst geht es wieder los.»

Während des* Sommers ergab sich nichts Belastendes für Johnson. Vollends beruhigt war das KGB, als Johnson im September befördert wurde. Doch zu seiner grössten Enttäuschung kam Johnson nach seiner Beförderung zur Kommandantur des Bezirks Seine in Sainte-Honorine. Der Tresor war zum letztenmal ausgeräumt worden.

Im Pentagon

Im Mai 1964 versetzte die Armee Johnson dann ins Pentagon, damit er in Hedys Nähe sein konnte, die zur psychiatrischen Behandlung ins Walter-Reed-Hospital eingeliefert worden war. Kurz bevor er Frankreich verliess, ass er noch einmal mit Felix und Viktor in Paris.



Im Pentagon (oben), einem riesigen, fünfeckigen Gebäudekomplex in Washington, ist das Verteidigungsministerium der USA untergebracht. Hier war Johnson 1964 beschäftigt. Seine Frau wurde während dieser Zeit mehrfach im Walter-Reed-Hospital (rechts) in Washington wegen Verfolgungswahns psychiatrisch behandelt. Sie hatte ihren Mann mit den Sowjets zusammengebracht, und sie verriet seine Machenschaften schließlich dem amerikanischen Bundeskriminalamt.



«Wissen Sie, was Sie im Pentagon machen werden?» fragte Felix.

«Bei dem Haufen weiss man das nie, bevor man da ist», erwiderte Johnson. «Vermutlich wie gehabt, Kurier wahrscheinlich.»

«Und was heisst das genau?» erkundigte sich Felix.

«Ach, wahrscheinlich der alte Mist», sagte Johnson. «Geheimpapiere schleppen, sie von hier nach da bringen.»

Felix und Viktor strahlten bei so unglaublichem Glück. «Das könnte ein sehr interessanter Posten für uns sein», bemerkte Viktor.

«Mieten Sie sich auf jeden Fall ein hübsches Haus», sagte Felix. «Bescheiden, aber hübsch. In den ersten Monaten konzentrieren Sie sich darauf, alles über Ihre Arbeit und über die Gewohnheiten und Verfahrensweisen in Ihrem Büro herauszubekommen. Sie tun nichts, absolut nichts, was Verdacht erregen könnte.»

Als sie sich trennten, verabredeten sie noch, dass Johnson am 1. Dezember 1964 auf dem La-Guardia-Flughafen in New York einen Vertreter des KGB treffen sollte.

Johnson mietete sich ein nettes Backsteinhaus in Alexandria, Virginia, und Hedy zog nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus zu ihm; ihr Zustand hatte sich offenbar gebessert. Auf dem Nachhauseweg vom Pentagon hielt Johnson eines Nachmittags im Juli am Columbia Pike in Arlington, um eine Pizza zu kaufen. Auf einmal tauchte James Mintkenbaugh auf.

Während sie am Abend bei Bier und Pizza zusammensassen, erzählten sich Johnson und Mintkenbaugh ihre Spionageerlebnisse; sie hatten sich fünf Jahre nicht gesehen. Mintkenbaugh hatte eine Reihe nützlicher Aufgaben für das KGB erledigt. Er hatte sechs Wochen in Kanada gelebt und Geburtsurkunden und andere Dokumente für illegale Agenten des KGB organisiert, die in die Vereinigten Staaten eingeschleust werden sollten. Schliesslich wurde er Grundstücksmakler in Arlington, ein Beruf, der ihm die Möglichkeit gab, den Russen Auskunft über Regierungsangestellte zu geben, die auf Wohnungssuche waren.

«Im Dezember werde ich mich wieder bei ihnen sehen lassen», vertraute ihm Johnson an. Doch bald sollte er die Russen, seinen Dienst im Pentagon und alles Übrige vergessen. Im September brachen Hedys Wahnsinns- und Eifersuchtsanfälle wieder mit grosser Heftigkeit aus. In einem Restaurant bildete sie sich einmal ein, eine Frau am Nebentisch flirtete mit Johnson. Plötzlich sprang sie auf, warf sich über den Tisch, zerrte die Frau mit der einen Hand an den Haaren, während sie mit der anderen Hand auf sie einschlug. Sie redete unsinniges Zeug und machte schreckliche Szenen.

Als es Johnson am 2. Oktober 1964 nicht gelang, Hedy im Krankenhaus unterzubringen, beschloss er zu fliehen.

Er hob von der Old Dominion Bank in Arlington 2'200 Dollar Ersparnisse ab und fuhr dann ziellos umher, bis er ein Autobahnschild sah, das nach Richmond, Virginia, wies. Dort liess er seinen Wagen stehen, kaufte eine Flasche Whisky und einen Fahrschein für eine Busreise nach Las Vegas. Dort mietete er sich ein kleines Zimmer für 24 Dollar im Monat und begann zu spielen.

30 Tage nach Johnsons Verschwinden erklärte man ihn zum Deserteur. Zwei Beamte des FBI riefen bei Hedy an, um die üblichen Auskünfte einzuholen. Obwohl offensichtlich gestört, beantwortete sie ihre Fragen doch mehr oder weniger vernünftig. Sie gab zu, dass sie und ihr Mann viel gestritten hatten, doch sie zeigte sich betroffen über sein Verschwinden und machte sich Sorgen um ihn. Es sah nach einem Allerweltsfall aus: Ein Sergeant der Armee war auf Sauf tour gegangen, als er das Genörgel seiner geisteskranken Ehefrau nicht mehr ertragen konnte. Doch die Männer vom FBI entschlossen sich, der Geschichte ein wenig mehr auf den Grund zu gehen. Innerhalb weniger Tage wussten sie, dass Hedy ihren Mann während der Behandlung im Walter-Reed-Hospital einen Spion genannt hatte.

«Mrs. Johnson, wir fragen uns, ob Sie sich wegen etwas Sorgen machen, etwas, über das Sie reden möchten», sagte einer der beiden Beamten bei ihrem zweiten Besuch.

«O ja», erwiderte Hedy. «Aber wenn ich es sage, bringen sie mich um.»

«Wer bringt Sie um?» fragte der Beamte.

«Die Russen», antwortete sie.

«Warum erzählen Sie uns die Geschichte nicht, wir können Ihnen helfen», sagte der Beamte.

Sie sassen etwa zwei Stunden zusammen, während Hedy ihr Gesicht in den Händen vergrub. «Mein Mann, er ist ein schlechter Mensch», sagte sie schliesslich. «Er ist ein Spion. Und ich bin es auch. Und ich kenne noch jemanden, der einer ist.»

Die erschreckende Geschichte, die Hedy erzählte, war manchmal unzusammenhängend und im Grund genommen unglaublich. Und doch gab Hedy, so verwirrt sie war, zu viele spezifische Einzelheiten an, als dass man sie übergehen konnte. Die Bruchstücke ihrer Geschichte, die rasch bei den zuständigen militärischen Stellen überprüft wurden, erwiesen sich als wahr.

Die Aufregung stieg erheblich, als die Beamten des FBI zu Mintkenbaughs Wohnung in Arlington fuhren. Auch er war verschwunden. Das FBI fand ihn drei Tage später; er hatte sich in seiner alten Wohnung in Nordkalifornien versteckt. Bleich und zitternd stritt er jede Beteiligung an Spionage ab. Doch als man ihn mit konkreten Beschuldigungen konfrontierte, begann er zu schluchzen und auszupacken.

«Ich habe lange nicht begriffen, warum ich es tat», sagte Mintkenbaugh dem FBI. «Jetzt weiss ich, dass mich die Rache getrieben hat. Sie sehen, Gott macht Fehler, und ich bin einer von diesen Fehlern.»

Hedys und Mintkenbaughs Aussagen erwiesen schlüssig, dass Johnson ein Spion war, und Hedy machte einige unverständliche Bemerkungen über Geheimdokumente. Doch von den Einbrüchen in die Kurierzentrale wusste sie sowenig wie Mintkenbaugh. Für das Verteidigungsministerium und das FBI blieb die entscheidende Frage: Was hatte Johnson den Russen gegeben? Nur er und das KGB kannten die Antwort.

Während Beamte des FBI und Polizisten nach ihm fahndeten, erwachte Johnson am Morgen des 25. November 1964 niedergeschlagen und verkatert. Am Tag zuvor hatte er die letzten beiden verkaufbaren Dinge, die er besass, versetzt – einen Wettermantel und ein deutsches Armeemesser. Er langte in seine Tasche und zählte das Geld, das er noch hatte — ganze vier Cent. Unrasiert und verschmutzt betrat er ein Polizeirevier in Reno, gab sich als Deserteur zu erkennen und liess sich festnehmen.

Die Militärpolizei eskortierte Johnson nach Washington, und schliesslich legte er ein Geständnis ab. Er zeigte nicht die geringste Reue oder auch nur Einsicht, etwas Unrechtes getan zu haben. Während der vielen Verhöre, die nun folgten, schien es Johnson zu geniessen, sein Leben als KGB-Agent noch einmal vor sich abrollen zu lassen, und er versorgte das FBI mit Unmengen von Einzelheiten.

Am 30. Juli 1965 wurden Johnson und Mintkenbaugh vor dem Bundesbezirksgericht in Alexandria zu je 25 Jahren Gefängnis verurteilt.

Da Johnson nicht alle Dokumente identifizieren konnte, die er dem KGB übergeben hatte, mussten die Vereinigten Staaten davon ausgehen, dass die Russen jedes Dokument abgelichtet haben konnten, das zwischen dem 15. Dezember 1962 und dem 21. April 1963 durch die Kurierzentrale gelaufen war. «Es ist richtig, wenn man unsere Verluste als ausserordentlich hoch bezeichnet. Einiges davon ist nicht wieder zu reparieren», bestätigte ein Sprecher des Verteidigungsministeriums. «Es ist auch nicht möglich, auf den Dollar genau die Kosten zu berechnen, die bei der Behebung des Schadens entstanden sind. Ein weiterer Punkt ist jedoch noch wesentlicher. Wäre der Verlust nicht entdeckt worden und hätte es einen Krieg gegeben, dann hätte der Schaden vielleicht tödlich sein können.»

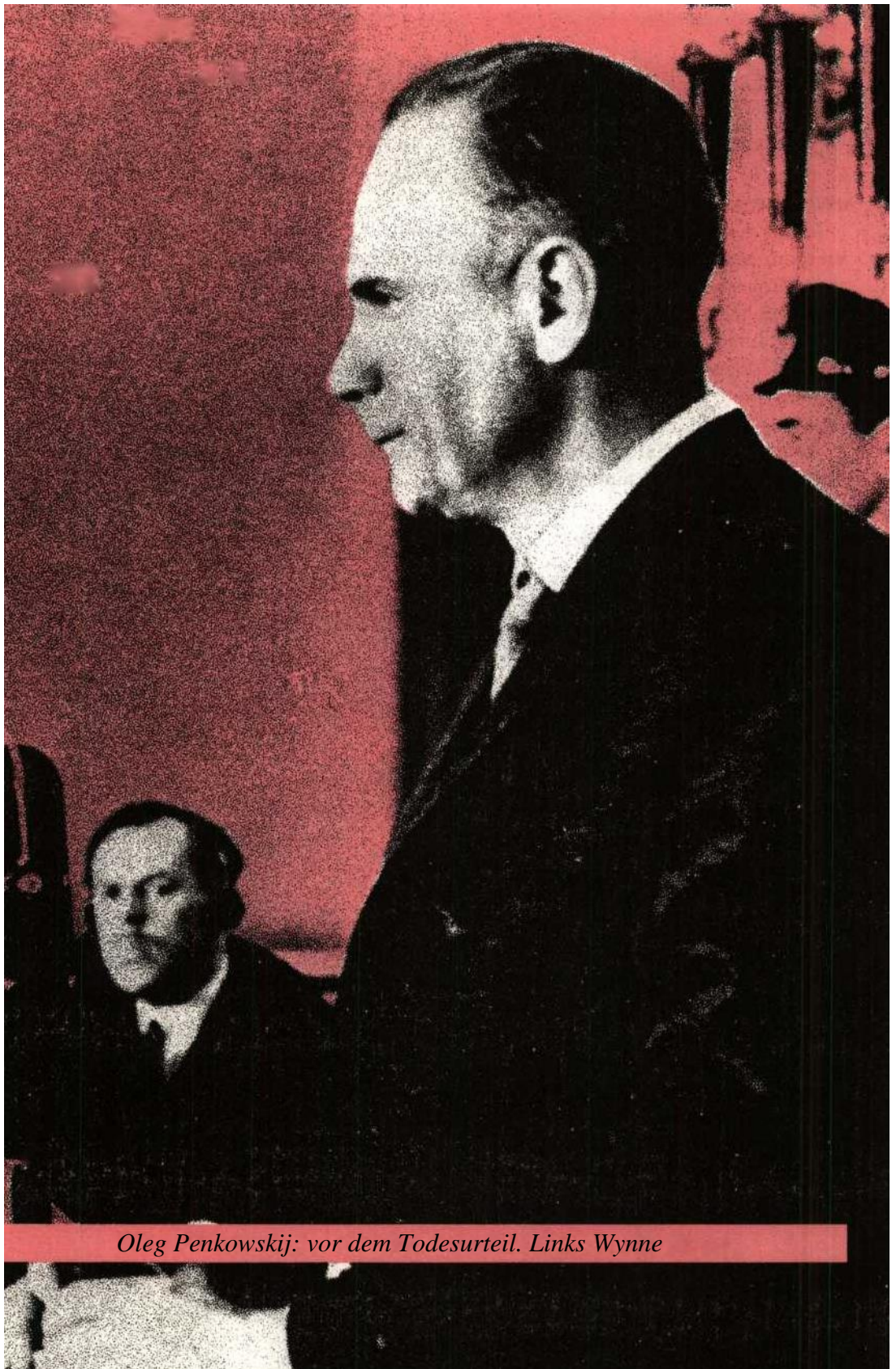
Der Sohn

Die Geschichte Robert Lee Johnsons endete am 18. Mai 1972. Johnson und Hedy hatten einen Sohn, Robert. Hedys Krankheit und Johnsons Charakter machten ihm das Zuhause zur Hölle, und Robert musste schliesslich in einem

Heim untergebracht werden. Mit 19 Jahren ging er zum Militär und kämpfte in Vietnam. Dort begann er, über seinen Vater und dessen Verrat nachzudenken.

Johnson muss sich gefreut haben, als man ihm mitteilte, Robert sei aus Vietnam zurückgekehrt und wolle ihn am Nachmittag des 18. Mai besuchen. Robert hatte ihn nur einmal zuvor in der Bundesstrafanstalt von Lewisburg, Pennsylvania, gesehen und nur selten geschrieben. Lächelnd betrat Johnson den Empfangsraum des Gefängnisses und streckte seinem Sohn die Hand zur Begrüssung entgegen. Wortlos stürzte sich Robert auf ihn und stiess ihm ein Messer tief in die Brust. Johnson starb noch in der gleichen Stunde. Er war 52 Jahre alt.

Robert weigerte sich beharrlich, die Tat zu erklären. Dem FBI sagte er nur: «Es war eine persönliche Sache.»



Oleg Penkowskij: vor dem Todesurteil. Links Wynne

Geheime Aufzeichnungen

Frank Gibney

Oleg Penkowskij, Oberst des militärischen Geheimdienstes der Sowjetunion, lieferte 1961 bis 1962 wichtiges Material an den Westen. Er tat es in der Überzeugung, dass das sowjetische Regime für das russische Volk ein Übel sei. Der folgende Bericht stützt sich auf Penkowskij's persönliche Notizen, die in den Westen gelangt sind; auf das offizielle Protokoll des Prozesses, das 1963 in Moskau veröffentlicht wurde; ferner auf Mitteilungen des britischen Geschäftsmannes Greville Wynne, der zwischen Penkowskij und westlichen Geheimdiensten vermittelte.

Das Hotel Mount Royal in London ist ein gedrungener, nicht besonders ansprechender Bau, ein Bienenstock, in dem es von Geschäftsleuten und Touristen wimmelt. Der Gebäudeblock liegt an der Oxford Street in Sichtweite des Marble Arch. Ringsum herrscht reger Verkehr. In der Nacht des 20. April 1961, gegen 23 Uhr, verliess ein gutgekleideter Mann nach einem angeregt verlaufenen Abendessen, bei dem die Unterhaltung zweisprachig geführt worden war, seine Gesellschaft und schritt durch die belebte Hotelhalle auf die Treppe zu. Sein nicht akzentfreies Englisch liess in ihm einen ausländischen Geschäftsmann vermuten. Er stieg die Treppe zu einem unauffälligen Appartement hinauf. Ein Engländer aus seinem Bekanntenkreis öffnete auf sein Klopfen hin rasch die Tür und liess ihn eintreten. In dem Raum befanden sich vier weitere Herren, zwei Engländer und zwei Amerikaner. Es war Oberst Oleg Penkowskij's erstes Zusammentreffen mit Vertretern westlicher Geheimdienste.

Penkowskij redete stundenlang. Zu Beginn der Zusammenkunft hatte er zwei Pakete mit handschriftlichen Notizen – dicht beschriebene Blätter – und Dokumenten überreicht. Es handelte sich um Material über sowjetische Raketen und andere militärische und politische Einzelheiten, das Penkowskij zusammengetragen hatte, um eine Art Empfehlungsschreiben in der Hand zu ha-

ben, mit dem er sich einführen konnte. Die Unterlagen wurden eingehend geprüft. Eine begreifliche Spannung erfüllte den Raum, als Penkowskij dann seinen interessierten Zuhörern über seine Person, seine Stellung und seine Umgebung berichtete. Den Anwesenden muss rasch klargeworden sein, dass eine Zusammenarbeit mit diesem Oberst von beachtlichem Gewinn für die Geheimdienste sein würde, ja einen weit grösseren Erfolg zu versprechen schien, als das mitgebrachte Material zunächst hatte vermuten lassen.

Geschäftsmann und Kurier

Die Zusammenkunft im Hotel Mount Royal war die Frucht von Kontakten, die Penkowskij mit einem englischen Besucher in Moskau, Greville Wynne, aufgenommen und eifrig gepflegt hatte. Wynne war eine Art internationaler Handelsreisender, der sich auf den Import und Export von Ausrüstungen für die Schwerindustrie zwischen den Ländern des Ostblocks und des Westens spezialisiert hatte.

Im Jahr 1960 hatte Wynne die Reise einer britischen Handelsdelegation nach Moskau in die Wege geleitet. Er traf dort im Dezember ein, fast eine Woche vor der Delegation, und musste einen grossen Teil seiner Zeit mit Penkowskij verbringen, der die sowjetischen Behörden in dieser Angelegenheit vertrat und die Besprechungen und Reisen der Delegation zu arrangieren hatte. Penkowskij hat Wynne studiert. Seine früheren Versuche, Kontakt mit dem amerikanischen Geheimdienst zu bekommen, waren fehlgeschlagen. Nun sah er die Möglichkeit, sich den Briten zur Verfügung zu stellen. Nachdem er die Bekanntschaft von Wynne gemacht hatte, beschloss er, über ihn Kontakt mit dem britischen Geheimdienst aufzunehmen.

Bei den Gesprächen während Wynnes Aufenthalt in Moskau wurde mit Penkowskij verabredet, dass eine sowjetische Delegation Anfang 1961 nach London fliegen solle, um verschiedene britische Firmen aufzusuchen, die am Handel mit der Sowjetunion interessiert waren. Als die Delegation entgegen der Abmachung nicht kam, reiste Wynne erneut nach Moskau, um festzustellen, was vorgegangen war. Wiederum war Penkowskij der Mann, mit dem er zu verhandeln hatte. Diesmal kamen sich die beiden so nahe, dass sie sich gegenseitig beim Vornamen nannten. Penkowskij, der für Wynne trotzdem noch immer eine unbekannte Grösse war, sah in Wynnes zweitem Besuch die Chance, mit dem Westen in Kontakt zu kommen. Dies geschah dann in der ersten Aprilwoche des Jahres 1961.

Nach sowjetischen Begriffen musste ein Mann in Wynnes Position in ir-



Der Oberst des militärischen Geheimdienstes der Sowjetunion Oleg Penkowskij (links), der im Interesse seines Volkes dem britischen Nachrichtendienst geheimes Material zukommen liess, und sein Mittelsmann, der britische Geschäftsmann Greville Wynne.

gendeiner Form Angehöriger des Geheimdienstes sein. So dachte auch Penkowskij. Damals hatte er sich längst entschlossen, auf die westliche Seite überzuwechseln. Die Ungewissheit seiner Position innerhalb der GRU, des militärischen Geheimdienstes der Sowjetunion, muss als eine Art Katalysator gewirkt haben, sowohl was seine steigende Unzufriedenheit über das Sowjetregime betraf, wie auch was seine zunehmende Sehnsucht nach dem freieren Leben des Westens anging, von dem er während eines einjährigen Aufenthalts in der Türkei einen flüchtigen Eindruck erhalten hatte.

So schrieb er später in seinen Aufzeichnungen: «Vor Jahren schon begann mich der Ekel zu schütteln: vor mir selbst und noch viel mehr vor unserem ‚geliebten‘ Führern. Ich fühlte schon früher und fühle noch jetzt, dass ich irgendeine Rechtfertigung für mein Dasein finden muss, die mir innere Genugtuung gibt.» Das ist die Stimme eines Mannes, der neue Wurzeln sucht.

Nicht der geringste unter den Umständen, die Penkowskij in seiner Suche nach neuen Ufern anspornten, war die Entdeckung des Staatssicherheitsdienstes, dass sein Vater als Offizier in der Weissen Armee gedient hatte. 23 Jahre harter Arbeit im Dienst der Sowjetunion waren nun plötzlich von der Entscheidung eines anderen Mannes überschattet, der 1918 beschlossen hatte, gegen die bolschewistische Revolution zu kämpfen. Warum, mag sich Penkowskij gefragt haben, hatte das allgegenwärtige KGB nicht schon früher über seinen

Vater Bescheid gewusst? Warum wurde diese Information ihm plötzlich zum Damoklesschwert? Er war insgeheim stolz auf das Andenken seines Vaters, obwohl sie beide auf verschiedene Fahnen geschworen hatten. Mehr und mehr brachten ihn nun seine Erfahrungen zu der Überzeugung, dass Wladimir Penkowskij im Jahr 1918 die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Als Oleg Penkowskij im Moskauer Hotel National erneut Wynne gegenüber sass, konnte er dem Engländer versichern, dass die zugesagte Sowjetdelegation bereits ausgewählt sei. Wie beim letzten Zusammentreffen sprach er im Verlauf der Erörterungen über den geplanten Besuch der Delegation fast nur von sich selbst. Wynne stellte überrascht Anzeichen einer gewissen Erregung im Benehmen seines sowjetischen Gesprächspartners fest. Als sie dann durch die Strassen Moskaus schlenderten und keine Gefahr für sie bestand, belauscht zu werden, wurden Penkowskij's Bemerkungen über die Verhältnisse in der Sowjetunion immer weniger zurückhaltend. Der Russe fing an, sich über die offiziellen Begründungen für die Mängel in der sowjetischen Wirtschaft lustig zu machen, und gab einige ziemlich kritische Bemerkungen über das Regime von sich. Das Leben des normalen Sowjetbürgers, liess Penkowskij durchblicken, sei alles andere als glücklich.

Die Dinge trieben zur Entscheidung, als Wynne schliesslich eine Liste der Angehörigen der sowjetischen Delegation zu Gesicht bekam. Er wandte ein, dass die Ausgewählten hauptsächlich Professoren und sonstige Wissenschaftler seien, die kaum etwas mit wirtschaftlichen Dingen zu tun hätten. Sie stellten wohl schwerlich jene im Abschluss von Handelsgeschäften erfahrene Delegation dar, wie sie die von ihm vertretenen Unternehmen erwarteten. Für Wynne war es klar, dass die Russen nur daran interessiert waren, Informationen zu ergattern, und nicht daran, Waren zu kaufen.

Penkowskij gab zu, dass Wynnes Ansicht richtig sei. Aber er beschwor den Engländer, die Delegation so, wie sie zusammengesetzt war, zu akzeptieren. «Bitte, Grev, lehnen Sie die Delegation nicht ab», bat er. «Ich muss nach England. Wenn Sie jetzt Wirbel machen, kann ich nicht reisen. Wenn Sie diese Delegation nicht akzeptieren, gibt es keine Chance für mich, nach London zu kommen, ich bin nämlich als Leiter dieser Delegation vorgesehen.»

In diesem Zusammenhang schilderte Penkowskij Wynne zum erstenmal unverblümt seine Sorgen um das russische Volk. Die Verhältnisse in der Sowjetunion, sagte er, seien unerträglich und die Führung des Landes sei in gefährlicher Weise unberechenbar. Er sei im Besitz gewisser Dokumente über Vorgänge in der Sowjetunion, die er «interessierten Kreisen» im Westen über-

mitteln wolle. Vor allem müsse er selbst mit den Leuten im Westen sprechen, «um ihnen zu schildern, wie die Verhältnisse in der Sowjetunion wirklich sind».

Wynne war sich bewusst, dass das Sowjetregime sich gewisser Provokateure bei der Geheimpolizei bedient, die in ähnlicher Weise ihrer Enttäuschung über die Regierung Ausdruck verleihen, in der Hoffnung, dass westliche Besucher darauf hereinfallen. Aber er war auch ein guter Menschenkenner. Noch nie hatte er jemanden wie Penkowskij kennengelernt. Er glaubte nicht nur an die Aufrichtigkeit dieses Mannes, sondern erkannte auch den Wert einer Person wie Penkowskij für Kontakte mit westlichen Geheimdiensten, die dieser offensichtlich suchte. Durch seine ausgedehnten Reisen in Osteuropa wusste Wynne einigermaßen über die Verhältnisse Bescheid, auf deren detaillierte Darlegung Penkowskij offensichtlich drängte.

Er war deshalb damit einverstanden, die Frage nach der Eignung der für England vorgesehenen Sowjetdelegation nicht auf zu werfen, so dass Penkowskij die Chance erhalten blieb, selbst nach London zu reisen und seine Geschichte den «interessierten Kreisen» zu erzählen, die er suchte. Ehe Wynne am 12. April 1961 Moskau verließ, wurde ihm ein doppelt verpackter und doppelt versiegelter Umschlag übergeben, der einen an den britischen Geheimdienst gerichteten Brief Penkowskij's enthielt. Penkowskij unterrichtete Wynne ausserdem davon, dass er in etwa einer Woche in London eintreffen werde.

Es war ein Beweis des Vertrauens, das die GRU in Penkowskij setzte, und ein Beweis seiner Wertschätzung als Nachrichtenoffizier, dass man ihn als verantwortlichen Leiter einer Delegation nach London schickte – wobei man offenbar über die belastende Tatsache seiner Herkunft hinweg sah. Er sollte eine Gruppe sowjetischer Techniker und Handelsexperten hüten, die nach aussen hin die Aufgabe hatte, Verbindungen mit britischen Firmen aufzunehmen und Möglichkeiten des Warenhandels sowie des Austausches technischer Erkenntnisse und Erfahrungen zu besprechen. Er tat dies in seiner offiziellen Funktion als stellvertretender Leiter der Auslandsabteilung im Staatskomitee für die Koordinierung wissenschaftlicher Forschung.

Als Oberst der GRU war seine wirkliche Aufgabe freilich eine andere. Sein geheimdienstlicher Auftrag lautete, wirtschaftliche und technische Spionage zu betreiben, wo immer er konnte, wenn möglich zu den Angehörigen der britischen Betriebe, die besichtigt werden sollten, Kontakte herzustellen und auch noch die ganze Zeit über ein wachsames Auge auf die Mitglieder seiner eigenen Delegation zu haben. Der Besuch war über den sowjetischen Botschaftsrat in London, Anatolij Pawlow, arrangiert worden, der das Penkowskij-Komitee

in England vertrat, in Wirklichkeit jedoch ebenfalls Oberst der GRU und stellvertretender Leiter der gesamten GRU-Tätigkeit in Grossbritannien war.

Penkowskij's Aufenthalt in London dauerte bis zum 6. Mai. In diesen 16 Tagen führte er ein ungewöhnliches, in drei Aspekte gespaltenes Leben. Gehorsam respektierte ihn seine Delegation aus Moskau als den vertrauenswürdigen Vertreter des Staates und der Partei. Weniger augenfällig wurde er von der Londoner GRU-Residenz begrüßt: als aktiver Stabsoffizier, der gute Beziehungen zu politischen Kreisen besass. Von der brandneuen dritten Ebene seines Daseins ahnten seine sowjetischen Kollegen beider Garnituren glücklicherweise nichts. Während sich Penkowskij tagsüber um die Angelegenheiten seiner Delegation kümmerte, traf er sich nachts zu Besprechungen mit den westlichen Geheimdienstoffizieren und erörterte mit ihnen das Schema seiner künftigen Arbeit in Moskau. Wynne erwies sich dabei als nützlicher Mittelsmann. Da er eine Reihe von Firmen vertrat, die von den Russen als Geschäftspartner betrachtet wurden, war seine Anwesenheit durchaus einleuchtend.

Programme in London

Kühn stellte Penkowskij seine offizielle Arbeit auf die neue geheimdienstliche Aufgabe ab. Als er befürchten musste, dass ihm wegen einer Reihe von Besichtigungsfahrten, die seine Delegation zu einigen britischen Fabriken ausserhalb Londons unternahm, nicht genug Zeit für seine geheimen Besprechungen bleiben könnte, bat er den sowjetischen Botschafter, den Aufenthalt verlängern zu dürfen. Er wollte, so führte er zur Begründung an, der Delegation die britische Industrieausstellung zeigen, deren Eröffnung unmittelbar bevorstand. Die Erlaubnis wurde erteilt. So hatte Penkowskij Gelegenheit zu zwei weiteren Zusammenkünften mit den vier westlichen Geheimdienstoffizieren, die ihm nur als die britischen Geheimdienstoffiziere Grille und Miles und als die Vertreter des amerikanischen Geheimdienstes, die sich Alexander und Oslaf nannten, bekannt waren. Der Bequemlichkeit halber und um jeden Verdacht zu vermeiden, trafen sie sich weiter im Hotel Mount Royal, wo die Mitglieder der sowjetischen Besucherdelegation untergebracht waren.

Penkowskij's Energie war erstaunlich. Während er den politischen und gesellschaftlichen Pflichten bei seiner Delegation nachkam – er verwaltete die Gelder der Mitglieder, so dass er, nach bester sowjetischer Manier, deren Einkaufsbummel durch Londoner Läden überwachen konnte –, absolvierte er nebenbei einen intensiven Kurzlehrgang in bestimmten westlichen Geheimdienstpraktiken. Er erhielt eine Miniaturkamera und wurde in ihrem Gebrauch unterwiesen. Ferner gab man ihm ein Transistorgerät, mit dem er Anweisun-

gen aus dem Westen empfangen konnte. Man verabredete, man werde mit ihm über Wynne oder über einen andern westlichen Mittelsmann in Kontakt bleiben, falls es ihm unmöglich sein sollte, in naher Zukunft wieder nach Westeuropa zu kommen. Er übte sich im Umgang mit Funkgeräten und machte sich mit all den technischen Kleinigkeiten vertraut, die ein Spion im Einsatz braucht. Alexander und Oslaf setzten Penkowskij davon in Kenntnis, dass Wynne bald nach Moskau kommen und ihm einen Brief von ihnen überbringen werde, dass ihm aber auch, falls nötig, entsprechende Weisungen über Funk übermittelt würden. Ausserdem erhielt Penkowskij den Auftrag, geheime Dokumente für die ausländischen Nachrichtendienste zu fotografieren.

Penkowskij fragte seinerseits, ob ihm die amerikanische oder die britische Staatsbürgerschaft zugestanden würde und ob er mit einer seinen Kenntnissen entsprechenden Tätigkeit rechnen könne, falls die Ereignisse ihn jemals zwingen sollten, aus der Sowjetunion zu fliehen.

Als er am 6. Mai 1961 nach Moskau zurückkehrte, hatte er seinen Rubikon überschritten. Er verstaute seine Kamera, die Filme und die Funkanweisungen sorgfältig in einem Geheimfach seines Schreibtischs in der Wohnung am Maxim-Gorkij-Ufer, dann ging er ernsthaft ans Werk. Er hatte freien Zugang zum Verteidigungsministerium, zu den Dienststellen der GRU und seinem eigenen Komitee und fotografierte ganze Stapel von Dokumenten, von denen viele der obersten Geheimhaltungsstufe unterlagen. Zum Teil handelte es sich um technische Unterlagen und um streng geheime Instruktionen und Ausbildungsvorschriften der taktischen Raketenstreitmacht des Heeres. Andere Dokumente bezogen sich auf geheimdienstliche Praktiken, auf die Ziele sowie die Tätigkeit des Komitees und auf einzelne sowjetische Persönlichkeiten.

Am 27. Mai flog Greville Wynne nach Moskau, um im Auftrag der von ihm vertretenen Firmen mit den Sowjets zu verhandeln. Oberst Penkowskij erwartete ihn am Flughafen Scheremetjewo und fuhr ihn in die Stadt. Unterwegs händigte er Wynne ein Päckchen mit 20 belichteten Filmen und anderem Material aus, das Wynne noch im Lauf desselben Tages einem Vertreter des britischen Geheimdienstes übermittelte.

Am Abend suchte Penkowskij Wynne in dessen Zimmer im Hotel Metropol auf. Wynne gab ihm 30 neue Filmrollen und weitere Instruktionen der Geheimdienstoffiziere, mit denen er in London zusammengekommen war. Penkowskij hatte Wynne als Mittelsmann ausgewählt, und es liegt nahe, dass der britische Geheimdienst Wynne gebeten hat, die Verbindung aufrechtzuerhalten und bestimmtes Material an Penkowskij zu übermitteln. Wynnes offizieller Auftrag bot eine besonders gute Gelegenheit, Penkowskij zu treffen, ohne den Verdacht der Sowjets zu erregen.

Penkowskij's Vorgesetzte in der GRU und im Komitee waren weit davon entfernt, irgendetwas Befremdliches hinter seinem Verhalten zu vermuten; im Gegenteil, sie waren hoch erfreut über seine britischen Verbindungen. Die Herstellung guter Beziehungen zu Leuten wie Wynne war genau das, was man von einem tüchtigen Geheimdienstoffizier in Penkowskij's Stellung erwartete. Seine Vorgesetzten beschlossen, ihn erneut mit einer Reihe sowjetischer Techniker nach London zu schicken, wo die Delegation an der Eröffnung einer sowjetischen Industrieausstellung teilnehmen sollte.

Die Delegation traf am 15. Juli 1961 in London ein. Penkowskij folgte drei Tage später nach. Die sowjetische Botschaft versäumte es, jemanden zu seinem Empfang zum Flughafen zu schicken. Dieser Umstand erlaubte es Penkowskij, Wynne vom Flughafen aus anzurufen, worauf der Engländer hinausfuhr, um ihn abzuholen. Penkowskij übergab Wynne einen neuen Schub von Filmen und Dokumenten, die er mitgebracht hatte. Dann lieferte ihn Wynne am Kensington Close Hotel ab, wo Penkowskij ein Zimmer bestellt hatte – in bequemer Nähe der alten Herrschaftshäuser am Kensington Park, in denen die sowjetische Botschaft residierte.

Da sich diesmal sein offizielles Programm vorwiegend auf London beschränkte, war Penkowskij in der Lage, weit mehr Zeit als das letztemal mit den vier britischen und amerikanischen Geheimdienstleuten zu verbringen, die auf ihn in einer der «sicheren Buden» der MI6 warteten. Er hatte vor, den grössten Teil des Tages in der sowjetischen Botschaft zu arbeiten oder bei seiner Delegation auf der Ausstellung zu sein; aber das kostete ihn nicht allzuviel Zeit, da die Delegation in Gruppen unterteilt war, von denen jede ihren eigenen Leiter hatte. In den Händen Penkowskij's lag die Gesamtorganisation.

Die Abende hielt er für Zusammenkünfte mit seinen neuen Freunden frei: für Miles, Grille, Alexander und Oslaf. Bei diesen Treffen ging man das von Penkowskij gelieferte und inzwischen von Experten geprüfte Material im Einzelnen durch und besprach künftige Aufträge.

Zu jenem Zeitpunkt waren die ersten Filme, die Oberst Penkowskij mit seiner Kleinstkamera belichtet hatte, wohl bereits entwickelt. Es war ein spannungsreicher Sommer für Europa. Man hatte noch Chruschtschows Drohungen gegen Berlin im Ohr und seine Ankündigung, er werde einen separaten Friedensvertrag mit der DDR abschliessen. Das Wiener Treffen zwischen Kennedy und Chruschtschow hatte die politische Hochspannung nur noch verstärkt. Vor dem Hintergrund einer möglichen militärischen Auseinandersetzung, in der die Raketen des Marschalls Warentzow eine gewichtige Rolle spielen würden, gewannen deshalb die persönlich übermittelten Informationen und Beobachtungen Penkowskij's, der früher sein Adjutant gewesen war, beson-

ders grossen Wert. Penkowskij's nächtliche Sitzungen mit den westlichen Geheimdienstoffizieren dauerten manchmal bis zu zehn Stunden. Um für den Tag vorzusorgen, an dem Aussprachen von Angesicht zu Angesicht nicht mehr so einfach sein würden, unterwies man ihn zusätzlich an einem Radioempfänger mit grosser Reichweite.

Während dieses zwangsläufig konzentrierten und überaus anstrengenden Einführungskurses in westliche Geheimdienstverfahren bewahrte Penkowskij in erstaunlichem Masse Ruhe und Kaltblütigkeit. Nur wenig Menschen besitzen die Gabe, erfolgreich ein Doppelleben zu führen. Penkowskij konnte es. Auch diesmal war er mit einer langen Einkaufsliste aus Moskau abgeflogen. Er hatte sich die Mühe gemacht, in sein Notizbuch neben den verschiedenen Aufträgen und Wünschen auch die Schuhgrösse einiger einflussreicher Sowjetdamen und -herren einzutragen und ihre Fussform aufzuzeichnen, um nach Möglichkeit passende Schuhe für sie mitzubringen. Westliche Schuhe waren in der Sowjetunion ein beliebter Geschenkartikel. Der Oberst kaufte ein, was sein offizielles Reisegeld ihm erlaubte. Es war für die Beteiligten gut, dass der sowjetische Zoll sein Gepäck kaum anrührte.

Daneben schaffte es Penkowskij, seine sowjetische Nachrichtendienstarbeit aufrechtzuerhalten, deren Ergebnisse durch Oberst Pawlow, den stellvertretenden örtlichen Residenten, auf dem Dienstweg an das GRU-Hauptquartier weitergereicht wurden. Man darf vermuten, dass ihm seine westlichen Kontaktleute einiges « Spielmaterial » zur Weiterleitung nach Moskau überliessen, das scheinbar wertvoll, in Wirklichkeit aber relativ harmlos war. Diese Informationen reichten aus, um sein Ansehen als hart arbeitender Agent weiter zu heben.

Ausserdem fuhr Penkowskij fort, seinen Ruf als eifriger Parteimann zu festigen. Eines Morgens besuchte er in aller Stille das Grab von Karl Marx auf dem Londoner Highgate-Friedhof und stellte fest, dass es völlig vernachlässigt war. Auf dem Parteiweg schickte er einen Protestbrief direkt an den Ersten Sekretär des Zentralkomitees in Moskau. Der Genosse Penkowskij unterrichtete darin den Genossen Chruschtschow davon, dass er « als treuer Marxist » eine derartige Vernachlässigung erschreckend finde, dass sie ein schlechtes Licht auf den Kommunismus, die Sowjetunion und ganz besonders auf die zuständige sowjetische Botschaft werfe, deren Aufgabe es sei, auf solche Dinge zu achten.

Moskau reagierte rasch auf diesen Brief, und Penkowskij wurde wegen seiner « sozialistischen Wachsamkeit » belobigt. Die Londoner Botschaft erhielt Anweisung, die Sache unverzüglich in Ordnung zu bringen. Prompt wurde das Grab hergerichtet und geschmückt.

Bei seinen beiden kurzen Besuchen in England hatte Penkowskij genug gesehen, um seine Bewunderung für den Westen und seinen Zorn über ein Regime bestätigt zu finden, das sein eigenes Volk in den Mauern einer einzigen riesigen Kaserne gefangenhält. «Ach, mein armes russisches Volk, mein armes russisches Volk», hatte er Wynne gegenüber geklagt, als er im April den ersten Blick in ein Londoner Kaufhaus warf. Es war nicht so sehr der Überfluss an sich, der ihn beeindruckte und ihn staunen liess, als vielmehr die Tatsache, dass – im Gegensatz zu den Verhältnissen in der Sowjetunion – offenbar alle Schichten des Volkes daran teilhatten.

Penkowskij war von London fasziniert. Er bummelte gerne durch die Stadt und beobachtete in aller Ruhe ihr imponierendes Leben und Treiben. Er kleidete sich gut, wobei er einen konservativen Stil bevorzugte. Obwohl er nur ein mässiger Trinker war, der sich im Allgemeinen mit einigen Glas Wein im Verlauf eines Abends begnügte, hielt er sich gerne in vergnügter Gesellschaft auf. Trotz seiner Pflichten nahm er sich in London die Zeit, an einigen Tanzstunden teilzunehmen, um in die Geheimnisse des Twists und Cha-Cha-Chas einzudringen.

Am 10. August kehrte er nach Moskau zurück, von seinen sowjetischen Vorgesetzten bereits im Voraus für den Verlauf seiner Mission gelobt. Im August bestätigte Oberst Pawlow die gute Arbeit Penkowskij in London. Noch mehr Grund zur Freude hatten allerdings die westlichen Geheimdienstleute. Der sowjetische Ankläger berichtete später: «Die ausländischen Nachrichtendienstoffiziere erteilten Penkowskij neue Aufträge, in denen der Schwerpunkt auf das Sammeln von Informationen aus dem Bereich der sowjetischen Streitkräfte, der Raketentruppen und der in der Deutschen Demokratischen Republik stationierten Verbände sowie auf die Vorbereitungen für den Abschluss eines Friedensvertrags mit der DDR gelegt war.»

Penkowskij hatte sich über die Voraussetzungen für die Erlangung sowohl der britischen wie der amerikanischen Staatsbürgerschaft unterrichtet. Man hatte ihm zugesichert, er werde eine verantwortungsvolle Arbeit in einer annehmbaren Stellung bekommen, falls er sich jemals entschliessen sollte, die Sowjetunion für immer zu verlassen. Zwei Jahre später fanden die sowjetischen Untersuchungsbeamten in seiner Wohnung zwei in London entstandene Fotografien, auf denen Penkowskij die Uniform und Rangabzeichen eines britischen beziehungsweise eines amerikanischen Obersten des Heeres trägt. Offenbar handelte es sich hier um die bewusste Übertragung der Treuepflicht von einem System auf das andere, und zwar durch einen Mann, der sich militärischer Tradition zutiefst verpflichtet fühlte. Penkowskij ging es nicht bloss darum, den Westen zu unterstützen; er wollte selbst ein Glied dieses Westens sein.

Verbindung mit Mrs. Chisholm

Am späten Nachmittag eines strahlenden Septembertages des Jahres 1961 spielten drei Kinder vergnügt in einem Sandkasten am Swetnoj-Boulevard in Moskau. Ihre Mutter sah ihnen von einer Bank aus zu. Ein gutgekleideter Russe, offensichtlich ein Spaziergänger, der es nicht sehr eilig hatte, blieb einen Augenblick bei den Kleinen stehen. Er lachte, sprach ein paar Worte mit ihnen und hielt dann einem der Kinder eine Schachtel mit Süßigkeiten hin. Das Kind nahm das Geschenk, und der freundlich lächelnde Fremde schlenderte gemächlich weiter. Wie es Kinder tun, brachte der kleine Junge die Süßigkeiten seiner Mutter.

Auf diese Weise übermittelte Oleg Penkowskij äusserst wichtiges Material an Mrs. Janet Anne Chisholm, die Frau eines Attachés der britischen Botschaft in Moskau. Er hatte die belichteten Filme in eine Packung Bonbons gesteckt.

Penkowskij hatte Mrs. Chisholm während seiner zweiten Londonreise kennengelernt und war von seinen westlichen Geheimdienstfreunden für diese Art der Materialübermittlung geschult worden. Einen Monat zuvor war Greville Wynne erneut in Moskau erschienen, um dort die französische Industrieausstellung zu besuchen. Penkowskij hatte ihn wie üblich im Hotel aufgesucht. In Wynnes Zimmer im Metropol hatte er dem Engländer Filme, mehrere Packen schriftlicher Informationen und ausserdem eine defekte Kleinstbildkamera übergeben. Wynne handigte ihm eine Ersatzkamera sowie die kleine Packung Bonbons aus und gab ihm genaue Anweisungen, wie er sich den Kindern nähern solle, um die Verbindung mit Mrs. Chisholm aufzunehmen. Die Packung war gerade gross genug für vier Filmrollen.

Der Kontakt mit Mrs. Chisholm war Penkowskij's erste Verbindung mit einer anderen Person als Wynne. In einer Stadt, in der Ausländer so sorgsam beobachtet werden wie in Moskau, war dieser neuartige Treff verständlich, von der Vorsicht, mit der er arrangiert wurde, gar nicht zu reden. Wynne allerdings konnte Penkowskij so oft treffen, wie er wollte, ohne dass er befürchten musste, Verdacht zu erregen. Penkowskij war nicht nur Wynnes offizieller Gesprächspartner auf Seiten des Komitees, sondern Wynne selbst stellte auch ein vielversprechendes Objekt für die GRU dar, die eifrig darauf aus war, einen britischen Geschäftsmann als Agenten zu gewinnen. Was seine Vorgesetzten im Geheimdienst betraf, so erweckte Penkowskij ihnen gegenüber den Anschein, als bearbeite er Wynne bereits. Als er Wynne im August traf, erzählte er ihm, dass er demnächst nach Frankreich reisen werde, um dort als Leiter einer sowjetischen Handelsdelegation die sowjetische Industrieausstellung in Paris zu besuchen.

Als Penkowskij am 20. September 1961 auf dem Flughafen Le Bourget bei Paris eintraf, erwartete ihn dort Wynne und fuhr mit ihm zum Hotel. Da er den genauen Ankunftstag nicht kannte, war Wynne zwei Wochen lang täglich zum Flughafen gefahren und hatte jedes Flugzeug aus Moskau abgepasst. Vom Standpunkt der westlichen Nachrichtendienste betrachtet, zahlte sich seine Geduld aus. Penkowskij brachte mindestens 15 Rollen belichteter Filme mit: Aufnahmen von allen möglichen Dokumenten und geheimen Vorgängen, von Raketenentwürfen, streng geheimen militärischen Denkschriften und anderen Schriftstücken wissenschaftlichen und technischen Inhalts.

Drei Tage nach Penkowskij's Ankunft fuhr ihn Wynne zu einer Seine-Brücke, wo er mit einem der Nachrichtendienstoffiziere zusammentraf, die er schon aus London kannte. Mit den vier Nachrichtendienstoffizieren hatte Penkowskij während des folgenden Monats häufig Zusammenkünfte, wenn er nicht gerade bei einer Besprechung in der sowjetischen Botschaft war oder sich auf der Industrieausstellung aufhielt, die den Vorwand für seine Reise geliefert hatte.

Penkowskij arbeitete während dieses dritten Aufenthalts im Westen angestrengt mit seinen Nachrichtendienst-Kontaktleuten. Er erläuterte ihnen nicht nur ausführlich seine Informationen, sondern besprach mit ihnen auch die Grundlagen für ein Verbindungssystem in Moskau, über das er später mit einem Minimum an Risiko Informationen liefern und Instruktionen erhalten könne. Er gab auch Erläuterungen über einige Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft in Paris ab, für die sich die Geheimdienstoffiziere interessierten, identifizierte diese Personen auf Fotos, teilte von ihnen kurze Lebensläufe mit und zeigte den Offizieren auf einem Grundriss der Botschaft die Arbeitsplätze dieser Personen. Ausserdem identifizierte er für die Offiziere anhand von Fotografien verschiedene andere Sowjetbürger, die dem Nachrichtendienst interessant erschienen. Penkowskij bekam den Auftrag, weiterhin Geheimmaterial zu fotografieren; acht bis zehn tote Briefkästen für die Verbindung mit den Geheimdiensten in Moskau ausfindig zu machen und ihre Lage genau zu beschreiben; neue Freundschaften mit Offizieren und Mitarbeitern des staatlichen Komitees für die Koordinierung wissenschaftlicher Forschung zu schliessen; die Möglichkeiten zu erkunden, von diesen Freunden Spionagematerial zu bekommen; und schliesslich, unter Ausnutzung seiner Bekanntschaft mit Angehörigen der Raketenstreitkräfte, Informationen über neue Waffen zu sammeln. Ferner lernte Penkowskij in Paris den Umgang mit Funkgeräten, die ihm die Geheimdienstoffiziere über Wynne oder Janet Anne Chisholm nach Moskau zu schicken versprochen.

Nachdem er von den ausländischen Nachrichtendiensten in Paris 30 Film-

rollen sowie präpariertes Papier für die Übermittlung geheimer Berichte erhalten hatte, kehrte Penkowskij am 16. Oktober 1961 nach Moskau zurück.

Die meisten Sowjetbürger, über die Penkowskij mit den westlichen Nachrichtendienstoffizieren gesprochen hatte, waren Angehörige der GRU oder des KGB. Es liegt auf der Hand, dass Penkowskij Einzelheiten über das weitverzweigte Netz der Spionagearbeit mitteilte, das von der sowjetischen Botschaft in Paris unterhalten wurde. Er liess also ein grosses Teilstück des sowjetischen Spionagenetzes auffliegen.

Während seines Aufenthaltes in Paris bewies Penkowskij seine gewohnte Energie. Er verband wiederum eine Vielfalt verschiedener Aufgaben und Interessen miteinander und erledigte alles mit grösstem Eifer. Dies ist wahrscheinlich einer der Gründe, warum seine sowjetischen Vorgesetzten erst so spät Verdacht schöpften. In Paris wie in London erwies er sich als wissbegieriger Tourist. Die Gemälde im Louvre und die extravaganten Revuen im Lido waren für ihn gleichermassen interessant. Den Westen erlebte er noch als etwas Neues, merkwürdig Fremdes.

Greville Wynne und Penkowskij waren inzwischen Freunde geworden. Wynne schildert in seinen Memoiren seine persönlichen Eindrücke von seinem «Geschäftspartner». «Während des Tages hielt sich Penkowskij meist in der Ausstellung auf oder nahm an einem der verschiedenen offiziellen Essen teil. Aber wann immer er sich freimachen konnte, wartete ich im Wagen an einem vereinbarten Treffpunkt auf ihn, und man weiss ja, dass man sich in Paris leicht verlieren kann. Wir besuchten die üblichen Touristenattraktionen und amüsierten uns prächtig. All das machte ihm offenbar sehr viel Spass. Dennoch, sagte er, ziehe er England vor.»

Soldat und Idealist

Aber Penkowskij war alles andere als nur die russische Variante des üblichen Paris-Touristen. Am liebsten schlenderte er, wie schon in London, einfach durch die Strassen, betrachtete die Schaufenster und sah den Leuten zu. Der Unterschied zwischen dieser freien Gesellschaft und seiner eigenen zu Hause wurde ihm selbst in den nebensächlichsten Dingen bewusst.

Noch fester als zuvor war er davon überzeugt, dass der Kurs, den er eingeschlagen hatte, der richtige war. Die einzige Frage, die er sich immer wieder stellte, war: Sollte er jetzt den Absprung wagen? Er war sich des Risikos bewusst, das er mit einer Rückkehr nach Moskau einging. Und die Nachrichtendienstoffiziere, mit denen er in Verbindung stand, waren, wie Wynne später bezeugte, durchaus damit einverstanden, dass er im Westen blieb. Die Infor-

mationen, die er bereits geliefert hatte, waren so bedeutend und umfassend, dass sie sich Sorgen um seine weitere persönliche Sicherheit machten. Vier Tage lang führte der Mann, der da durch die Strassen von Paris bummelte, einen heftigen inneren Kampf. Er hatte zu Hause eine Familie – eine Frau, die ein Kind erwartete, eine Mutter und eine Tochter. Konnte er sie für immer aus seinem Leben streichen? Sosehr er das Regime hasste: Seine Familie im Stich zu lassen wäre allzu schmerzlich gewesen.

Andererseits war er fasziniert von der strahlenden westlichen Welt mit ihren hellen Lichtern, den überquellenden Geschäften und – nicht zu vergessen – den Mädchen. Penkowskij, der alles andere war als ein Puritaner, hatte während seines Aufenthalts einige charmante Bekanntschaften gemacht. Alles war dazu angetan, ihn zum Bleiben zu bewegen.

Er wäre in der Tat beinahe geblieben. Der Start seiner Maschine hatte sich wegen Nebels verzögert, und dieses Omen entging ihm nicht. Noch bei der Passkontrolle schwankte er, aber in letzter Sekunde entschloss er sich, sagte Wynne Lebewohl und ging zurück in eine Welt, aus der er im Geist längst emigriert war. Er hatte eine Aufgabe in Moskau. Immer wieder hatte er dies Wynne gegenüber wiederholt, als er laut das Für und Wider einer Rückkehr erwog. Er fühlte sich als ein Soldat des neuen Bündnisses, dem er sich verpflichtet hatte.

Nach seiner Rückkehr vermerkte er in seinen Niederschriften: «Ich muss für ein weiteres Jahr oder auch für zwei weitere Jahre im Generalstab der UdSSR bleiben, um all diese schurkischen Pläne und Komplote unseres gemeinsamen Feindes aufzudecken. Ich betrachte das als soldatische Pflicht. Mein Platz ist in diesen wirren Zeiten an der Front. Ich muss an dieser Front bleiben, um ihr Auge und ihr Ohr zu sein, und meine Möglichkeiten dazu sind gross. Gebe Gott, dass meine bescheidenen Anstrengungen uns im Kampf für die hohen Ideale der Menschheit nützlich sein mögen.» Ein Verbleiben in Paris wäre eine allzu einfache Lösung gewesen, solange in Moskau noch jenes Regime existierte, dem er den Kampf angesagt hatte.

Treffs in Moskau

Da Penkowskij selbst Berufsoffizier des Geheimdienstes war, brauchte er sich in dieser Hinsicht nicht viel erklären zu lassen. Bereits bei seinen allerersten Unterhaltungen mit den britischen und amerikanischen «Kollegen» hatte er sich bemüht, genaue Orts- und Zahlenangaben zu machen. Im Herbst jedoch, in Paris, hatte er bis ins Einzelne die Technik durchdacht, mit der er künftig seine Informationen übermitteln wollte. Besser als jeder andere kannte er die

sowjetischen Überwachungsmethoden. Er wusste, welche Folgen eine einzige unbedachte Handlung haben konnte und welche Bedeutung die sowjetische Abwehr dem geringsten Vorfall und jeder Begegnung beimisst, die ihr ausserhalb des üblichen Rahmens zu liegen scheinen. Dementsprechend übermittelte er seine Informationen an den Westen auf dreierlei Weise: erstens bei unverdächtigen «zufälligen» Begegnungen, die von den Partnern freilich aufs Sorgfältigste vorbereitet waren; zweitens bei Zusammenkünften in den Wohnungen oder Dienststellen von Engländern und Amerikanern, die zu besuchen zu seinen dienstlichen Gewohnheiten gehörte; drittens unter Einschaltung der zwar sicheren, aber etwas umständlichen Einrichtung des toten Briefkastens – eines unauffälligen Verstecks, in dem das betreffende Material hinterlegt wird. Jeder Kontakt, gleich, welcher Art, war in allen Einzelheiten abgesprochen.

Am 21. Oktober, zwei Wochen nach seiner Rückkehr aus Paris, hatte Penkowskij den ersten Treff mit einem seiner Kontaktleute. Um 9 Uhr abends schlenderte er, eine Zigarette im Mund, in Moskau das Sadownitscheskaja-Ufer in der Nähe des Hotels Baltschug entlang.

In seiner Hand hielt er ein in weisses Papier eingeschlagenes Päckchen. Ein Mann mit offenem Mantel, ebenfalls eine Zigarette im Mund, trat auf ihn zu. «Mr. Alex», sagte er, «ich komme von Ihren beiden Freunden, die Sie aufs Herzlichste grüssen lassen.» Das Päckchen glitt in eine andere Hand, und wieder war eine neue Sendung von Dokumenten und Aufzeichnungen, die sich auf militärische Vorbereitungen der Sowjets bezogen, auf dem Weg in den Westen.

Unter Beobachtung

Alex – das war Penkowskij s Tamname – fuhr kaltblütig fort, Informationen zu sammeln und weiterzugeben, ohne seine tägliche Routinearbeit zu vernachlässigen. Mehr noch als bisher pflegte er die Verbindungen zu seinen Freunden im Heer. Er liess sich in seinen Stammlokalen sehen, aber er zeigte sich nicht häufiger, als man es von ihm gewohnt war. Aufgrund seiner Tätigkeit im Komitee wusste er immer interessante Dinge zu erzählen, und man hörte ihm gerne zu. Er strahlte Vertrauen aus.

Mitte November machte er zusammen mit seiner Frau einen Monat Urlaub. Sie fuhren zunächst in den stillen Kurort Kislowodsk im Kaukasus, wo die meisten Sowjetminister hübsche Ferienhäuser besitzen. Dann reisten sie in das Seebad Sotschi am Schwarzen Meer. Hier verbrachten sie aufwendige Ferien, bevor sie am 18. Dezember wieder nach Moskau zurückkehrten.

In den letzten Dezemberwochen und im Januar kam Penkowskij erneut mit westlichen Kontaktpersonen zusammen, diesmal wieder mit Mrs. Chisholm, derselben Dame, der er auf dem Swetnoj-Boulevard die Bonbons hatte zukommen lassen. Bei einer dieser Zusammenkünfte hatte er das Gefühl, überwacht zu werden. Am 5. Januar bemerkte er, nachdem er soeben Mrs. Chisholm bei einer genau vorbereiteten «zufälligen» Begegnung mehrere Filme ausgehändigt hatte, zwei Beobachter im Hintergrund. Ein kleiner Wagen war unter Missachtung der Verkehrsvorschriften in die Gasse eingebogen, hatte dort, während seine beiden Insassen die Szene verfolgten, gewendet und war schliesslich in Richtung Arbat-Platz davongefahren.

Am 12. Januar, dem Tag des nächsten Treffs, ereignete sich nichts. Aber in der Woche danach tauchte der gleiche Wagen wieder auf, eine kleine, braune Limousine mit einem Mann im schwarzen Mantel am Steuer. Das musste jeden alarmieren. Penkowskij schrieb an eine vereinbarte Londoner Adresse und bat darum, keine weiteren Treffs mit Mrs. Chisholm mehr zu verabreden.

Von da an verliess sich Penkowskij nur mehr auf die beiden verbleibenden Verbindungsmöglichkeiten: Er übergab sein Material entweder in den Wohnungen westlicher Bekannter, in die er im Rahmen seiner offiziellen Tätigkeit eingeladen war, oder vertraute es der Anonymität toter Briefkästen an.

Während des Frühjahrs 1962 hatte Penkowskij mit einer ganzen Sammlung solcher unauffälliger Verstecke zu operieren. Briefkasten Nummer 1 befand sich im Eingang des Hauses Nummer 5/6 in der Puschkin-Strasse. Wenn man den Eingang betrat, sah man rechts einen dunkelgrün gestrichenen Heizkörper, der mit eisernen Halterungen an der Wand befestigt war. Der Abstand zwischen dem Heizkörper und der Wand betrug etwa sieben Zentimeter. Das zu übermittelnde Geheimmaterial wurde in eine Streichholzschachtel gesteckt, die ihrerseits in dünnes blaues Papier gepackt, mit Cellophanstreifen und Draht umwickelt und schliesslich an einer der Halterungen hinter dem Heizkörper aufgehängt wurde.

Wenn Penkowskij in diesem Briefkasten etwas hinterlassen wollte, so hatte er einen schwarzen Punkt am Latemenpfahl Nummer 35 am Kutusow-Prospekt anzubringen. Er füllte dann den Briefkasten und rief nacheinander die Telefonanschlüsse G 3-26-87 und G 3-26-94 an, wobei er es jeweils so oft klingeln liess, wie verabredet war. Wenn sich jemand vorher meldete, hängte er auf. Aber die Partner wussten, dass sie etwas erwarten konnten.

Am 4. Juli 1962 folgte Penkowskij einer Einladung der amerikanischen Botschaft in Moskau zu einem offiziellen Empfang anlässlich des amerikani-

schen Unabhängigkeitstages. Dort nahm er offenbar Fühlung mit jenem amerikanischen Geheimdienstoffizier auf, dem er später die detaillierten Pläne neuer sowjetischer Raketenkonstruktionen zukommen liess. Zwei Tage zuvor war Greville Wynne wieder in Moskau eingetroffen. Penkowskij erwartete ihn mit einem geliehenen Wagen am Flughafen und fuhr ihn zum Hotel Ukraina. Er war nervös. Wynne äusserte später, er habe Penkowskij niemals so erregt gesehen. «Ich stehe unter Beobachtung», gestand Penkowskij ihm.

Wynne übergab ihm einiges Material und ein Schreiben, das Penkowskij's Stimmung sichtlich verbesserte. Die westlichen Geheimdienstoffiziere hatten offenbar einen Pass für ihn beschafft, der auf einen anderen Namen lautete und dessen er sich innerhalb der Sowjetunion bedienen konnte, falls seine Überwachung ein gefährliches Ausmass annehmen sollte. Penkowskij liess sich die verschiedensten Fluchtmöglichkeiten durch den Kopf gehen. Bei einem seiner Auslandsaufenthalte hatte er mit seinen westlichen Gesprächspartnern einmal den Gedanken erörtert, Moskau den Rücken zu kehren und sich an der Ostseeküste von einem U-Boot an Bord nehmen zu lassen.

Während dieser Zeit lieferte er eine Information nach der anderen. Wie ein Besessener war er am Werk. Er wusste, wie gefährlich seine Arbeit war, aber gleichzeitig hielt er es für dringend notwendig, diese Informationen dem Westen zukommen zu lassen. Die militärischen Vorbereitungen der Sowjets, die dann während der Raketenkrise auf Kuba ihren Höhepunkt erreichten, waren bereits im Gange. So sah er sich in der uralten Klemme des Spions, der allzu erfolgreich gewesen ist. Ein weniger kühner Charakter hätte seine Tätigkeit entscheidend eingeschränkt, aber das war nicht Penkowskij's Art. Doch je mehr Material er lieferte, umso mehr beunruhigte ihn seine Lage. Er hatte sich die Gefahren, die seiner Familie drohten, niemals in vollem Umfang vor Augen geführt. Jetzt tat er es. Und nun, da er einen geschickt gefälschten Inlandspass in Händen hielt, der ihm ein Entkommen erlaubte, sann er auf eine Möglichkeit, auch seine Familie ausser Landes zu bringen.

Er war sicher, dass ihm das KGB bereits auf der Spur war. Bereits im Januar hatte er geschrieben: «Offensichtlich haben die Nachbarn (KGB) die Information, mein Vater sei nicht tot, sondern lebe irgendwo im Ausland. Diese Vermutung tauchte Ende 1961 auf. Sofortige Nachforschungen an der Stelle, an der mein Vater beerdigt wurde, erbrachten nichts – das Grab wurde nicht gefunden. Es fand sich auch keine Urkunde über den Tod meines Vaters. Meine Dienststelle schenkte der Sache jedoch keine besondere Beachtung. Dort ist man vom Tod meines Vaters überzeugt.»

Observation

Kein Land wird tatenlos zusehen, wenn gegnerische Geheimdienste nach Mitteln und Wegen suchen, um militärische, politische und technische Geheimnisse auszuspionieren. Sobald der Verdacht besteht, dass zum Beispiel ein Mitarbeiter einer öffentlichen Behörde, der Zugang zu geheimen Dokumenten hat, diese Unterlagen einem fremden Geheimdienst in die Hände spielt, werden die Dienststellen der Spionageabwehr tätig.

Wie in einem Strafverfahren kann man einen Verdächtigen nur dann überführen, wenn man eindeutige Beweise

in der Hand hat. Da sich die Spionage im verborgenen abspielt, können auch die Beweismittel nicht offen beschafft werden. Eine Kamera, getarnt, mit einem Teleobjektiv oder mit einem Restlichtverstärker ausgerüstet, eignet sich hervorragend dazu.

In den Archiven der Geheimdienste findet man unzählige Aufnahmen, die Agenten bei konspirativen Treffs zeigen.

Eine moderne und handliche Spionagekamera, mit der man verdächtige Personen auch noch aus 700 bis 1'000 Meter Entfernung so fotografieren kann, dass man sie erkennt.



Fotos des amerikanischen Bundeskriminalamtes: Ein russischer V-Mann wartet auf seinen amerikanischen Kontaktmann.



Nur wenige Meter voneinander entfernt, bleiben der Russe (links) und der Amerikaner (rechts) stehen und mustern sich.



Folgende Szenen hegen bereits einige Jahre zurück. In den Grünanlagen eines Kölner Stadtteils traf sich ein sowjetischer Agent (mit Hut) mit seinem deutschen Kontaktmann (Abbildung links). Das obere Foto zeigt einen sowjetischen Agenten, der einen toten Briefkasten in einer Weide leert.



Um mögliche Beobachter irrezuführen, geht der Amerikaner an dem wartenden Russen vorbei, ohne ihn zu beachten.



Auf frischer Tat ertappt: Das Foto liefert den Beweis, dass die Männer ein konspiratives Tieffern verabredet hatten.

Im Frühjahr hatte das Interesse, das man den Nachforschungen über seine Person entgegenbrachte, offenbar so weit zugenommen, dass die Vorbereitungen für weitere Auslandsreisen Penkowskij's blockiert wurden. Monatelang hatte er damit gerechnet, im April mit einer Wanderausstellung sowjetischer Bücher in die Vereinigten Staaten zu fahren. Die Entscheidung liess jedoch auf sich warten.

Die entsprechende Stelle in seinen Aufzeichnungen verrät seine Erregung: «Wenn alles glattgeht, werde ich am 19. April zu einer Reise in die Vereinigten Staaten aufbrechen. Aber zur Zeit stehen die Dinge schlecht. Man sucht noch immer nach dem Grab meines Vaters. Es wurde bisher nicht gefunden – man vermutet also, dass mein Vater noch am Leben ist, und hält es deshalb nicht für angebracht, mich in Zukunft noch mit Aufträgen ins Ausland zu schicken. Meine Dienststelle sieht diese Befürchtungen als gegenstandslos an und nimmt mich gegen den Argwohn der Nachbarn in Schutz. Jedenfalls muss sich nun alles bald entscheiden.»

Die Botschaften, die Wynne aus dem Westen mitgebracht hatte, erleichterten ihn zwar in gewisser Hinsicht, gleichzeitig aber war es gerade das neuerliche Zusammensein mit Wynne, das ihn beunruhigte. Wynne war damit, dass er überhaupt wieder nach Moskau gereist war, ein gewaltiges Risiko eingegangen. Er machte sich darüber auch gar keine Illusionen, doch fragte sich Penkowskij zweifelnd, ob Wynne jenes Mindestmass an Vorsicht hatte walten lassen, das bei diesem Stand ihrer Beziehungen notwendig war. Wynne war aber ein sehr umsichtiger Mann. So entsprang Penkowskij's Besorgnis wahrscheinlich in erster Linie seiner eigenen Nervosität.

Das letzte Zusammentreffen mit Wynne

Am 5. Juli hatte er im Restaurant Peking eine letzte Zusammenkunft mit Wynne. Bei dieser Gelegenheit liess sich nicht mehr übersehen, dass sie unter strenger Überwachung standen.

Penkowskij schrieb: «Bis zu seiner letzten Moskaureise verlief alles normal. Es gab keine Fragen, und die Botschaft genehmigte sein Visum. Auch die ersten Tage seiner Tätigkeit hier in Moskau vergingen ohne Besonderheiten, doch am Tag vor seiner Abreise erzählte mir Lewin, dass seine Leute (KGB) daran interessiert seien zu erfahren, welche Ziele Wynnes Besuch verfolgte. Ich sagte ihm, dass Wynne ausser dem Komitee auch den Rat für Handelsfragen oder das Ministerium für Aussenhandel aufsuchen musste, um bestimmte Fragen, die im Zusammenhang mit der Organisation der Wanderausstellung aufgetaucht waren, zu besprechen. Lewin meinte, das wisse er alles; aber aus irgendeinem Grund hätten sie nun Interesse an Wynne bekommen.

Ich erfuhr dies alles am Nachmittag – nachdem ich Wynne den zweiten Schub Material übergeben hatte. Für 21 Uhr des gleichen Tages hatte ich mich zu einem Abschiedsessen mit ihm verabredet. Ich hatte offiziell mit Wynne zu tun, und die Sicherheitsorgane (KGB) waren darüber unterrichtet – es war also nicht anzunehmen, dass die Nachbarn uns überwachten. Aber als ich mich dem Peking näherte, bemerkte ich, dass Wynne beschattet wurde. Ich beschloss, weiterzugehen, ohne ihn anzusprechen. Aber dann kam mir der Gedanke, er könnte vor seiner Abreise noch irgendwelches Material für mich haben. Ich entschied mich dafür, in das Restaurant zu gehen und vor aller Augen mit Wynne zu Abend zu essen. Beim Betreten der Vorhalle sah ich, dass Wynne umzingelt war. (Im Übrigen war die Überwachung ebenso auffällig wie albern.) Nachdem ich festgestellt hatte, dass kein Tisch mehr frei war, entschloss ich mich zu gehen, überzeugt, dass Wynne mir folgen werde. Ich wollte herausbekommen, ob er Material für mich hatte, ihm sagen, ich werde mich bei seiner Abreise am Flugplatz einfinden, und mich dann von ihm trennen. Nachdem ich etwa 100 bis 150 Meter gegangen war, betrat ich einen grossen Innenhof, in dem sich ein Garten befand. Wynne kam mir nach, und beide sahen wir sofort die zwei Beschatter, die uns folgten. Nachdem wir ein paar Worte miteinander gewechselt hatten, trennten wir uns.

Ich war sehr empört über diese Unverschämtheit und meldete am nächsten Tag, nachdem ich Wynne verabschiedet hatte, meinen Vorgesetzten, dass KGB-Leute mich daran gehindert hätten, mit einem Ausländer zu Abend zu essen, den wir schätzten, seit langer Zeit kannten, mit dem wir vertrauensvolle Beziehungen unterhielten und mit dem ich schon lange zusammenarbeitete. Ich sagte, unser Gast habe sich unangenehm berührt gefühlt, als er sah, mit welcher ‚Aufmerksamkeit‘ er hier behandelt wurde. Meine Vorgesetzten waren mit mir der Meinung, dass dies eine Schande sei, und auch Lewin (der KGB-Vertreter) zeigte sich empört. Lewin sagte, dass das Komitee und ich als dessen Repräsentant Wynne mit der notwendigen Aufmerksamkeit und Höflichkeit behandeln müssten und dass das KGB keine Ansprüche an ihn habe.»

Wynne selbst berichtet über den Vorfall in seinen Erinnerungen: «Ich kam etwas früher als verabredet zu dem Restaurant und ging auf dem Gehsteig auf und ab. Ich sah einige auffällige Gestalten herumstehen, aber sie schenken mir zu dem Zeitpunkt keine sonderliche Aufmerksamkeit. Nach etwa zehn Minuten tauchte Penkowskij auf, seine Aktentasche unter dem Arm. Ich ging über die Strasse hinüber auf ihn zu, aber anstatt mich zu begrüßen, griff er nur mit der Hand an seine Nase, schüttelte den Kopf und schritt geradewegs auf den Eingang zu.

Ich folgte ihm in das Hotel, in dem ein lebhaftes Kommen und Gehen war.

Er ging zum Eingang des Restaurants, blickte hinein, ging wieder weg und murmelte, als er an mir vorbeikam, etwas, was wie ‚Kommen Sie hinter mir her‘ klang. Ich schloss daraus, dass irgendetwas nicht in Ordnung sei, und folgte ihm.

Penkowskij trat auf die Strasse hinaus und ging ein paar hundert Meter bis zu einer Lücke in der Strassenfront, durch die man zu einer Gruppe von Holzhäusern kam. Als ich ihn einholte, rief er: ‚Grev, schnell!‘ Ich trat in die schmale Gasse, und er sagte: ‚Sehen Sie zu, dass Sie wegkommen. Ich treffe Sie morgen auf dem Flugplatz, aber jetzt werden Sie verfolgt. Gehen Sie!‘ Und er verschwand in der anderen Richtung.

Als ich wieder aus dem Gässchen herauskam, sah ich zwei Männer dort stehen. Und später, im Ljubjanka-Gefängnis, sah ich Fotografien. Sie hatten Kameras bei sich gehabt.»

Wynne hatte seinen Rückflug nach London für den nächsten Nachmittag gebucht. Er beschloss nun, so rasch wie möglich aus seinem Hotel auszuziehen und zum Flugplatz zu fahren, bevor das KGB eine Entscheidung über seine Festnahme gefällt haben konnte. Bereits um 5.30 Uhr am nächsten Morgen war er auf dem Flughafen Scheremetjewo.

Dort unternahm Wynne zunächst keinen Versuch, seine Flugkarte umzutauschen. Er setzte sich auf eine abseits stehende Bank und wartete auf Penkowskij. Dabei gab er sich so unauffällig wie nur möglich.

45 Minuten später, nachdem zwei Taxis vor dem Eingang des Flughafengebäudes vorgefahren waren, sah Wynne, wie sich ein Privatwagen dem Aussektor des Flughafens näherte und dann ausserhalb der Umzäunung parkte. Penkowskij stieg rasch aus und schritt auf das Flughafengebäude zu. Zuerst ging er an Wynne vorbei, um – wie es seine Gewohnheit war – zu prüfen, ob eine Überwachung stattfand. Dann drehte er sich um und setzte sich neben Wynne. Er beschwor den Engländer, sofort abzureisen.

Aufgrund des Ansehens, das er bei den Zollbeamten und den Flughafenangestellten besass, tauschte Penkowskij selbst den Flugschein für Wynne um, schleuste ihn rasch durch den Zoll und buchte für ihn den ersten verfügbaren Flug nach dem Westen. Es war eine SAS-Maschine, die um 9 Uhr nach Kopenhagen starten sollte. Zwar konnte Penkowskij die Flugplatzwachen erfolgreich einschüchtern und damit für den Augenblick einen Erfolg erringen, doch lag es auf der Hand, dass ihm diese überstürzt in die Wege geleitete Abreise auf lange Sicht die letzten noch verbliebenen Chancen nahm, den Verdacht des Regimes zu zerstreuen oder wenigstens eine geheimdienstliche Zusammenarbeit mit Wynne zu leugnen. Es war ein Akt der Selbstaufopferung, und Wynne vergass ihm das nie.

Anstatt kurzzutreten, verdoppelte Penkowskij in den folgenden zwei Monaten seine nachrichtendienstliche Aktivität. Vielleicht wusste er, dass das

Spiel zu Ende ging. Wahrscheinlicher aber ist, dass er durch die Bedeutung dessen, was er zu übermitteln hatte, getrieben wurde. In seinen Niederschriften kam er immer wieder auf seine Besorgnis über Chruschtschows nukleare Vorbereitungen zurück.

Verhaftung und Entführung

Nach sowjetischen Angaben wurde Oleg Penkowskij am 22. Oktober vom KGB verhaftet. Am 2. November entführte das KGB Greville Wynne aus Budapest, wo sich der Engländer gerade aufhielt, um eine industrielle Wanderausstellung durch Osteuropa zu organisieren. Er wurde nach Moskau gebracht. Das nächstemal sah er Penkowskij durch ein Guckloch im Ljubjanka-Gefängnis.

Was hat Wynne und Penkowskij ans Messer geliefert? Bereits Anfang 1962 hatte Penkowskij Anzeichen für eine Überwachung entdeckt, aber die Neugier des KGB war kaum etwas Aussergewöhnliches im Leben der meisten als vertrauenswürdig geltenden sowjetischen Offiziellen. Obwohl Penkowskij's «zu-



Im Moskauer Ljubjanka-Gefängnis warteten Oleg Penkowskij und Greville Wynne 1962 auf ihren Prozess.

fällige» Begegnungen mit Mrs. Chisholm, nachträglich gesehen, verdächtig erscheinen mussten, so wich doch keiner von Penkowskij's Kontakten mit Ausländern von der Linie seiner normalen und gewohnten Dienstobliegenheiten im Komitee und in der GRU ab.

Im Sommer häuften sich dann die Anzeichen einer Überwachung. Aber selbst da noch war Wynne überzeugt, dass das KGB im schlimmsten Fall vermutete, er und Penkowskij könnten in Schwarzmarktgeschäfte verwickelt sein.

Ein vorsichtiger Mann wäre bereits beim ersten Anzeichen einer ständigen Beschattung in Deckung gegangen. Im Juli schon hätte Penkowskij beispielsweise London davon informieren können, dass er die Verbindung abbreche. Er hätte seine Kontakte mit dem Westen für einige Monate lockern und vor allem die belastende Spionageausrüstung in der Geheimschublade seines Schreibtisches vernichten können.

Penkowskij war ein vorsichtiger Mann durch Schulung, aber nicht von Natur aus. Wie die griechischen Dramatiker lehren, wird der Mensch zum Opfer seiner eigenen Hybris, und Oleg Penkowskij bildete keine Ausnahme von der Regel. Das Opfer der Hybris, das in seiner Vermessenheit erschüttert wurde, kann genesen und in Demut und Weisheit zu neuer Grösse gelangen. Ein Spion jedoch kann nur einen Fehler machen. Er bekommt keine zweite Chance mehr.

Die gleiche Selbstsicherheit, der Penkowskij seinen Erfolg verdankte, führte ihn zweifellos auch ins Verderben. Iwan Bersin, der im Jahr 1934 die GRU leitete, hat einmal folgende klassische Feststellung über sein Handwerk getroffen: «Bei unserer Arbeit müssen Unternehmungslust, Verwegenheit, Wagnis und grosse Kühnheit mit ebenso grosser Klugheit gepaart sein. Das ist Dialektik!» Penkowskij verlor niemals seine Kühnheit und seinen Wagemut. Er opferte dafür seine Klugheit.

Als Penkowskij im Januar 1962 zu der Überzeugung kommen musste, dass er mindestens in einem Fall bei der Zusammenkunft mit einer seiner Kontaktpersonen beschattet worden sei, sagte er sofort alle weiteren Treffs ab und stellte seine Tätigkeit auf die Benutzung toter Briefkästen um. Er fuhr fort, Dokumente weiterzugeben und seine Beobachtungen niederzuschreiben. Seine Freunde und Vorgesetzten im Komitee vertrauten ihm nach wie vor.

Auch in den Arbeitsräumen der GRU am Arbat-Platz fühlte er sich immer noch sicher. Er wusste, dass Gefahr, wenn überhaupt, nur vom KGB drohen konnte, das vermutlich bereits mit seiner Personalakte beschäftigt war, seit es auf die Zugehörigkeit seines Vaters zur Weissen Armee gestossen war. Wie die Niederschriften zeigen, war sich Penkowskij dieser Gefahr durchaus bewusst.

Wie kam man Penkowskij auf die Spur?

Rückblickend ist es nicht schwer zu erklären, wie das KGB im Fall Penkowskij gearbeitet haben kann. KGB-Agenten im Ausland und auch in Moskau sind gehalten, jeden Kontakt eines sowjetischen Offiziellen mit Ausländern zu melden. Im Frühjahr 1962 müssen Penkowskij's häufige Zusammenkünfte mit Wynne und anderen Ausländern viele derartige Routineeintragungen in seiner KGB-Akte zur Folge gehabt haben. Obwohl sie mit der Art seiner offiziellen Stellung erklärt werden konnten, war vielleicht schon die Häufung der Vermerke Anlass genug, ein wenigstens schwaches Fragezeichen danebenzusetzen.

Die Menge der Mitbringsel und Geschenke, die Penkowskij aus dem Westen heimbrachte, muss gleichfalls den Verdacht des KGB in Moskau geweckt haben – obgleich die meisten dieser Dinge für seine Vorgesetzten und Mitarbeiter bestimmt waren. Diese Geschenke hatten offensichtlich mehr gekostet, als Penkowskij nach der Höhe seiner Einkünfte und Reisespesen für sie ausgegeben haben konnte. Das mag zu einem weiteren Fragezeichen in seiner Akte geführt haben – kein ausreichender Beweis, um bereits irgendwelche konkreten Schritte zu unternehmen, aber doch genug, um den Verdacht ein wenig zu verstärken, wenn auch nur den Verdacht auf Schwarzmarktbetätigung.

Noch ein anderer wichtiger Umstand ist zu nennen. Während des Frühjahrs und Sommers 1962, als die Spannung zwischen der Sowjetunion und dem Westen zunahm, verstärkte das KGB die Überwachung der Ausländer. Deshalb mögen selbst die gelegentlichen Kontakte, die Penkowskij in Moskau mit britischen und amerikanischen Attachés pflegte, sorgfältiger verzeichnet worden sein, als das bis dahin der Fall war.

Penkowskij hatte keine Bedenken, sich weiterhin mit Wynne zu treffen, weil er wusste, dass dieser kein Geheimdienstoffizier war, sondern ein Geschäftsmann. Das KGB jedoch betrachtete Wynne offensichtlich als ein verdächtiges Individuum, wenn auch vielleicht nur wegen seiner häufigen Reisen nach Moskau – übrigens ungeachtet der Tatsache, dass die GRU in dem Briten schon einen möglichen künftigen Mitarbeiter sah.

Penkowskij setzte seine Besuche in den Bibliotheken des Verteidigungsministeriums fort, wo er vertrauliche und geheime Abhandlungen der verschiedensten Sachgebiete las, die ganz offensichtlich nichts mit seinem unmittelbaren Wirkungskreis zu tun hatten. Angesichts der Masse an Informationen, die er übermittelte, liegt die Vermutung nahe, dass ihn dabei irgendjemand beobachtet hat, woraufhin ein weiterer kleiner Vermerk in Penkowskij's Akte erschien.

Schon beim leisesten Verdacht neigt das KGB dazu, eine geheime Durch-

suchung der Wohnung des Verdächtigen vorzunehmen. Irgend jemand wird Penkowskij s Schreibtisch einer sorgfältigen Inspektion unterzogen haben. Und als die Geheimschublade einmal entdeckt war, war das Mass voll. Wann das jedoch geschehen ist, weiss man nicht.

Es ist bekannt, dass Penkowskij s Zusammenkunft mit Wynne im Juli auf Band aufgenommen und fotografiert wurde. Wynne stellt in seinen Erinnerungen an die Gerichtsverhandlung fest: «Sie holten ein Tonband hervor, und da hörte ich auf einmal Penkowskij s Stimme und auch meine. Das reichte. Es gab keinen Zweifel mehr, dass sie unsere Unterhaltungen belauscht hatten ... In dem Gespräch auf dem Tonband konnte man hören, wie ich sagte: ‚Es geht Ihnen hoffentlich gut, Alex‘ und ‚Ich habe einen Brief von denen für Sie‘, sowie schliesslich Penkowskij s Stimme: Ja, dieses Schreiben ist wirklich sehr erfreulich.’

Entweder war – wie es in Moskau der Brauch ist – Wynnes Hotelzimmer mit Mikrofonen versehen, und die aufgenommenen Gespräche lösten eine Haussuchung bei Penkowskij aus – oder aber Penkowskij s Wohnung war durchsucht worden, was dann zur Überwachung von Wynnes Zimmer durch das KGB führte. Jedenfalls machte sich schliesslich irgendjemand im KGB einen Reim darauf.

Wann dieser Augenblick der Erleuchtung für das KGB kam, weiss man nicht. Vermutlich noch nicht im Juli 1962. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Penkowskij noch Ende August Informationen an den Westen geliefert, jedenfalls noch zu der Zeit, aus der seine letzten Aufzeichnungen stammen. Und da ist es sehr zweifelhaft, dass man angesichts der wachsenden Spannungen um Kuba irgendjemandem in der Position Penkowskij s, wenn auch nur zu dem Zweck, seine Kontakteleute ausfindig zu machen, die Möglichkeit gegeben hätte, weiterhin Informationen zu übermitteln. Wahrscheinlich brauchte die Mühle der sowjetischen Bürokratie einfach Wochen, bis die Beweise gegen Penkowskij und Wynne zusammengetragen waren und den zuständigen Dienststellen vorgelegt werden konnten. Im Oktober 1962 war es dann soweit.

Der Prozess

Am 7. Mai 1963 begann in Moskau die Verhandlung des Obersten Gerichtshofes gegen Penkowskij und Greville Wynne. Der Prozess dauerte vier Tage. Beide Angeklagten bekannten sich schuldig, wenngleich Wynne einige Vorbehalte machte, und beide wirkten keineswegs reumütig. Während der Voruntersuchungen hatte Penkowskij den Vemehmungsbeamten des KGB gestanden, dass er nicht nur im Interesse des Westens, sondern vor allem im Interesse des russischen Volkes gehandelt habe.

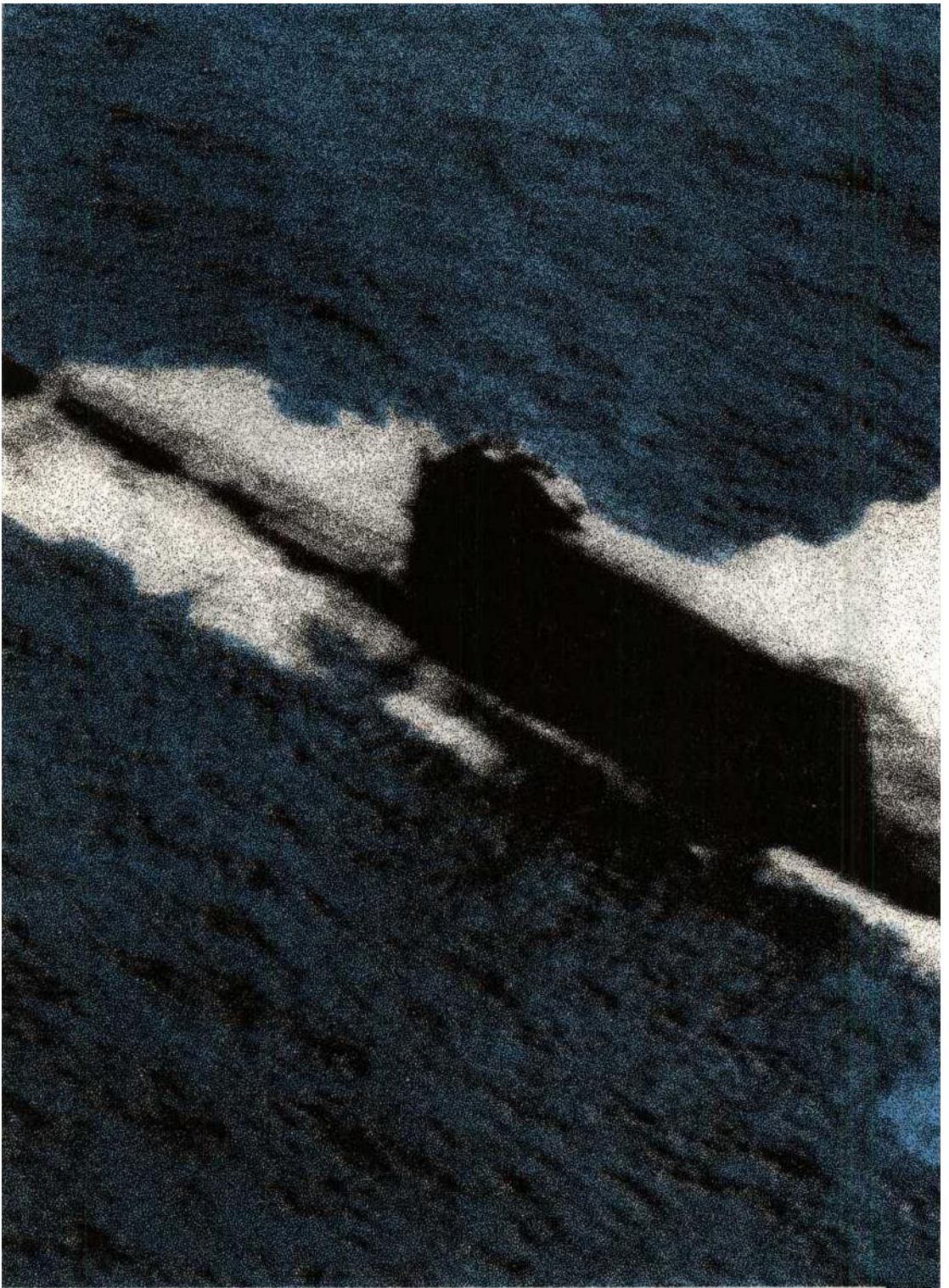


Greville Wynne (links hinten), der Mitangeklagte im Penkowskij-Prozess, im Mai 1963 auf der Anklagebank des Obersten Gerichtshofs in Moskau. Links vorn sein Verteidiger Nikolai Borowik. Daneben Penkowskij's Verteidiger Konstantin Apraxin.

Die Beweise gegen Penkowskij und – in geringerem Ausmass – gegen Wynne waren so gut wie unanfechtbar: die Geheimschublade in Penkowskij's privatem Schreibtisch, die belichteten Filmrollen, die zeigten, dass der Angeklagte militärische Dokumente aufgenommen hatte; ferner die Anweisungen der westlichen Geheimdienstoffiziere sowie ein gefälschter Pass, sechs Chiffriertafeln, drei Kleinstbildkameras, zwei Bogen präparierten Papiers zur Beschriftung mit geheimen Texten, verschiedene von den ausländischen Geheimdiensten stammende Instruktionsblätter und anderes.

Penkowskij wurde zum Tode verurteilt und erschossen. In einer Pressekonferenz teilte der Ankläger A. G. Gornyj mit, das Urteil sei am 16. Mai vollstreckt worden.

Greville Wynne kam mit einer achtjährigen Gefängnisstrafe davon. Bereits ein knappes Jahr später wurde er aber gegen den sowjetischen Spion Molody, alias Gordon Lonsdale, ausgetauscht. Er kehrte am 22. April 1964 nach England zurück.



Ein sowjetisches U-Boot der Golf-II-Klasse in Not

Das Boot vom Meeresgrund

Jost Herbig

Für die Arbeitsweise der modernen Geheimdienste, die über enorme Geldmittel verfügen und von allen Möglichkeiten der Technik Gebrauch machen, ist das Unternehmen, das unter dem Codenamen Jennifer lief, in mancher Hinsicht beispielhaft. Der Fall zeigt aber auch, wie ein heikles Unternehmen, das sich notwendigerweise auf offener Bühne abspielte, durch gezielte Pressemeldungen und raffinierte Tarnung so verschleiert werden konnte, dass auch angeblich Eingeweihte nicht mehr zwischen Fiktion und Wahrheit zu unterscheiden vermochten.

Drei Stunden, so steht in den Prospekten, dauern die Rundfahrten von Honolulu auf der hawaiischen Hauptinsel Oahu nach Pearl Harbor, dem Heimathafen der pazifischen Flottenverbände der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gegen Angriffe feindlicher Streitkräfte durch einen undurchdringlichen militärischen Sperrgürtel gesichert, ist dieses Zentrum amerikanischer Militärmacht für harmlose Urlauber bequem zu erreichen: Man nimmt einfach eines der Touristenboote, die mehrmals täglich vom Kelawalo Basin, einer kleinen Bucht am Stadtrand von Honolulu, nach Pearl Harbor fahren.

Oberhalb des Hafens von Pearl Harbor liegt Camp Smith, die verbunkerte Befehlszentrale für alle amerikanischen Streitkräfte im Pazifik. Dort regiert Cincpac, Commander in Chief Pacific, der Herr über ein Militärimperium, das die halbe Erde umfasst: 100 Millionen Quadratmeilen Wasser, von der Antarktis im Süden bis zur Arktis im Norden, vom amerikanischen Kontinent im Osten bis nach Afrika im Westen; dazwischen ein weitgefächertes Stützpunktsystem, Militärbasen, U-Boot-Stützpunkte und Militärflughäfen – auf Hawaii, den Marianen, in Südkorea, Japan, Taiwan, in Australien, auf Guam, den Philippinen bis hin nach Diego Garcia im Indischen Ozean. Cincpac kommandiert

300'000 Mann, 200 Kriegsschiffe, darunter die grossen Flugzeugträger, 2'000 Flugzeuge der unterschiedlichsten Typen und die Flotte der atomgetriebenen Polaris- und Poseidon-Unterseeboote, mobile Unterwasserabschussrampen für ballistische Raketen mit Atomgefechtsköpfen, die so schwer auf der Waage im unsicheren Gleichgewicht des Schreckens wiegen.

Wie eine fette Spinne sitzt Cincpac mit seinem Stab in der Mitte eines weitgefächerten elektronischen Netzes von Überwachungssystemen, dem keine Bewegung gegnerischer Schiffe in einem Wassergebiet entgeht, das grösser ist als alle Landmassen der Erde zusammen.

Hoch über der Erde umkreisen Ozeanüberwachungssatelliten die Erde. Ihre optischen, elektromagnetischen und thermischen Sensoren kontrollieren den Schiffsverkehr Hunderte von Kilometern tiefer auf der Wasseroberfläche. Ergänzt werden ihre Beobachtungen durch Aufklärungsflugzeuge, die rund um die Uhr Hunderttausende Quadratkilometer Wasser überwachen. Von der eigenen Flotte gesammelte Daten über Flottenbewegungen des Gegners ergänzen das Mosaik.

Verborgen in der Tiefe der Ozeane, verfolgt ein System aus Hunderten auf dem Meeresboden verankerter Unterwassermikrofone die Geräusche jedes Schiffes in riesigen Seegebieten. «Seespinne» ist eines von etwa 20 dieser Horchsysteme in allen Weltmeeren. In fünf Kilometer Tiefe liegend, schirmt sie Hawaii gegen heimlich eindringende russische Unterseeboote ab. Ein zweites System schützt im Pazifischen Ozean die amerikanische Westküste vor Überraschungsangriffen. Weitere Horchsysteme ziehen in einem Tausende von Kilometern langen Gürtel, der von Alaska bis zu den japanischen Inseln reicht, eine Kette von Horchposten vor die Heimathäfen der pazifischen Kriegsflotte der Sowjetunion.

Aus der Luft säen U-Boot-Jäger vom Typ Orion schwimmende Horchbojen und anderes Aufklärungsgerät ins Meer, mit denen sie den Kurs einzelner Unterseeboote verfolgen. Von unten pirschen sich im Sonarschatten der gegnerischen Schiffsschrauben schwerbewaffnete atomgetriebene Angriffsunterseeboote, sogenannte Hunter-Killer, unbemerkt an ihre Beute. Dank der Geräuscharmheit ihrer Aggregate, ihrer Tauchleistung und Schnelligkeit können sie ihr unentdeckt über Hunderte von Kilometern folgen.

Satelliten, Aufklärungsflugzeuge, Überwasserschiffe, Horchsysteme, Orion, Hunter-Killer-Boote, alles speist Daten in Cincpacs elektronisches Spinnennetz ein. Viele Grosscomputer müssen zusammengeschaltet werden, um die eingehende Datenflut zu bewältigen. Aus einer riesigen Menge von Geräuschen filtern sie Störgeräusche heraus, die von zivilen Schiffen, Bohrinseln, Fischschwärmen, den Eruptionen unterseeischer Vulkane und vom Geräusch der Brandung stammen. Eine grosse Zahl von Schiffen, Beobachtungs-

flugzeugen und Satelliten speist fortwährend ozeanographische und meteorologische Daten über den Zustand der einzelnen Seegebiete und Tiefenschichtungen in Cincpacs elektronisches Gewebe: Wassertemperaturen, Wind, Wellen, Strömungen, Salzkonzentrationen, Fischschwärme, grosse Mengen im Wasser schwebender Luftbläschen — alles Faktoren, die die Ortung der Schallquellen erschweren. Sie müssen berücksichtigt werden, um die Störgeräusche auszufiltern, die Geräusche von wichtigen Schallquellen aber zu verstärken. Die Überwachungssysteme für die einzelnen Meeresbereiche stehen in Verbindung mit dem Überwachungssystem für einen ganzen Ozean. So entsteht im Zentrum von Cincpacs Gespinnst aus den Geräuschen eines ganzen Ozeans ein genaues Bild über den Aufenthaltsort, Kurs, Typ und damit die Bewaffnung eines jeden Unterseeboots, das sich darin bewegt.

Erleichtert wird die Kontrolle des pazifischen Raumes durch die ungünstige Lage der sowjetischen Pazifikhäfen. Petropawlowsk, ein U-Boot-Stützpunkt auf der Halbinsel Kamtschatka, ist nur einen Teil des Jahres eisfrei. Wladiwostok dagegen, der ganzjährig benutzbare Pazifikhafen, wird durch die japanischen Inseln vom offenen Ozean abgetrennt. Jedes Schiff, das dort ausläuft, muss eine von drei Meerengen passieren: Tsuschima, Tsugaru oder Soja. Spätestens hier läuft es Cincpac ins Netz und bewegt sich fortan unter Aufsicht.

Das Unglück

Ob jenes sowjetische Unterseeboot der Golf-II-Klasse, das im Februar 1968 Wladiwostok verliess, schon zu Beginn seiner Mission im Pazifik auffiel, ist unbekannt. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Routinefahrt, die ohne besondere Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Das Unterseeboot gehörte zu einem älteren Bautyp mit Dieselantrieb. Seine Maschinen verbrauchten grosse Mengen Sauerstoff, und dieser Sauerstoffverbrauch zwang es, die grösste Strecke von Wladiwostok bis ins Seegebiet von Hawaii auf Schnorcheltiefe zu fahren. In der Nähe der Wasseroberfläche aber war es eine leichte Beute für Cincpacs Ozeanüberwachungssystem. Und wenn ein Unterseeboot einmal geortet ist, so bereitet die Vernichtung keine Probleme. Besser geschützt ist es in grösserer Tiefe, doch dazu muss dieser Typ auf Elektroantrieb umschalten, verbraucht dann die Ladung seiner Akkumulatoren jedoch relativ schnell und wird gezwungen, bald wieder aufzutauchen, um die erschöpften Akkus neu aufzuladen.

Ungewiss ist auch, ob die Besatzung wusste, dass sie spätestens nach Verlassen der Japansee in Cincpacs Spinnennetz zappelte. Wie man später anhand der gefundenen Überreste rekonstruieren konnte, war Zweck der Mission, Ha-

waii, das Zentrum der amerikanischen Militärmacht im Pazifik, ins Schussfeld der thermonuklear ausgerüsteten Mittelstreckenraketen des Unterseeboots zu bekommen.

Zu diesem Zweck musste sich das Schiff in gefährliche Nähe zur Mitte von Cincpacs Netz vorwagen. Die Reichweite seiner Raketen betrug lediglich 1'300 Kilometer. Dennoch mochte sich die Besatzung in relativer Sicherheit gewähnt haben. Dem Gegner musste noch unbekannt sein, dass die Bewaffnung aus drei Mittelstreckenraketen von vielfacher Hiroschima-Sprengkraft bestand. In westlichen Militärhandbüchern galt der Bootstyp, dem das Schiff angehörte, bis zur Mitte der siebziger Jahre als konventionell bewaffnet. Veröffentlichungen, die nach der Enttarnung des Projekts Jennifer erschienen, verzeichnen drei Mittelstreckenraketen mit thermonuklearen Gefechtsköpfen. Diese Erkenntnis mag sehr wohl eines der Ergebnisse des Projekts Jennifer gewesen sein.

Das Leben der Besatzung wird dem Alltag auf Hunderten anderer Unterseeboote geglichen haben. Gegner, die im Krieg bedingungslos ihren Befehlen gehorchen und feindliche Schiffe, Industriezentren und Städte mit Millionen von Menschen vernichten werden, haben in Zeiten des Friedens einen gemeinsamen Feind: die Langeweile. Enge, totale Abschirmung gegenüber der Welt – ein Leben, das sich endlos dahinzieht, Gleichförmigkeit, die nicht enden will, in der nur die Mahlzeiten daran erinnern, dass die Zeit vergeht.

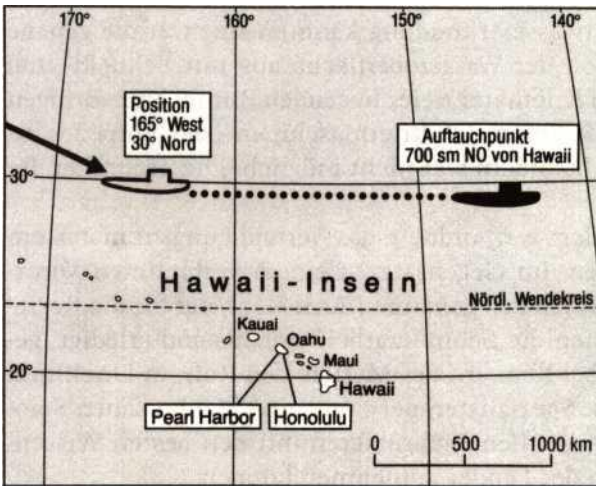
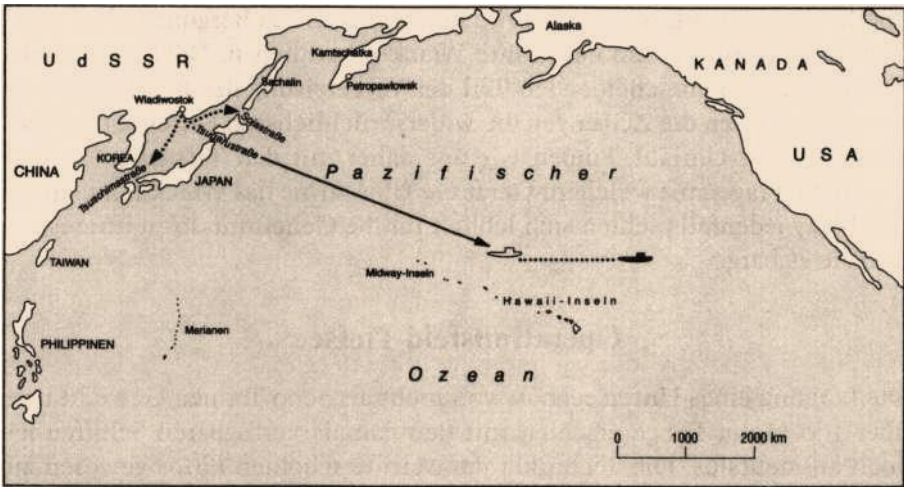
Das Unterseeboot kreuzte schliesslich auf 165 Grad West und 30 Grad Nord. Bis zu diesem Zeitpunkt scheint alles normal verlaufen zu sein. Hawaii mit seinen Militäranlagen, Städten und Menschen lag im Schussfeld der Raketen. Um feuerbereit zu sein, musste dieses U-Boot, da es einem älteren Bautyp angehörte, auftauchen.

700 Seemeilen nordöstlich von Hawaii tauchte es tatsächlich auf, vermutlich jedoch nur, um seine erschöpften Akkumulatoren wieder aufzuladen. Das unbekanntere Ereignis, das die grösste Operation technischer Spionage auslöste, kündigte sich durch nichts an.

Wie später anhand der gefundenen Überreste des verschollenen Bootes rekonstruiert wurde, scheint sich das Unglück bei einem einfachen, tausendfach erprobten Manöver ereignet zu haben. Da ist die Rede von einem jungen Marineoffizier, den der CIA noch friedlich in seiner Koje liegend fand, und von seinem Kollege, in das er Notizen über die militärischen Schulungskurse an Bord eintrug. Nichts weist auf Angriffspläne oder gefährliche Sonderaufträge hin. Bis zum Zeitpunkt der Katastrophe scheint alles normal verlaufen zu sein. Das Unglück muss das Schiff und seine Besatzung wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen haben.

Das Wrack wird geortet

Niemand sah das Schiff untergehen. Selbst die sowjetische Marineführung kannte den Unglücksort nicht. Zwar begannen Tage nach der Katastrophe Einheiten der Roten Flotte mit einer grossangelegten Suchoperation, die sich bis in den Sommer 1968 hinzog, doch anscheinend am falschen Ort. «Hätten die Russen den Ort gekannt, an dem das Unterseeboot untergegangen ist, hätten sie die Stelle die ganze Zeit über bewacht», so berichtete Jahre später in der *New York Times* ein ehemaliges Mitglied des Nachrichtendienstes. Erst die ergebnislose Suchaktion der Roten Flotte alarmierte die US-Navy. Andere Informanten hielten dagegen, die amerikanische Marine habe das Unglück zwar



Im Jahr 1968 sank nördlich der Hawaii-Inseln ein sowjetisches U-Boot und löste dadurch eine Suchaktion zunächst der Russen, dann der Amerikaner aus. Die Amerikaner waren erfolgreich. Die Karte zeigt den Ausgangspunkt der Fahrt, Wladiwostok, die ungefähre Route und das Operationsgebiet des Bootes. Überdies ist ein Punkt angegeben, auf dem das U-Boot vor seinem Ende kreuzte: 165 Grad West und 30 Grad Nord, ferner ein weiterer Punkt, an dem es einmal auftauchte. Die genaue Untergangsstelle kennen nur Eingeweihte.

sofort registriert, jedoch warten müssen, bis die Russen sich zurückgezogen hatten. Wer auch recht haben mag, sicher ist, dass die Amerikaner über das weitaus bessere Unterwasserortungssystem verfügten und daher fanden, was die Russen verloren geben mussten.

Die Unglücksstelle zu orten genügte nicht. Ebenso wichtig war es festzustellen, ob es sich überhaupt lohnte, das Wrack zu bergen, wie stark es beschädigt war, ob es ganz oder in Teilen am Boden lag und wie gross die einzelnen Teile waren. Diese genaue Untersuchung musste erst die Grundlagen für die Planung des Bergungsunternehmens liefern. Daher widmete die Marine diesem Teil der Mission ganz besondere Aufmerksamkeit. Vom Ergebnis der Unterwassererkundung hing es ab, ob das Unterseeboot überhaupt geborgen werden konnte und wie gross das Bergungsschiff mindestens sein musste, um das grösste Wrackteil zu heben. Doch ausgerechnet über diesen entscheidenden Teil der Vorbereitung des Bergungsunternehmens setzten die Zeitungen die widersprüchlichsten Berichte und Spekulationen in Umlauf. Finden wir uns daher mit den Tatsachen ab und lassen die Frage, mit welchem Gerät die US-Marine das Wrack fand, offen. Die Navy jedenfalls schien sich lebhaft für die Geheimnisse zu interessieren, die es barg.

Operationsfeld Tiefsee

Die Bergung eines Unterseeboots von mehr als 2'000 Tonnen Gewicht und über 100 Meter Länge erschien mit den damals verfügbaren Schiffen jedoch aussichtslos. Die Techniker der Marine scheinen ratlos gewesen zu sein, wie sie an die Geheimnisse des russischen Unterseeboots gelangen konnten. Durch die Unterwassererkundung kannten sie zwar die genaue Lage des Wracks, doch von der Wasseroberfläche aus mit Schneid- und Greifwerkzeug in den fünf Kilometer tiefer liegenden Rumpf einzudringen und kleine Objekte wie Raketen, Chiffriermaschinen oder Torpedos zu suchen und nach oben zu befördern war nicht möglich. Die Techniker der Marine gaben auf.

Da die Marine überfordert war, ordnete das Verteidigungsministerium an, den CIA heranzuziehen. Im Gegensatz zu einem verbreiteten Vorurteil, das im CIA ausschliesslich den geheimen Arm sieht, der für die Regierung der Vereinigten Staaten die Schmutzarbeit im Ausland erledigt, geniesst diese Organisation bei Kennern des Metiers den Ruf, im Direktorat Wissenschaft und Technik Spezialisten der «sauberen» technischen Spionage zu vereinigen, die es in allen Fachgebieten mit den besten Wissenschaftlern und Technikern des Landes aufnehmen können.

Gegen Ende der fünfziger Jahre hatte der CIA-Abteilungsleiter Richard Bissell Bilanz gezogen: Die traditionelle Spionage stand in den geschlossenen Gesellschaften jenseits des Eisernen Vorhangs und des Bambusvorhangs auf verlorenem Posten. Technik konnte viele gewünschte Informationen sehr viel genauer, zuverlässiger und ausserdem mit geringerem Risiko liefern. Daher hatte Bissell die Entwicklung hochtechnisierter Spionagemethoden angeregt. Am Anfang stand die legendäre Uz, eine Maschine, die eher ein um eine Hochleistungskamera gebautes Segelflugzeug als ein «richtiges» Flugzeug war.

Das Projekt Jennifer, ein gigantisches Unternehmen, das die bis dahin bekannte ozeanographische Technik um Grössenordnungen vorantrieb, sollte in jener langsamen Umwandlung des CIA zu einer wichtigen Zwischenstufe werden. Nachdem sich der CIA mit seinen Spionagesatelliten in den sechziger Jahren bereits den Weltraum erschlossen hatte, bot nun die Bergung des Unterseeboots Gelegenheit, in das neue Operationsgebiet der Tiefsee vorzudringen.

Das gesunkene Unterseeboot, obwohl ein Schrotthaufen, galt noch immer als Kriegsschiff eines fremden Staates. Durften die USA es sich aneignen, ohne die UdSSR zu unfreundlichen, vielleicht sogar militärischen Aktionen zu provozieren? Bestand nicht die Gefahr einer politischen Krise, die in keinem Verhältnis zu dem begrenzten nachrichtendienstlichen Wert der Bergungsoperation stand? In diesem Konflikt entschied der CIA schliesslich. Das Wrack sollte trotz rechtlicher Bedenken geborgen werden.

Wesentlich zur Beseitigung letzter Zweifel, ob der Aufwand von Hunderten von Millionen Dollar den Nutzen des Projekts rechtfertigen konnte, mag der Gedanke beigetragen haben, dass das Wrack auch den geheimen sowjetischen Militärcode enthalten musste. Ausserdem versprach die Bergung Erkenntnisse, die für die amerikanische Rüstungs- und Verteidigungsplanung wichtig sein konnten: Stand der gegnerischen Raketen- und Torpedotechnik; Konstruktionsweise und Zuverlässigkeit eines sowjetischen Unterseeboots; Zusammensetzung der Metallegierungen der Aussenhaut, die wiederum Rückschlüsse über Tauchtiefen und Korrosionsfestigkeit erlaubt, und anderes mehr.

Ein letztes förmliches, wenn auch nicht offizielles O. K. des amerikanischen Präsidenten lieferte das Startsignal für das «Projekt Jennifer».

Patrioten gesucht

Das Direktorat Wissenschaft und Technik ist eines der kleineren Ressorts des CIA. Sein offizielles Budget ist im Verhältnis zu den immensen Kosten technischer Spionage gering. Auf dem Gebiet von Forschung und Technik bringt

der CIA jedoch nicht nur so aberwitzige Apparate hervor wie die Muschelbombe, den giftgeladenen Füllfederhalter, das Enthaarungs-, besser: Entbartungsmittel, mit denen Fidel Castro, Objekt der phantasievollsten aller CIA-Komplote, getötet oder zumindest lächerlich gemacht werden sollte. Solche James-Bond-Accessoires sind billig. Teuer dagegen ist passive technische Nachrichtensammlung wie etwa durch Satellitenüberwachung des gegnerischen Territoriums.

Die komplexen technischen Mammutprojekte werden daher meist in Verbindung mit dem Pentagon und spezialisierten Industrieunternehmen durchgeführt, die Gelder kommen aus geheimen Fonds der Regierung und werden getarnt, um dem Gegner nicht bereits aus der Höhe offizieller Budgets Anhaltspunkte über den Umfang der Geheimoperationen zu geben. In solchen Fällen übernimmt der CIA die Rolle des Initiators, kontrolliert die Durchführung und besorgt, wie auch bei dem Projekt Jennifer, die Tarnung.

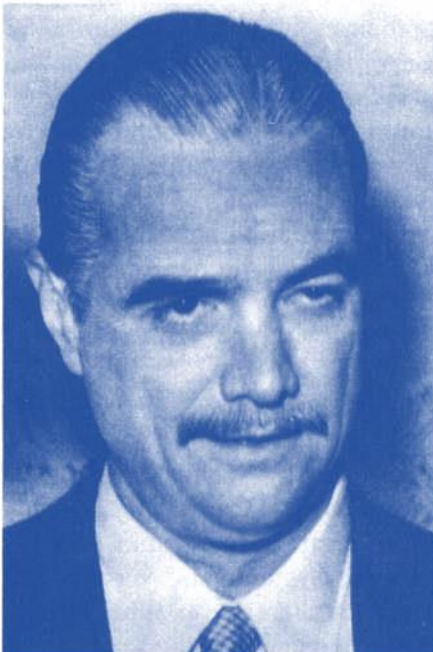
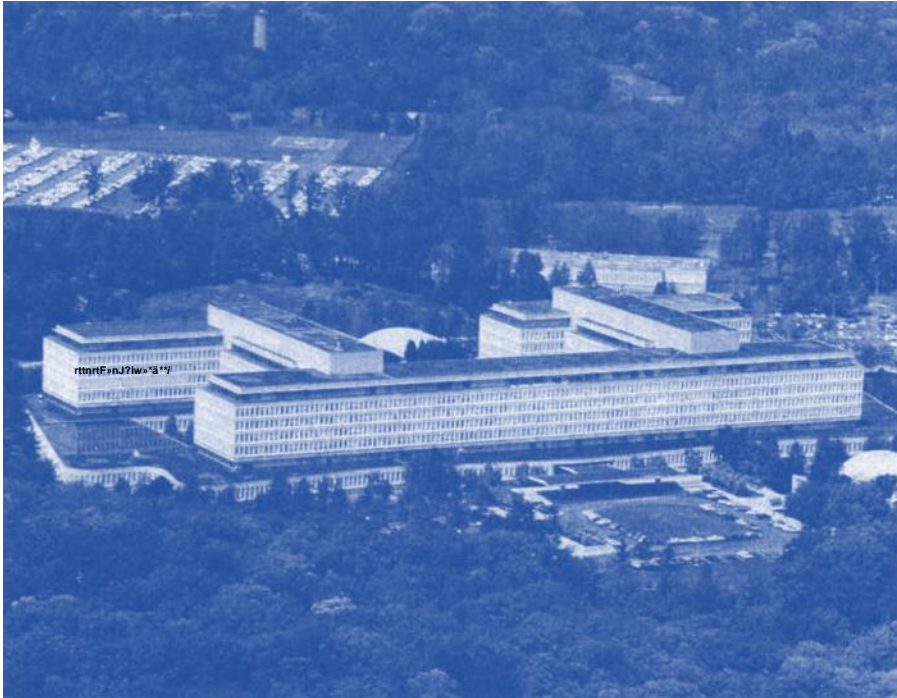
Zur Tarnung aber bedient sich der Geheimdienst gerne patriotisch gesinnter Bürger und patriotisch geführter Wirtschaftsunternehmen. Patriotismus war daher eine wichtige Eigenschaft, die der Strohmännchen, den man für das Projekt Jennifer suchte, haben sollte.

Als zweite entscheidende Voraussetzung musste der Partner möglichst bekannt sein. Prominenz wurde gesucht. Was der CIA verlangte, konnte nicht von finsternen Gestalten erledigt werden, arrangiert bei heimlichen Treffs im nächtlichen Park. Ein mittlerer Ozeanriese von 36'000 Bruttoregistertonnen und ein Unternehmen mit 4'000 Beschäftigten benötigen eine Legende, das heisst: eine falsche Identität. Die Fassade gesellschaftlicher Respektabilität, von Bekanntheit, Reichtum und legitimen Interessen wurde zur Voraussetzung für eine erfolgreiche Täuschung.

Nachdem diese Kriterien den Kreis der möglichen Vertragspartner bereits eingeschränkt hatten, blieben noch immer genügend mögliche Strohmännchen übrig. Warum die Wahl ausgerechnet auf Howard Hughes fiel, der bekannt, reich und zugleich Patriot war, aber ein Patriot auf der Flucht vor amerikanischen Gerichten, hing mit zusätzlichen Spezifikationen zusammen, die der Strohmännchen erfüllen musste. Da nur Hughes sie alle erfüllte, fiel die Wahl auf ihn.

Die Interessen des Hughes-Konzerns waren breiter gestreut als die der meisten anderen Rüstungsproduzenten. Hughes' sorgfältig gepflegte Beziehungen zur Regierung und zu wichtigen Behörden zahlten sich aus. In den zehn Jahren zwischen 1966 und 1976 erhielten seine Unternehmen Rüstungs- und Spionageaufträge im Wert von sechs Millionen Dollar.

Doch Patriotismus, Bekanntheit, Geld, technisches Können und Diskretion allein gaben nicht den Ausschlag. Es gab genügend andere Unternehmen, die



Mit der Suche nach dem sowjetischen U-Boot, das 1968 im Pazifischen Ozean gesunken war, beauftragte das amerikanische Verteidigungsministerium den Geheimdienst CIA, der unter anderem auch über hervorragende technische Spezialisten verfügt und dessen Zentrale (oben) sich in Langley im Bundesstaat Virginia befindet. Der CIA wiederum versicherte sich der Dienste des amerikanischen Industriellen und Milliardärs Howard Hughes (links).

den Anforderungen ebensogut entsprochen hätten. Entscheidend wurde Hughes' Sinn für Zukunftsgeschäfte. Innerhalb des weitgefächerten Konzerns gab es, schon bevor Projekt Jennifer geboren wurde, eine ozeanographische Abteilung. Da die See um Hawaii nicht nur ein Unterseeboot barg, sondern auch reich an Manganknollen war, erfand ein genialer Kopf die Manganknollentarnung. Die *Glomar Explorer*, das Bergungsschiff, wurde zum schwimmenden Bergwerk, und Hughes war ihr natürlicher Besitzer. «Hughes», so bestätigte ein CIA-Beamter der *Los Angeles Times*, «war die ‚perfekte Tarnung‘, weil wir jemanden mit viel Geld wollten, einen, der sehr verschwiegen war und schon vorher geisterhafte Dinge getan hatte.»

Obwohl etwa 4'000 Menschen am Bau der *Glomar Explorer* und ihres versenkbaren Leichters *HMB-i* beteiligt waren und sich ausser den Kontraktoren und Subkontraktoren eine Vielzahl weiterer Firmen mit der Konstruktion von Einzelteilen befasste, sickerten während der Vorbereitungsphase von Projekt Jennifer keine Informationen an die Öffentlichkeit durch, die die Tarnung hätten gefährden können. Selbst die Konstrukteure des Rüstungskonzerns Lockheed, dessen ozeanographische Abteilung den Lastkahn entwarf, in dem die kaum mit Tiefseebergbau zu vereinbarende gigantische Greifklaue untergebracht werden sollte, versicherten später diskret, sie seien ahnungslos gewesen.

Schwieriger war es, die Tarnung im unumgänglichen Verkehr mit Regierungsbehörden zu wahren. Nichts ist verräterischer als auffällige Sonderregelungen oder Ausnahmen. Auch Spionageschiffe sind der Bürokratie unterworfen. Der Dienstweg durch die Behörden musste strikt eingehalten werden. Das erlaubte mehr pflichtversessenen Beamtennasen, in geheimen CIA-Angelegenheiten herumzuznüffeln, als der Geheimhaltung guttat. Den Vogel schoss bei einer gründlichen Inspektion des «schwimmenden Bergwerks» der Chef für Meeresbohrungsprojekte ab. Anerkennend bemerkte er: «Mit einem solchen Schiff könnten wir uns sogar ein gesunkenes U-Boot holen.» Nach einem langen Moment betretenen Schweigens sollen sich die Anwesenden entschlossen haben, den gelungenen «Witz» mit Lachen zu quittieren.

Die Riesenklaue

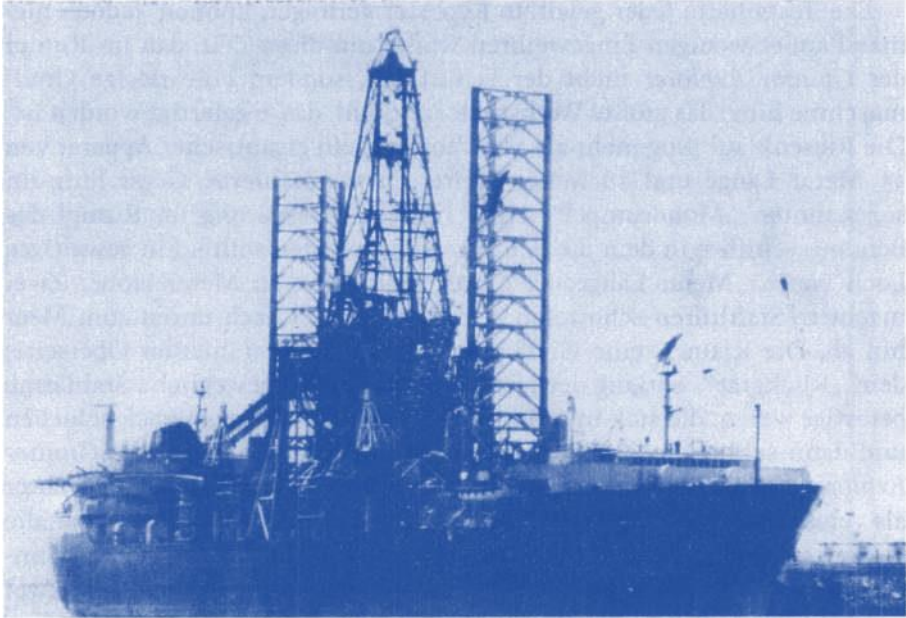
Im Frühjahr 1974 berichtete die amerikanische Presse ausführlich über das Manganknollenprojekt des Howard Hughes. Der Leiter der Hughesschen ozeanographischen Unternehmungen hatte verraten, die *Glomar Explorer* und ihr versenkbarer Leichter führten soeben «Systemtests» vor der kalifornischen Küste durch. Wenn alles erwartungsgemäss verlaufe, würden sie im Sommer zu den pazifischen Knollengründen aufbrechen.

Die Tests hätte jeder gewitzte Reporter verfolgen können. Jedoch niemand ausser wenigen Eingeweihten wusste um diese Zeit, dass im Rumpf der *Glomar Explorer* nicht der Schürfkopf, sondern eine riesige Greifmaschine hing, das grösste Werkstück aus Stahl, das je gefertigt worden ist. Die Riesenklaue wog mehr als 2'000 Tonnen, ein gigantischer Apparat von 55 Meter Länge und 18 Meter Breite. Dieses stählerne Gerät hing im sogenannten «Mondtümpel», einer riesigen Aussparung im Rumpf des Bergungsschiffes, in dem die Beute verstaut werden sollte. Ein gewaltiges Loch von 61 Meter Länge, 23 Meter Breite und 20 Meter Höhe. Zwei mächtige Stahltüren schotteten den Mondtümpel nach unten zum Meer hin ab. Die Klaue – eine Greifapparatur, an deren stählerner Oberseite, dem «Rückgrat», entlang der Längsseiten mehrere bewegliche Stahlarme befestigt waren, die sich in geöffnetem Zustand unter das Wrack schieben und dann schliessen sollten – war zu gross, um von oben in die *Glomar Explorer* übergeführt zu werden. Für sie hatte der CIA eigens den Leichter als versenkbare Lagerhalle bauen lassen, dessen einziger Zweck es war, die Greifmaschine mit dem russischen Unterseeboot darin von unten heimlich in den Mondtümpel zu befördern. Bei der Übergabe fixierten zwei versenkte Stahltürme, die «Dockfüsse», die Greifmaschine und hoben sie dann in den Mondtümpel. Dort blieb sie auch während der Fahrt durch die Dockfüsse stabilisiert, da sie bei Schlingerbewegungen sonst den Schiffsrumpf zertrümmert hätte. Nach Abschotten und Leerpumpen des Mondtümpels war die *Glomar Explorer* seetüchtig. So gut hatte der CIA das Projekt Jennifer getarnt, dass die Besatzung den Kern des Schiffes, die Greifmaschine, nicht beim richtigen Namen nennen durfte. Da der Apparat angeblich zum Meeresbergbau diente, wurde er nach einem amerikanischen Goldgräberlied aus dem 19. Jahrhundert «Clementine» genannt.

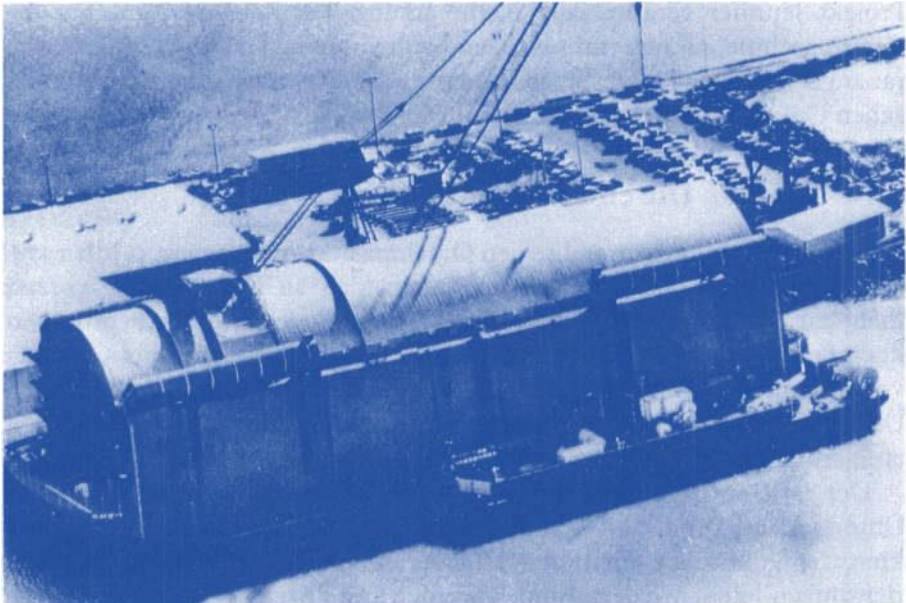
Die entscheidende Phase beginnt

Die *Glomar Explorer* erreichte den Ort ihrer Bestimmung am 5. Juli 1974. Dort herrschte jedoch ein solcher Sturm, dass an eine Bergung vorerst nicht zu denken war. Die Manövrierautomatik konnte das Schiff zwar noch bei Windstärke acht und haushohen Wellen nie weiter als 50 Meter von einem gewünschten Punkt abdriften lassen, doch bei einem solchen Unwetter war auch sie überfordert. Wind und Wellen mussten sich erst einigermaßen beruhigen.

Der Ort, an dem das Wrack lag, war aus der Jahre zurückliegenden Unterwassererkundung bekannt. Wenn auch keine Boje die Stelle markierte, so konnte die Position doch mit Hilfe modernster Navigationseinrichtungen leicht wiedergefunden werden. Satelliten speisten die Koordinaten des in fünf



Das sowjetische U-Boot sollte mit Hilfe eines speziellen Bergungsschiffes, der Glomar Explorer (oben), vom Grund des Pazifiks gehoben werden. Zu diesem Schiff gehörte ein Lastkahn (unten), in dem eine überdimensionale, mehrarmige Greifklaue transportiert wurde. Er war versenkbar und brachte später die Klaue mit einem Teil des U-Bootes darin von unten herzu einer gewaltigen Aussparung im Rumpf der Glomar Explorer. Dort wurde die Greifvorrichtung mit Hilfe zweier stählerner Türme festgehalten.



Kilometer Tiefe liegenden Wracks in das Steuerzentrum der *Glomar Explorer* ein.

Auf den Meeresboden versenkte elektronische und akustische Orientierungshilfen erlaubten es dem schwimmenden Bergwerk, sich in der Wassereinsamkeit auch relativ zum Meeresboden genau zurechtzufinden. Mit Hilfe dieser Geräte glied die Manövrierautomatik des Schiffes die störenden Einflüsse von Wind, Wellen und Meeresströmungen aus. Ausser bei Sturm konnte die *Explorer* regungslos über jedem beliebigen Punkt des Meeresbodens verharren. Rings um den Rumpf verteilte Düsen und Schiffsschrauben hielten das Schiff in seiner Position.

Die fünf Kilometer Bohrgestänge mit der Greifmaschine mussten jedoch nicht nur gegen Horizontal-, sondern auch gegen Vertikalbewegungen geschützt sein. Zu diesem Zweck hatte der grosse Stahlurm mittschiffs, der die gewaltige Last trug, eine Spezialiagerung. Sie glied die Dreh- oder Wiegebewegungen des Schiffes aus und sorgte dafür, dass das Bohrgestänge sich weder verdrehen noch knicken konnte.

Am n. Juli hatte sich das Wetter einigermaßen beruhigt. Die entscheidende Phase von Projekt Jennifer konnte beginnen. Sechs lange Jahre hatte der CIA diesen Augenblick vorbereitet. Alles war bis ins kleinste Detail geplant. Doch nun, als selbst das Wetter auf die Seite des CIA wechselte, erschienen russische Beobachtungsschiffe am Horizont und näherten sich langsam und bedrohlich. Eine besonders üble Rolle spielte ein tollkühner russischer Hubschrauberpilot, der es sich nicht nehmen liess, während Nebelschwaden um die Türme der *Glomar Explorer* strichen, zum Spass regelrechte Attacken auf das schwimmende Bergwerk zu fliegen, und nicht nur sein Leben riskierte, sondern bei einem Unglück auch die Tarnung in höchste Gefahr gebracht hätte.

Trotzdem begann nun das Absenken von Clementine. Der Mondtümpel wurde geflutet, die Schotten unten geöffnet und die bereits am ersten Element des Bohrgestänges montierte Greifklaue mit Hilfe der beiden Dockfüsse vorsichtig aus dem Rumpf gefiert. Unterhalb des Schiffes liessen die Dockfüsse los, und die fast 2'000 Tonnen schwere Greifmaschine hing nun nur noch an einem Bohrrohr aus Spezialstahl. Damit Gewicht gespart und so die Nutzlast der Hebevorrichtung vergrössert wurde, nahm die Stärke des Bohrgestänges mit der zunehmenden Last, die jedes einzelne Rohrelement tragen musste, in mehreren Stufen von unten 32 nach oben 40 Zentimeter Durchmesser zu. Das Rohrinne mit einer durchgehenden Bohrung von 15 Zentimetern diente zum Betrieb der Greifmaschine. Die Gelenke der Greifarme mussten von oben durch Herabpumpen einer hydraulischen Flüssigkeit bewegt werden.

Am wenigsten Arbeit machte es, die Bohrrohre aus den Lagerstellen zu

befördern und anzukoppeln. Dieser Vorgang war weitgehend automatisiert. Zeitraubender war die Verbindung der einzelnen Elemente eines Kabels, das an der Aussenseite des Bohrgestänges die Verbindung zur Greifmaschine herstellte. Durch dieses Kabel wurden die Antriebspropeller der Greifklaue bedient, die sich in der Tiefe unabhängig von den Bewegungen des Schiffes fortbewegen konnte. Das Kabel stellte auch die Fernsehverbindung her, durch die das Personal im Kontrollraum beobachtete, was auf dem Meeresgrund die auf der Greifklaue montierten druckfesten Spezialkameras im Licht starker Scheinwerfer aufnahmen.

Montage und Senken einer Rohrlänge dauerte etwa zehn Minuten. Für den gesamten Absenkvorgang und ebenso für das Heben von 300 Rohrlängen benötigte die gut eingespielte Mannschaft der *Glomar Explorer* jeweils 50 Stunden. In gut vier Tagen und Nächten konnte Clementine so einmal zum Meeresboden und wieder zurückgebracht werden.

Das Absenken verlief plangemäss. Pünktlich nach zwei Tagen hektischer Arbeit befand sich Clementine in Wracknähe.

Dichtung und Wahrheit

Was nun folgte, ist umstritten. Über die Ereignisse gibt es zwei gegensätzliche Versionen. Für die eine sprechen der CIA und die von ihm kontrollierten «Augenzeugen». Für die zweite Version spricht gesunder Menschenverstand, der sich auf strenge Gesetze der Technik stützt. Entscheiden wir nach einer Gegenüberstellung von Aussagen und Fakten. Zuerst seien die von der Presse veröffentlichten Aussagen untersucht.

«Durch die kalten, lichtlosen Ströme des Ozeanbodens tastete eine riesige mechanische Klaue nach dem zerborstenen Rumpf eines Unterseeboots; sie schloss sich um einen Teil des Hulks und begann, ihn langsam an die Meeresoberfläche zu heben ...», las man in der *Newsweek*. Und in der *Time*: «Langsam begannen die Winden an Bord der *Glomar Explorer* das Unterseeboot aus seinem Grab zu heben; sie zerrten hart, um den Rumpf aus dem Meeresboden zu ziehen. Es war ein nervenzermürender Vorgang. Das Gewicht des Unterseeboots von mindestens 4'000 Tonnen stellte selbst die kraftvollen Winden der *Glomar Explorer* auf eine harte Probe. Das Schiff erbebt und warf das Heulen zurück, mit dem sich die überanstrengten Elektromotoren wehrten, und das Kratzgeräusch angespannter Stahlkabel. Zu einem bestimmten Zeitpunkt des Hebens – eine Schätzung setzt ihn auf etwa die Hälfte der 5'000 Meter – ratterten die Stahlseile. Obwohl die Ursache ein Geheimnis bleibt, lagen die Folgen bald offen zutage. Der durch die Explosion und den hohen Wasserdruck schon geschwächte Rumpf des Unterseeboots brach in zwei

Teile. Nach Angaben des CIA rutschten die hinteren zwei Drittel mit dem Kommandoturm, den Atomraketen und dem Coderaum zurück auf den Meeresboden. Das vordere Drittel, das fest umklammert in den Klauen hängen blieb, wurde in dem noch untergetauchten Lastkahn untergebracht.»

Die noch unbekannte Ursache des von der *Time* so dramatisch erlebten Unglücks aufzudecken blieb zweieinhalb Jahre später, im Dezember 1976, Seymour Hersh von der *New York Times* vorbehalten. Wayne Collier, ein ehemaliger Geheimagent, der unter Tarnung die Schiffsmannschaft rekrutiert hatte, verriet, dass der Hauptfehler «nicht mechanisches, sondern menschliches Versagen war. Wayne sagte, dass zwei oder drei Zinken der Klaue sich irgendwie im Meeresboden am hinteren Ende des Unterseeboots verfangen. Nach Waynes Bericht gab es eine Auseinandersetzung im Kontrollraum. Die Klaue erneut in Stellung zu bringen hätte einen grossen Zeitverlust bedeutet und, unter dem grossen Druck in 5'000 Meter Tiefe, sogar zu einer mechanischen Störung führen können. Der Projektleiter, ein hoher CIA-Beamter, der Mannschaft unter dem Namen Blackjack bekannt, befahl dem Ingenieur der Klaue, den Druck zu steigern, um so den Griff um das Unterseeboot zu schliessen. Nach einigen lähmenden Augenblicken umfasste die Klaue das Unterseeboot, aber, so der Bericht, dabei hatten sich die Zinken, die festgeklemmt gewesen waren, verbogen und konnten das Unterseeboot nicht mehr richtig stützen. Auf der Höhe von 1,7 Kilometern brachen die hinteren zwei Drittel des Unterseeboots ab und sanken, sagte Wayne. Es war ein Augenblick grösster Furcht, fügte er hinzu, weil die Männer an Bord der *Glomar Explorer* dachten, dass einer der Atomsprenkköpfe an Bord des Unterseeboots durch den Aufprall gezündet werden könnte. Der Teil, der abbrach, enthielt, wie Mr. Collier sagte, den Kommandoturm, die drei Raketen und den Coderaum des Schiffes – die Hauptziele der Bergungsoperation.

Da Hersh neben seinen gewichtigsten Kronzeugen, Wayne Collier und dessen zwei Zentner schwerem Bruder Billy, auch eine Anzahl «hoher Beamter aus Nachrichtendienstkreisen und in der Regierung, deren Informationen über das Projekt sich in der Vergangenheit als zuverlässig erwiesen haben», als Bürgen beibringen konnte, schien diese Version zu stimmen. Geborgen, darin stimmte die überwiegende Mehrheit der Zeitungen überein, wurde durch Blackjacks Fehler nur das vordere Drittel. Das ist ein etwa 30 Meter langes Stück Bug. Wayne Collier weiss sogar nur ein zwölf Meter langes Bugstück in den Händen des CIA.

Nur wenige Journalisten liessen sich die Chance entgehen, ihren Lesern den dramatischen Unglückshergang zu schildern, an dessen Verbreitung dem CIA und seinen Leuten so gelegen schien. Zu den rühmlichen Ausnahmen gehörte Peter O'Toole, der in der *Washington Post* vom 20. März 1975 nüchtern aus-

rechnete, dass ein durch die Explosion stark geschwächtes Unterseeboot, das nach fünf Kilometer Fall im Wasser mit etwa 80 Kilometern pro Stunde auf dem Ozeanboden aufschlägt, beim Aufprall zerbrechen muss. Allein der Umstand, dass das Wrack in mehreren Teilen auf dem Meeresgrund lag, machte die Bergung möglich.

Diese Überlegung ergänzte am 26. Juni des folgenden Jahres Nicholas Wade in der Wissenschaftszeitschrift *Science*. Die Regierung hatte inzwischen genaue technische Daten über die *Glomar Explorer* veröffentlicht, die an einen zivilen Benutzer vermietet oder verkauft werden sollte. Zu den freigegebenen Daten zählten auch die Dimensionen des Mondtümpels und entscheidende Daten über die Nutzlast der Bergungsvorrichtung.

Wade errechnete, dass die Hebeleistung der *Glomar Explorer* um runde 400 Tonnen niedriger ist als das Gewicht eines gefluteten Unterseeboots der Golfklasse. Ein solches Gewicht aber musste sie nach der CIA-Version der Bergung mindestens tragen können. Dabei war noch nicht die bei derartigen Operationen unumgängliche Sicherheitsreserve von 50 Prozent der Nutzlast mit einkalkuliert worden. Selbst wenn die veröffentlichten Daten erkennen lassen, dass das Bergungsschiff auch höhere Lasten bewältigen konnte, so zeigen sie, dass dies nur kurzfristig möglich war. Das Heben aber dauerte mindestens 50 Stunden.

Nicht weniger deutliche Auskunft gibt der Grössenvergleich von Wrack und Mondtümpel. Der Mondtümpel, jene Aussparung im Rumpf, die das Wrack aufnehmen musste, ist 61 Meter lang – ein intaktes Unterseeboot der Golfklasse dagegen 98 Meter. Unzerbrochen wäre das Wrack daher 37 Meter länger gewesen als die Öffnung, in die es hineingezogen werden sollte. Auch dieser Vergleich spricht dafür, dass das U-Boot durch den Aufprall in mehrere Stücke zerbrochen am Meeresboden lag und stückweise geborgen werden sollte.

Wie viele Teile geborgen werden konnten, ist unbekannt. Gewiss mehr als das Drittel, das halb offiziell zugegeben wurde. Aus welchem Grund hätte der CIA sonst die abenteuerliche Geschichte über den Zwischenfall bei der Bergung in Umlauf setzen sollen? Rechnen wir daher aus, wie viele Teile vom Wrack die *Glomar Explorer* vom Meeresboden holen konnte.

Das Bergungsschiff hielt sich länger als einen Monat im Seegebiet über dem Wrack auf. Am 5. Juli erreichte es den Unglücksort, am 13. August nahm es beutebeladen Kurs auf Hawaii, wo es am 16. vor Lahaina beobachtet wurde.

In 39 Tagen über dem Wrack konnte das Schiff seine Greifklaue theoretisch neunmal bis zum Meeresboden und neunmal zurückbefördern. Nehmen wir an, dass von der verfügbaren Zeit nur ein Drittel effektiv für die Bergungsoperation genutzt werden konnte, weil entweder das Wetter zu schlecht

war, technische Schwierigkeiten auftraten oder die Nähe russischer Trawler die Operation verzögerte, so blieben drei «Fahrten» bis zum Meeresboden und zurück. Der CIA konnte mindestens drei grosse Wrackteile geborgen haben. Es gibt daher keinen Grund anzunehmen, dass er sich nicht die wesentlichen Teile des Unterseeboots beschafft hat.

Aus dem Nebel von Widersprüchen, Täuschung, vagen Andeutungen und freier Erfindung tritt der letzte, abschliessende Teil von Projekt Jennifer als Höhepunkt des Spionageunternehmens in kristallener Klarheit hervor. Was geschah mit den toten Matrosen, die an Bord gefunden wurden? Diesem Problem, so erfuhr man aus mehreren Zeitungen, hatte der amerikanische Geheimdienst ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der CIA fürchtete, eine Welle öffentlicher Entrüstung, entfacht durch gegnerische Propaganda und durch Kritik aus religiösen Zirkeln angeheizt, könne den ersehnten Beifall über den Spionagecoup stören, weil man, um in die Geheimnisse der gegnerischen Unterseebootswaffe einzudringen, auch die ewige Ruhe der toten Seeleute stören musste. Der CIA wäre jedoch seinem Ruf untreu geworden, für alles die besten Experten aufzubieten, hätte er nicht auch für dieses Problem eine überzeugende Lösung gefunden.

«Tiefkühlkapazität», so liest man, für 100 Leichen sei in die *Glomar Explorer* eingebaut gewesen. Ausserdem führte das Schiff Bestattungsvorschriften nach russischem und amerikanischem Marineritual mit. Nach gründlicher Inspektion wollte der CIA die Leichen würdevoll der See zurückgeben, der sie entrissen worden waren. Ein Kameramann begleitete die *Glomar Explorer* auf ihrer gefahrvollen Reise, um die Begräbniszeremonie in Ton und Farbe aufzunehmen. Hätte es Proteste gegeben, so wollte der Geheimdienst etwas vorzeigen können, zum Beweis, wie pietätvoll es da draussen zugegangen war.

Der CIA musste seine Filme nie vorführen. In Geheimarchiven verschlossen, wartet dieses Geheimmaterial darauf, von einer späteren Generation von Historikern entdeckt zu werden.

Was den Zeitgenossen bleibt, ist der Reim, der sich auf ein paar versteckte Andeutungen in der Presse machen lässt.

Billy Collier, der Bruder von Wayne, einer derjenigen, die im Mondtümpel mit dem Schneidbrenner die Drecksarbeit zu erledigen hatten, bevor andere hochqualifizierte Spezialisten an die entscheidenden Wrackteile herankamen, erinnerte sich zweieinhalb Jahre nach den Ereignissen in einem Gespräch mit Seymour Hersh von der *New York Times*: «Es war schrecklich. Schwer zu beschreiben. Feucht und verfault. Die Leichen.»

Billy Collier gehörte nicht zur Bergungsmannschaft. Er war Mitglied jener Besatzung, die in Hawaii die Bergungsmannschaft ablöste. Ihre Aufgabe war es, das Wrack zu zerlegen. Daher kann man annehmen, dass die Untersuchung

des Wracks erst richtig begann, als die *Glomar Explorer* friedlich vor Maui dümpelte. Vielleicht hing ihr heimliches Verschwinden während dieses Hawaii-Aufenthalts mit der Bestattung der Leichen zusammen.

Zu dieser Weihehandlung war eigens eine Regierungsdelegation aus Washington eingeflogen worden. Doch zuvor hatte es noch einen hässlichen Zwischenfall gegeben, über den die amerikanische Öffentlichkeit dank Collier und der *New York Times* erfuhr: ‚Ein Team von Ärzten ging zuerst hinein, zwei Ärzte und einige Sanis. Sie holten alles raus, was sie fanden.‘ Man fand die intakten Leichen von mindestens sechs Seeleuten, die später auf See bestattet werden sollten, und ausserdem Teile anderer Leichen, sagte er (Collier). Viele Besatzungsmitglieder stürzten sich nun unter direkter Missachtung der Befehle auf die Leichen und fledderten sie und das Unterseeboot nach Souvenirs und Wertgegenständen – Ringe, Uhren, Münzen und Armbänder. Und dennoch, sagte Billy Collier, seien er und andere Mitglieder der Besatzung durch die CIA-Beerdigungszeremonie richtig gerührt und aufgerüttelt worden.»

«Nach dem Gottesdienst, der mit dem Abspielen der sowjetischen Nationalhymne beendet wurde, senkte ein riesiger Kran die grossen Metallsärge in den Pazifischen Ozean», sagte er. Mr. Collier erinnerte sich, «dass der Kran jeden Sarg so lange hielt, bis sein Ballasttank mit Wasser gefüllt war und der Sarg versank».

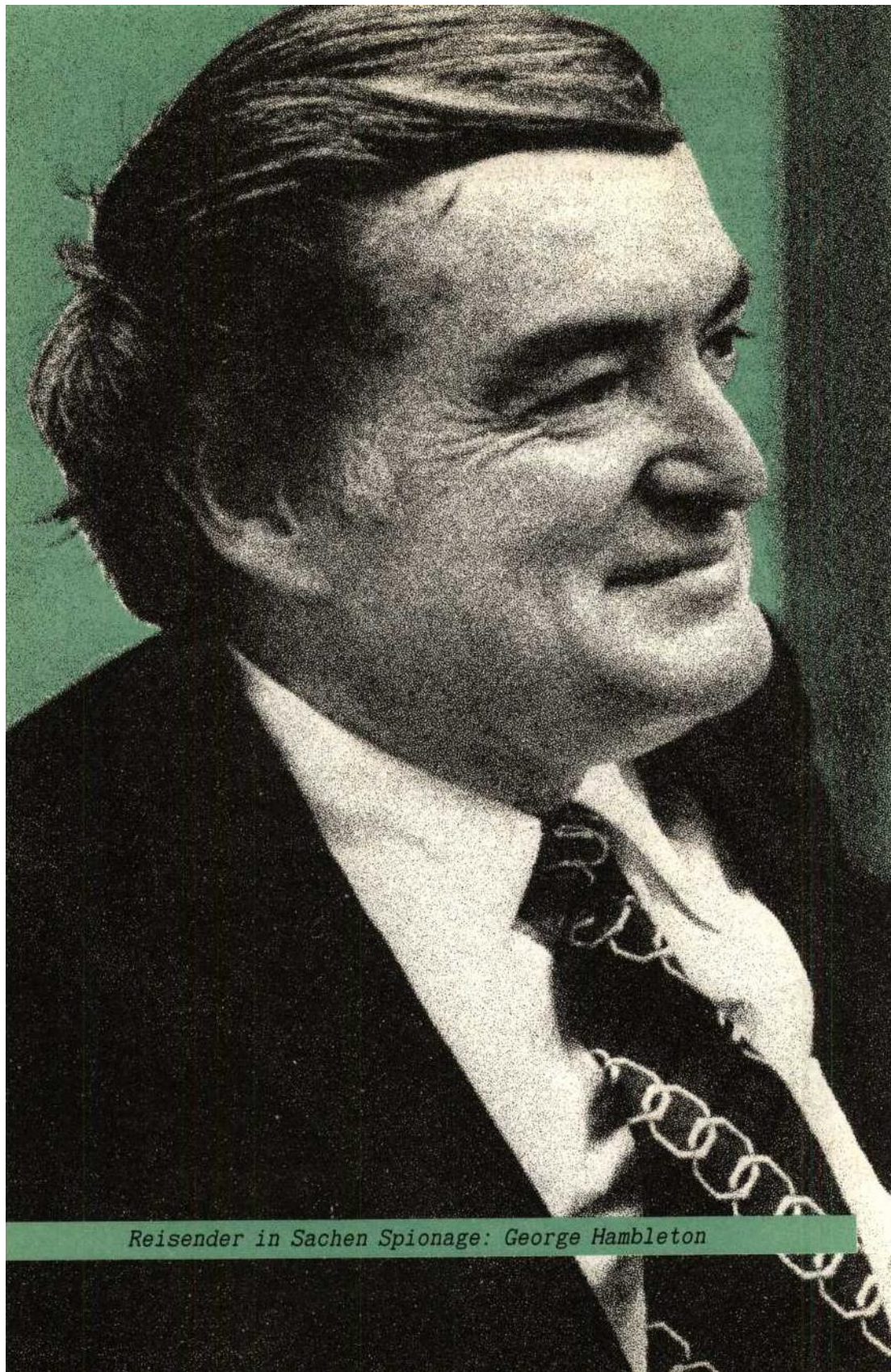
Von sechs Toten berichtete Billy im Dezember 1976 seinem Gesprächspartner Hersh – und von Teilen anderer Leichen. Das stimmte mit der CIA-Darstellung überein, nach der das Wrack beim Bergen auseinandergebrochen sein soll. Doch sei daran erinnert, dass Billys Interviewer Seymour Hersh am 19. März 1975 in der *New York Times* berichtet hatte, «hohe Regierungsbeamte» hätten ihm versichert, mehr als 70 tote Seeleute und Offiziere seien geborgen worden. Wohin sind die übrigen 64 Leichen verschwunden? Wer hat gemogelt?

Was auch der Geheimdienst aus der Tiefsee geborgen hat, er besteht noch heute darauf, Projekt Jennifer sei nur ein Teilerfolg gewesen. Eine Andeutung, der CIA würde einen weiteren Bergungsversuch wagen, wies auf eine neue Tarnung hin. Aus dem zweiten Versuch wurde tatsächlich nichts. Die *International Herald Tribune* meldete im Januar 1976, Projekt Matador, wie dieses Unternehmen genannt wurde, sei endgültig abgeblasen worden.

Der Schutz der militärischen Sicherheit der Vereinigten Staaten hätte gewiss nie verlangt, das Ergebnis des mit so viel publizistischem Aufwand vorgestellten Projekts Jennifer unter höchste Geheimhaltungsstufe zu stellen. Was immer der CIA vom Boden des Pazifischen Ozeans geborgen und welche

Schlussfolgerungen er daraus gezogen haben konnte, in jedem Fall mussten die sowjetischen Militärs mit dem für sie ungünstigsten Ergebnis rechnen. Der Schutz der «nationalen Sicherheit» verlangte daher nicht Geheimhaltung vor dem Gegner. Er erlaubte es vielmehr, das Bild des «anderen» CIA, der sauberen und aus «Sicherheitsgründen» notwendigen technischen Spionage, vorzuführen.

Der Militär- und Nachrichtendienst will nicht verpflichtet werden, öffentlich Rechenschaft abzulegen. Das Projekt Jennifer zeigt, wie der Topsecret-Stempel zur Abschirmung der Experten gegenüber öffentlicher Kontrolle und Kritik missbraucht werden kann. Er dient der Demonstration ihrer Unabhängigkeit und der Abwehr von Kritik in der Diskussion des so empfindsamen Sicherheitsbereichs. Die zeitunglesende, radiohörende und fernsehende Öffentlichkeit aber wähnt sich gut informiert. Die Institution der freien Presse scheint die Mauern des Schweigens, mit denen sich der Militär- und Geheimdienstkomplex abschirmt, gelegentlich doch zu durchdringen. Zwischen der totalen Abschirmung des Sicherheits- und Militärkomplexes in den Staaten des Warschauer Pakts und der grösseren Transparenz hierzulande bestehen nur graduelle Unterschiede. Das Verfahren ist anders, die Informationen scheinen freier zu fließen, und keine Behörde zensiert – doch das Ergebnis ist oft Scheininformiertheit.



Reisender in Sachen Spionage: George Hambleton

Spion aus Abenteuerlust

John Barron

«Ich muss sagen», meinte der KGB-Chef Jurij Andropow, der Mann, der später die Sowjetunion beherrschen sollte, «Sie sind ein ungewöhnlicher Fall.» Seit über 20 Jahren war der kanadische Wirtschaftsprofessor Hambleton eine der ergiebigsten Quellen Moskaus im Westen. Dennoch lehnte er eine Bezahlung für seine Spionage ab und beharrte auf seiner Unabhängigkeit. Konspiration – das war für ihn ein erregendes Spiel, ein berauschendes Mittel für seine Abenteuerlust. Wie ein Süchtiger versuchte er wiederholt, aber vergeblich, mit seiner Gewohnheit zu brechen.

An einem frostigen Novembemachmittag des Jahres 1956 verliess Hugh George Hambleton sein Büro im Pariser Nato-Hauptquartier, wo er als Wirtschaftsanalytiker für die westliche Verteidigungsorganisation arbeitete. Er war mit seinen Gedanken ganz bei einem Bericht, den er zu Hause bis zum nächsten Morgen fertigstellen musste.

Als er den Mann sah, der auf der Strasse auf ihn wartete, zuckte er zusammen und wollte im ersten Augenblick so tun, als kenne er ihn nicht. Aber die Augen des Mannes hielten seinen Blick fest, und mit einer Kopfbewegung forderte er ihn auf, ihm zu folgen. Es war keine Einladung. Es war ein Befehl, und Hambleton gehorchte.

Der Mann, KGB-Major Alexej Fjodorowitsch Tritschin, führte ihn in ein kleines Café, wo ein zweiter Russe – offensichtlich dort postiert, um eventuelle Beschatter auszumachen – sich zu ihnen gesellte. Alexej erklärte Hambleton unumwunden, dass er über seine Nato-Tätigkeit informiert sei und wisse, was für Unterlagen – über Nuklearstrategie, militärisches Gleichgewicht, politische Konflikte zwischen Nato-Staaten, Verfügbarkeit und Leistungsfähigkeit verschiedener Waffensysteme, Chancenbeurteilungen bei einem Krieg zwischen Ost und West – ihm dienstlich zugänglich seien. Alexej plauderte so ruhig da-

hin, als ob es für ihn selbstverständlich sei, dass Hambleton diese Unterlagen an die Sowjetunion weitergeben werde. Es ging nur noch um die Frage, wie und wann er sie liefern konnte, und auch darauf hatte Alexej die Antwort schon parat: am Freitag um 12.30 Uhr in der Nähe einer Metro-Station in einem Pariser Arbeiterviertel. «Nach einer Stunde haben Sie die Sachen wieder, und um 2 Uhr können Sie bereits in Ihrem Büro sein.»

Das KGB hatte die Fahrzeiten und -wege zum Treffpunkt genau kalkuliert. In weniger als 20 Minuten war Hambleton mit der Metro da. Alexej kam auf ihn zu, nahm seine Aktentasche an sich und sagte nur: «Ich treffe Sie hier in einer Stunde.» Ein wartendes Auto brachte den KGB-Offizier zur sowjetischen Botschaft, wo eine Gruppe von Technikern die Dokumente rasch fotografierte, und nach knapp einer Stunde war Alexej mitsamt Aktentasche wieder da. «Ich habe einen Umschlag mit einem kleinen Auslagenersatz für Sie hineingetan», sagte er.

Hambleton öffnete die Tasche, nahm den Umschlag heraus und drückte ihn dem Russen in die Hand. «Wirklich», sagte er, «ich brauche kein Geld.»

«Als Wirtschaftler sollten Sie wissen, dass Sie die Sowjetunion nicht zu subventionieren brauchen.»

«Ich kann mir die U-Bahn-Fahrt noch leisten.»

«Na schön. Heute in zwei Wochen zur selben Zeit an einem andern Ort.» Alexej nannte ein Café nahe einer anderen Metro-Station. «Bringen Sie mit, was Sie haben.»

Noch vor zwei Uhr war Hambleton wieder in seinem Dienstzimmer. Es war ganz leicht gewesen – und irgendwie auch aufregend.

Das Holz, aus dem Agenten sind

Vor 1950 waren die besten Sowjetagenten im Westen Intellektuelle, die im Kommunismus die grösste Chance der Menschheit für weltweite Gerechtigkeit und ein Bollwerk gegen den Faschismus sahen. Als dann aber die stalinistischen Greuel ruchbar wurden, fühlten die Intellektuellen in aller Welt sich abgestossen. Für das KGB wurde es zunehmend schwieriger, Intellektuelle allein mit Ideologie zu ködern, und es musste auf andere Lockungen und Listen sinnen, um sie für sich einzuspannen.

Vor allem in Nordamerika suchte das KGB seine intellektuelle Beute unter den Nachkommen von Leuten, die früher einmal Kommunisten oder Sympathisanten der Sowjetunion waren. Hugh George Hambleton kam aus solchen Kreisen.

Hambleton wurde am 4. Mai 1922 in Ottawa als Sohn eines englischen Vaters und einer irischen Mutter geboren. Sein Vater, ein prominenter Journalist,

war der erste ständige Europa-Korrespondent der *Canadian Press Association*. Wenn er den Kontinent bereiste, blieb Hambleton mit seiner Mutter und seiner älteren Schwester in Frankreich. Seine Mutter hatte ein fotografisches Gedächtnis, und ihre irische Erzählgabe machte sie zu einer sprühenden Unterhalterin. Einen steinreichen französischen Aristokraten und seine Frau wusste sie so zu betören, dass er sie und ihre Kinder quasi adoptierte. So verbrachte Hambleton seine Entwicklungsjahre in einem Château in der Normandie mit prächtigen Ziergärten, umgeben von einem Heer von Diensthöfen. Er wurde von den besten Lehrern an exklusiven Privatschulen unterrichtet.

In Frankreich entwickelte sich bei Mrs. Hambleton ein brennendes Interesse an Russland und dem revolutionären Experiment, das dort im Gang war. Sie lernte Russisch und mischte sich in russische Emigrantenkreise, die zwar vorwiegend aus Antikommunisten bestanden, aber von sowjetischen Agenten durchsetzt waren. Lange Zeit hielt sie den engen geselligen Kontakt mit Russen aufrecht.

1937 schickte Hambletons Vater die Familie nach Ottawa zurück, weil er überzeugt war, dass ganz Europa bald in den Flammen eines Krieges aufgehen werde. In Kanada nahm Mrs. Hambleton an Empfängen der Sowjetbotschaft teil und lud umgekehrt sowjetisches Botschaftspersonal zu sich ein. Später gab sie einigen dieser Leute auch Englischunterricht. So war Hambleton von klein auf daran gewöhnt, mit Russen oder Sowjetdiplomaten freundschaftlich zu verkehren.

1940 beendete Hambleton die Schule, machte seine erste Bekanntschaft mit den USA und lernte während eines Vorbereitungsseminars in Kalifornien Spanisch. Nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor kehrte er nach Kanada zurück, wo Charles de Gaulles Französische Befreiungsarmee Rekruten anwarb. Hambleton meldete sich und stiess in einem französischen Ausbildungslager in Nebraska zu einem buntgewürfelten Haufen von Männern aus allen Teilen der Welt. Da er französische, englische, deutsche und spanische Kommandos geben konnte, wurde Hambleton mit 19 Jahren zum Sergeanten ernannt.

Nach der Ausbildung teilten die Franzosen ihn dem Generalkommando Aufklärung in Algerien zu, wo er Agentenberichte aus Spanien übersetzte. Obwohl er als junger Kanadier nichts mit den Ränken und Intrigen der rivalisierenden französischen Lager in Algier zu tun hatte, faszinierten sie ihn doch und weckten in ihm eine Neigung zur Konspiration.

Nach der Befreiung von Paris arbeitete Hambleton für die französische Aufklärung als Verbindungsoffizier bei der 103. Division der US-Armee. Dort stand er unter dem Befehl amerikanischer Offiziere und erledigte für sie Geheimdienstaufträge. Als er 1945 nach Paris zurückgerufen wurde, musste er

feststellen, dass die Franzosen ihm wegen seiner engen Zusammenarbeit mit den Amerikanern nun mit Misstrauen begegneten. Mit Hilfe seines Vaters konnte er zum kanadischen Heer überwechseln und kam nach Strassburg, wo er Kriegsgefangene verhörte und Geheimberichte auswertete.

Als Hambleton 1946 schliesslich vom Militär entlassen wurde, hatte er schon den Geheimdiensten dreier Länder gedient. Dabei war in ihm ein gewisses Verlangen nach Abenteuern und prickelnder Gefahr geweckt worden. Er hatte es genossen, in Geheimnisse eingeweiht zu sein und Weltereignisse im Voraus zu kennen. Als er sich nach seiner Rückkehr nach Kanada an der Universität von Ottawa einschrieb, beschlich ihn manchmal das Gefühl, er vermisse all das.

1948 heiratete Hambleton eine Frankokanadierin und studierte dann an der Nationalen Autonomen Universität in Mexiko. 1950 legte er sein Staatsexamen in Wirtschaftslehre ab. Wieder in Ottawa, bekam er eine Stelle beim kanadischen Filminstitut, das einen spanischsprechenden Repräsentanten brauchte, um die Verbreitung kanadischer Filme in Lateinamerika zu fördern.

Inzwischen hatten die erzwungene sowjetische Hegemonie über Osteuropa, die Versuche der Sowjetunion, sich den Iran, die Türkei und Griechenland einzuverleiben, die Berliner Blockade, das Wiederaufleben der stalinistischen Säuberungen und der Angriff des kommunistischen Nordkoreas auf Südkorea das Bild der Russen im Westen radikal verändert. Dennoch pflegten Hambletons Eltern weiterhin Kontakte mit sowjetischen Diplomaten. In ihrem Haus machte Mrs. Hambleton ihren Sohn 1951 mit Wladimir Borodin von der Sowjetbotschaft bekannt. Bald lud der weltgewandte Russe Hambleton immer öfter in teure Restaurants zum Essen ein.

Borodin erzählte gern von seinen Kriegserlebnissen und verleitete Hambleton so dazu, auch von seinem Militärdienst zu erzählen – bei der Aufklärung. Es war die klassische Aushorchungs- und Warmhaltetaktik, und Borodin behielt sie bis zu seiner Rückberufung nach Moskau Ende 1953 bei. Einmal deutete er auf der Rückfahrt von einem langen Essen an, dass Hambleton ihm helfen könne, indem er ihm «bestimmtes Material» aus dem Filminstitut zukommen lasse. Nun gab es beim Filminstitut keinerlei Geheimnisse und auch sonst nichts, was für eine ausländische Macht interessant gewesen wäre. Aber Hambleton verstand, was dieses Angebot bedeutete, und wechselte unverbindlich das Thema. Trotzdem zeigte Borodin ihm eine Stelle an einer Strassenkreuzung, wo er «das Material» hinterlegen solle, wenn er sich doch noch dazu entschliessen könne, seinem Freund zu helfen. Dann gingen sie auseinander. Hambleton war überzeugt, dass er Borodin nie wiedersehen würde.

1954 beschloss er, an der Pariser Universität seinen Doktor zu machen und sich ganz einer Karriere als Wirtschaftswissenschaftler zu verschreiben. Ein paar Monate nachdem er und seine Frau sich in einem hübschen Häuschen etwa 50 Kilometer von Paris eingerichtet hatten, tauchten an einem späten Samstagnachmittag plötzlich zwei Männer aus dem Dunkel auf: Borodin und ein zweiter Russe.

«Wie um alles in der Welt haben Sie mich nur gefunden?» fragte Hambleton, der seine Adresse ausschliesslich seinen Eltern mitgeteilt hatte.

«Alte Freunde finden einander immer. Jedenfalls sind wir hier. Und das muss gefeiert werden!»

Bei einem grossartigen Essen in einem ländlichen Restaurant stellte Borodin ihm seinen Gefährten «Alexej» vor, der in Wahrheit der KGB-Major Alexej Fjodorowitsch Tritschin war. Er fragte Hambleton nach seinen Plänen aus und überlegte laut, ob er nicht einige «unabhängige Forschungen» für die Russen durchführen könne, für die er selbstverständlich eine angemessene Vergütung erhalten werde. Hambleton lehnte das Angebot erneut ab.

Trotzdem brachte er es nicht fertig, die Verbindung mit den Russen abzubrechen. Er nahm auch Alexeys zweite oder dritte Einladung zum Abendessen an, und bis zum Ende des Jahres 1955 gingen sie nun alle paar Monate einmal zusammen essen. Alexej meinte, wegen der vergifteten Atmosphäre durch den McCarthyismus in Amerika sei es vielleicht in Hambletons Interesse, wenn sie unauffällige Restaurants wählten und ihre Freundschaft für sich behielten. Diese leise Andeutung einer harmlosen Konspiration war ganz nach Hambletons Abenteuerergeschmack. Ausserdem schmeichelte es ihm, dass Alexej seine Ansichten zu internationalen Ereignissen ernst nahm. Und als Wissenschaftler, der gewissermassen über der Politik stand, gestattete er sich hin und wieder, die Welt mit den Augen der Sowjets zu betrachten.

Als sie Anfang 1956 einmal darüber sprachen, was Hambleton nach seiner Promotion im Juni tun könne, drängte Alexej ihn, sich um eine Stelle beim Nato-Hauptquartier in Paris zu bemühen. Hambleton zweifelte an seiner fachlichen Qualifikation für die Arbeit in einer militärischen Organisation, doch da er schon eine Bewerbung verfasst und an über ein Dutzend Universitäten und Institute verschickt hatte, adressierte er eine Ausfertigung auch an die Nato. Dann vergass er die Sache.

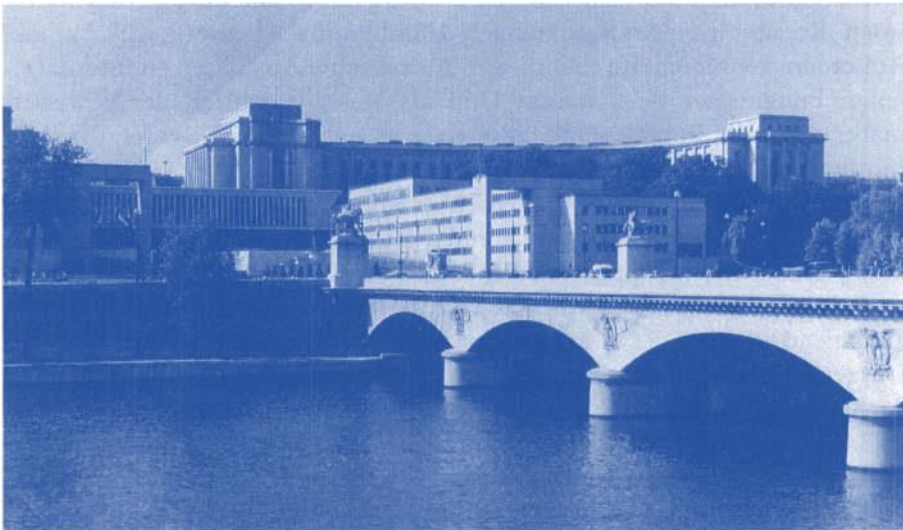
Bald vergass er auch alle anderen Bewerbungen. Seine Leistungen an der Pariser Universität hatten die London School of Economics so beeindruckt, dass sie ihm ein Vollstipendium für weitergehende Studien anbot. Hambleton erklärte Alexej bei ihrer vermeintlich letzten Begegnung, dass er im Frühsommer nach England übersiedeln werde.

Dann meldete sich überraschend die Nato. Ein Freund Hambletons hatte eine Arbeit im Wirtschaftsausschuss des Bündnisses angenommen. Als er zufällig von Hambletons Bewerbung erfuhr, setzte er sich für ihn ein, und nach einem Vorstellungsgespräch unterbreiteten Nato-Beamte Hambleton ein Angebot, das noch unwiderstehlicher war als das aus London. Hambleton nahm prompt an.

Seine Aufgabe bestand darin, die Stärken und Schwächen, Möglichkeiten und Grenzen der Volkswirtschaften von Nato- und Sowjetblock-Staaten zu analysieren. Ihm und seinen Kollegen standen dafür die ausführlichsten geheimen und nicht geheimen Daten zur Verfügung. Ihre Untersuchungen, oft mit politischen Analysen verquickt, lagen dem Nato-Ministerrat bei der Formulierung der Pläne und der Politik des Bündnisses zugrunde. Dass er Zugang zu höchst geheimen Unterlagen und Informationen hatte, gab Hambleton das befriedigende Gefühl, im Mittelpunkt des Weltgeschehens zu stehen und an ihm beteiligt zu sein. Je mehr er sich in seine Arbeit vertiefte, desto fester war er von der Richtigkeit seiner Entscheidung überzeugt.

Da er aber wusste, dass jede weitere Beziehung zu den Sowjets, ja sogar seine früheren Verbindungen ihn seine Zulassung als Geheimnisträger und die Stelle kosten konnten, schrieb er an seine Eltern und bat sie dringend, seine neue Tätigkeit unter keinen Umständen gegenüber irgendeinem Russen zu erwähnen.

Den ganzen Sommer und Frühherbst hörte er nichts mehr von den Russen,



Bis 1958 befand sich das Nato-Hauptquartier im Pariser Palais de Chaillot nahe dem Eiffelturm. Hier arbeitete und spionierte Hambleton in den fünfziger Jahren.

und seine Besorgnis legte sich allmählich. Bis er dann an jenem eisigen Novembernachmittag in Paris beim Verlassen seiner Dienststelle Alexej auf der Strasse stehen und auf ihn warten sah.

Die Dokumente, die er Alexej dann übergab, waren nicht als geheim eingestuft und in seinen Augen harmlos. Aber mit dieser ersten Übergabe hatte Hambleton eine Schwelle überschritten: Er verkehrte nicht nur mit dem Feind – er kollaborierte mit ihm.

Immer tiefer verstrickt

Ein paar Monate gab sich das KGB mit dem zufrieden, was er ihm aushändigte, und drängte nicht auf mehr. Im Sommer 1957 glaubte es dann aber, Hambleton fest genug in der Hand zu haben, um ihn unter Druck setzen zu können. Alexej erklärte ihm unverblümt, dass man von jetzt an umfassenderes und geheimeres Material von ihm erwartete. «Sie geben ja selbst zu, dass Sie mit geheimen Unterlagen arbeiten», sagte er. «Die einen kann man ebenso leicht herausbringen wie die andern.»

Hambleton wusste, dass ihm nur die Wahl zwischen Mitmachen und beruflichem Ruin blieb, und so brachte er zum nächsten Treffen drei geheime Studien und eine streng geheime mit. Die sieben Jahre, die das KGB investiert hatte, um Hambleton nach und nach zu korrumpieren, warfen jetzt eine so ungeheure Dividende ab, dass es in Paris eine eigene Abteilung einrichtete, um sie zu sammeln und zu sichten. Wenn Hambleton und Alexej sich trafen, parkte in der Nähe immer ein schwarzer Lastwagen, der als fahrbares Fotolabor eingerichtet war. Drinnen konnten KGB-Techniker bis zu 100 Blatt Papier in weniger als zehn Minuten kopieren. Kaum ein Gebiet, das die westlichen Interessen wesentlich berührte, wurde in den Hunderten von Nato-Dokumenten, die 1958 und 1959 in diesen KGB-Wagen geschleust wurden, nicht mindestens gestreift. Kein Wunder, dass Alexej Hambleton wiederholt versicherte, die Dokumente seien pures Gold, ausserordentlich wertvoll und würden von Mitgliedern des Politbüros gelesen.

Hambletons ständige Weigerung, einen «Auslagenersatz» anzunehmen, hatte dem KGB die Überzeugung gegeben, er sei ein ideologischer Marxist oder ein glühender Bewunderer der Sowjetunion. Das KGB wusste auch – genau wie er selbst –, dass es ihn im äussersten Fall erpressen konnte. Aber seine blossige Weigerung, Geld zu nehmen, machte den Russen in Verbindung mit seiner unverhohlenen intellektuellen Unabhängigkeit klar, dass eine gewisse Finesse im Umgang mit ihm am Platz war.

Die Treffen zwischen Alexej und Hambleton bargen ein Risiko in sich, und je häufiger sie sich trafen, desto grösser wurde dieses Risiko. Das KGB hielt

es für wenig sinnvoll, Hambleton ein Agentenfunkgerät zu geben, da er in seiner engen Wohnung bestimmt keine Mitteilungen empfangen konnte, ohne dass seine Frau es merkte. Und auch nachdem seine Ehe 1958 geschieden wurde, lehnte Hambleton den Vorschlag ab, sich in subversiven Fertigkeiten ausbilden zu lassen und Morsen zu lernen.

Im Frühjahr 1960 erklärte Alexej eine ganze Reihe neuer Verfahren, denen Hambleton zu folgen habe. KGB-Experten hatten ein Radio für ihn gebaut, das einem französischen Standardmodell völlig glich, aber bestimmte Funksignale auf Magnetband aufzeichnen konnte. Hambleton musste nur zu festgesetzten Zeiten auf eine bestimmte Frequenz schalten, das Band herausnehmen und mit einem schwarzen Pulver einreiben, dann wurden Gruppen von je fünf Ziffern sichtbar, die er anhand des richtigen Dechiffriercodes leicht entschlüsseln konnte.

Das KGB hielt es jetzt auch für sicherer, wenn Hambleton die Dokumente über Nacht mit nach Hause nahm, dort fotografierte und die Filme in toten Briefkästen deponierte. Empfangene Funksprüche sollte er durch bestimmte Postkarten an eine Genfer Briefkastenadresse bestätigen und auf demselben Weg mitteilen, ob er den Auftrag ausführen könne oder nicht. Persönliche Treffs sollten auf zwei bis drei im Jahr möglichst ausserhalb Frankreichs beschränkt sein. In Notfällen könne er eine KGB-Nummer anrufen und nach «Monsieur Fontaine» fragen. Alexej oder ein anderer Offizier würde sich dann zwei Stunden später an einem Ort im Bezirk Père-Lachaise mit ihm treffen.

Die Abenteuer und Risiken des Spionierens, die Anerkennung seitens der Russen und das Gefühl, ein Akteur auf der Weltbühne zu sein, hatten Hambleton einen gewissen Nervenkitzel bereitet. Gleichzeitig glaubte er aber auch an die Nato als notwendige Ausgleichskraft in der internationalen Politik. Er fühlte sich der Organisation sowie seinen Kollegen und Vorgesetzten verpflichtet. Manchmal brachten ihn solche Gefühle dazu, dem KGB besonders wichtige Dokumente vorzuenthalten, die er ihm ebenso leicht wie die übrigen hätte zuspielen können.

Die Spionageausrüstung, die man ihm aufgezwungen hatte, verstärkte seinen inneren Konflikt noch. Wenn er Botschaften entschlüsselte, heimlich Dokumente fotokopierte und die Filme unter Steinen und in Astlöchern versteckte, konnte er sich nicht länger einreden, er mache nur in einem abstrakten Spiel mit. Er begriff, dass es für seine Zusammenarbeit mit den Russen nur ein Wort gab: Verrat. Und als die Ost-West-Beziehungen sich 1961 gefährlich verschlechterten, erkannte er auch die eventuell ernstesten Konsequenzen seiner subversiven Tätigkeit.

Im Lauf der Jahre hatte Hambleton den Russen 1'500 bis 2'000 Dokumente mit einem Gesamtumfang von vielen Tausend Seiten ausgehändigt. Jetzt woll-

ten sie, dass er jede Woche lieferte und ihnen bestimmte supergeheime Unterlagen zukommen liess, deren gültige Nato-Aktenzeichen sie ihm auch gleich nannten.

Unternehmen beendet

Unter dem äusseren Druck des KGB und dem inneren Druck seines Gewissens beschloss Hambleton endlich, Schluss zu machen. Im Mai rief er die Notrufnummer an und vereinbarte ein Treffen. Alexej und er trafen sich im Bezirk Père-Lachaise und flohen vor dem Regen in ein Café. «Man hat mich als Sicherheitsrisiko vor die Tür gesetzt», log Hambleton.

«Was ist passiert?» fragte Alexej.

«Meine Schwester in Ottawa hat heimlich eine Reise nach Kuba gemacht und wurde dort von irgendwelchen westlichen Geheimdienstlern erkannt.»

«Ist das alles?» bohrte Alexej.

«Es scheint so», antwortete Hambleton. «Zumindest hat mein Chef mir gesagt, es läge nichts gegen mich persönlich vor.»

Alexej war traurig. Das Unternehmen, das ihn über fünf Jahre lang in Paris gehalten hatte, war plötzlich beendet, und mit ihm war die ergiebigste Verbindung des KGB nach Westen abgeschnitten.

Nachdem Hambleton angeblich von der Nato gefeuert worden war, hatte das KGB vorerst keine Macht mehr über ihn. Bei ihrem letzten Treffen 1961 wies er noch einmal Alexejs Angebot zurück, für seine Dienste bezahlt zu werden. Aus reiner Höflichkeit hörte er Alexejs Erklärungen zu, er könne auch künftig noch mit ihm Verbindung aufnehmen, wenn er sich am Mittag des jeweils dritten Mittwochs im Monat an einer bestimmten Pariser Strassenecke einfinde. «Die London School of Economics ist nach wie vor an mir interessiert», sagte er, «und ich habe mir vorgenommen, das Stipendium zu nutzen, bevor die es sich anders überlegen.»

Da Hambleton sich nur zeitweilig in London aufzuhalten brauchte, verlegte er seinen Wohnsitz an die spanische Costa Brava und fuhr bei Bedarf mit dem Zug über Paris nach London. In den ersten Monaten genoss er die heitere Ruhe und die Erlösung vom moralischen Konflikt. Das Leben war schön und geruhsam – zu geruhsam, wie sich zeigte.

Einmal hatte der Zug aus London mehrere Stunden Verspätung, so dass Hambleton die Nachmittagsverbindung nach Barcelona verpasste und über Nacht in Paris blieb. Am nächsten Morgen fiel ihm ein, dass es Mittwoch war, der dritte Mittwoch im Mai 1962. Würde mich doch mal interessieren, ob die wirklich da sind, dachte er bei sich.

Tatsächlich! «Welch schöne Überraschung!» sagte der KGB-Offizier, nachdem sie die Erkennungsformeln ausgetauscht hatten. «Wissen Sie, dass ich fast ein Jahr lang jeden Monat hier an dieser Kreuzung gestanden habe, nur in der Hoffnung, Sie zu treffen? Nun erzählen Sie mal etwas von Ihren Plänen.»

Hambleton erklärte, dass er seine Dissertation nicht vor Frühjahr 1964 fertig haben werde. Er sei zuversichtlich, dass er danach eine Professur für Wirtschaftslehre an einer führenden kanadischen Universität bekommen könne.

«Ausgezeichnet!» rief der Russe. «Wenn Sie irgendwelche Schwierigkeiten mit einer Arbeitsstelle haben sollten, helfen wir Ihnen.»

Ein verwandter Geist

Die nächsten zwei Jahre liess das KGB Hambleton in Ruhe. Auch er verspürte keinen Drang, von sich hören zu lassen, bis er sich im späten Frühjahr 1964 wieder an der bewussten Pariser Strassenecke einfand und meldete, dass er eine Professur an der Laval-Universität in Quebec angenommen habe. Ein nervöser junger Russe erklärte ihm hastig, er müsse nach Wien fahren, wo er ohne Gefahr ein Gespräch führen könne. Hambletons Ersparnisse waren so gut wie aufgebraucht, und so nahm er zum erstenmal Geld vom KGB – gerade so viel, wie die Eisenbahnfahrt kostete.

In einem heruntergekommenen Stadtteil im Norden Wiens führte ihn ein untersetzter Russe mit rötlichem, pockennarbigem Gesicht in ein ungarisches Strassenrestaurant und stellte ihn drei andern KGB-Offizieren vor, die alle billige, schlecht sitzende Anzüge trugen. Sie sprachen höflich, geradezu unterwürfig mit ihm, als ob ein Agent mit solch legendärer Leistungsbilanz ihnen den grössten Respekt einflösste. Der Untersetzte erklärte ihm anhand seiner russisch verfassten Notizen haarklein, wie er in Ottawa regelmässig vor dem Hauptpostamt mit einem KGB-Vertreter Zusammentreffen könne.

Zwischen 1964 und 1967 nahm Hambleton auf diese Weise dreimal Kontakt mit dem KGB auf, und jedesmal fand das Gespräch in einem geparkten Auto in der Nähe der Hauptpost statt. Beim dritten Treffen ermahnte ihn der KGB-Offizier, etwas fleissiger unter den Professoren und Studenten der Laval-Universität nach potentiellen KGB-Rekruten Ausschau zu halten. Er drängte ihn auch, sich um eine Anstellung im kanadischen Aussenministerium zu bemühen. Aber Hambleton hatte nicht die Absicht, seine akademische Laufbahn aufzugeben oder eine Position anzustreben, in der er Zugang zu kanadischen Staatsgeheimnissen haben würde. Und er brachte es auch nicht über sich, seine

Kollegen oder Studenten zu verraten. Folglich fand er sich einfach nicht mehr zu den vereinbarten Treffen in Ottawa ein.

Nachdem das KGB 18 Monate nichts mehr von ihm gehört hatte, ging es aufs Ganze und schickte einen seiner nordamerikanischen Spitzenagenten, den KGB-Oberstleutnant Rudolf Herrmann, zu ihm. Hambleton erkannte hinter Herrmanns leutseliger Fassade den intelligenten und gebildeten Mann, mit dem er sich ebenso über lateinamerikanische Kunst unterhalten konnte wie über die chinesische Spielart des Marxismus oder die Vorzüge begehrenswerter Frauen. Hambleton wusste nicht, dass Herrmann ein hochrangiger KGB-Offizier war, und sah in ihm nur den Abenteurer, der er selbst war – einen verwandten Geist, mit dem er gern eine persönliche Freundschaft pflegen wollte.

Ihre Begegnungen fanden in der mahagonigetäfelten Bar des vornehmen alten Château Frontenac von Quebec statt. «Wir drehen einen Unterrichtsfilm über Quebec zur Vorführung in amerikanischen Schulen», sagte Rudi. «Ich bin der Produzent. Sie machen die Recherchen und schreiben das Drehbuch.» So getarnt, passten sie gut zwischen die Gäste des Frontenac und konnten sich ungestört und lange unterhalten.

«Kennen Sie das Hudson-Institut?» fragte Rudi eines Tages.

«Ich habe davon gehört.»

«Eine Ihrer langfristigen Aufgaben ist es, in das Hudson-Institut hineinzukommen.»

«Wie?»

«Das ist Ihre Sache. Ich bin nur der Bote, und die Botschaften, die ich überbringe, lauten: Dringen Sie in das Hudson-Institut ein, und erstellen Sie eine umfassende Studie über die chinesische Wirtschaft.»

«Und was glauben die, wo ich die Daten über China bekommen soll?» «Benutzen Sie Ihre Phantasie.»

Genau das tat Hambleton. Auf seinem Universitätsbriefpapier schrieb er an die Botschaft von Taiwan und bat um Hilfe bei der Beurteilung der chinesischen Wirtschaft. Als Antwort schickten ihm die Nationalchinesen ein blumiges Traktat voller Schmähungen gegen die chinesischen Kommunisten. Die Abhandlung war jedoch gespickt mit sachlichen Angaben, von denen viele wahrscheinlich sogar stimmten. Hambleton schrieb die taiwanesischen Propaganda in geschliffenes Englisch um und liess sie seinen Auftraggebern über Rudi als eigene Untersuchung zukommen. Moskau nannte die Studie ein Meisterwerk, denn sie besagte genau das, was die Russen hören wollten.

Im April 1970 rief Rudi aus New York an und fragte: «Können Sie das Drehbuch bis Samstag liefern?»

«Das kann ich bestimmt», antwortete Hambleton.

Das verschlüsselte Gespräch bedeutete, dass sie sich für den kommenden Samstag im Frontenac verabredet hatten. Dort teilte Rudi ihm mit, dass er sich, wenn eben möglich, in zwei Wochen «am gewohnten Ort» in Ottawa mit einem KGB-Mann treffen müsse.

In Ottawa bekam Hambleton sehr präzise Anweisungen, die zugleich eine grosse Herausforderung für ihn darstellten. Er müsse um jeden Preis einen Vorwand finden, im Sommer nach Israel zu reisen und dort Forschungen zu betreiben. Bis dahin müsse er sich aus öffentlich zugänglichen Quellen über die zur Kernwaffenherstellung nötigen Verfahren, Materialien und Einrichtungen informieren. Vor seiner Reise nach Israel müsse er einen Abstecher nach Wien machen, um dort genaue Instruktionen entgegenzunehmen.

Hambleton verbreitete, er werde den Sommer im Nahen Osten verbringen und die Belagerung von Rhodos studieren. Auf eine Anfrage bot ihm die Universität von Jerusalem grosszügig die uneingeschränkte Benutzung ihrer Bibliothek sowie jegliche weitere Forschungshilfe an, die sie ihm geben könne.

Hambleton las technische Zeitschriften und Veröffentlichungen, die man vom Presseamt der US-Regierung freikaufen konnte, und lernte dabei einiges über die Grundvoraussetzungen der Kernwaffenherstellung. Durch vorgetäushtes Interesse am wirtschaftlichen Aspekt der Waffenherstellung erweiterte er seine Kenntnisse in zwanglosen Gesprächen mit Kernphysikern, die nur so staunten, wieviel er von der Bombenherstellung verstand.

Anfang Juni fuhr er weisungsgemäss nach Wien und wurde vom KGB angesprochen. Sein neuer Kontaktmann, der sich als Paula vorstellte, war ein Mann von angenehmem Äusseren, mit graugewelltem Haar und freundlichen, blauen Augen in einem energischen Gesicht. Hambleton schätzte ihn auf etwa 50 Jahre. Anders als die meisten KGB-Offiziere, die er bisher gesehen hatte, trug Paula einen massgeschneiderten dunklen Anzug und ein weisses Hemd.

«Sie sind ja wirklich ein ungewöhnlicher Fall, ein wichtiger Fall», sagte Paula. «Ich rechne damit, noch viele Jahre mit Ihnen zusammenzuarbeiten.»

In einem Restaurant äusserte Paula sich lobend darüber, wie Hambleton seinen Israel-Auftrag vorbereitet hatte, und redete offen mit ihm darüber, warum die Sowjetunion unbedingt etwas über die Israeli erfahren wollte. Gestützt auf Notizen, zählte er die wichtigsten Fragen auf, die Hambleton dem KGB von Israel aus beantworten sollte. Vor allem ändern müssten sie wissen, ob die Israeli eine Atombombe gebaut hätten und, wenn ja, ob sie diese in einem künftigen Nahostkonflikt einsetzen würden.

KGB-Weltreisender

Lehrkörper und Verwaltung der Hebräischen Universität Jerusalem halfen Hambleton auf jede erdenkliche Weise. Durch Gespräche mit Wissenschaftlern und eigene Beobachtungen fand er rasch die Antworten auf die meisten Fragen, die das KGB hatte. Die heikle Detektivarbeit zur Lösung der Kernwaffenfrage gestaltete sich natürlich ungleich schwieriger.

Durch wiederholte Fragen, welche Gebiete in dem kleinen Land er denn unbedingt besuchen müsse, bekam er nach und nach die Orte heraus, die er keinesfalls besuchen durfte. Nachforschungen in der Bibliothek und zwanglose Gespräche mit israelischen Intellektuellen gaben ihm Auskunft über die Art der Einrichtungen in den verbotenen Zonen, ihre Nähe zu Kraftwerken und Verkehrsanlagen sowie über die Identität und Vergangenheit einiger der dort tätigen Wissenschaftler. Hambleton richtete sein Augenmerk auch auf die engen israelischen Verbindungen zu Südafrika, einem Land, dem er durchaus die Fähigkeit zutraute, Kernwaffen zu bauen. Als Hambleton im August wieder nach Wien aufbrach, war er sicher.

Paula las seine Berichte mit unverhohlener Bewunderung, genau wie Rudi Herrmann es getan hatte. Der Kernwaffenreport aber liess ihn vor Erregung richtig aus dem Häuschen geraten. Er besagte im Wesentlichen, dass Israel mit Hilfe heimlicher technologischer Unterstützung aus Südafrika und in Amerika gestohlener Unterlagen mehrere Atombomben gebaut habe und jährlich noch ein paar mehr baue. Wenn die Israeli in einem künftigen Krieg glaubten, durch Einsatz dieser Waffen ihre Vernichtung verhindern zu können, würden sie zweifellos als letzte Möglichkeit davon Gebrauch machen.

«Sind Sie dessen sicher?» fragte Paula.

Hambleton schilderte ihm die Schritte, die ihn zu dieser Schlussfolgerung geführt hatten.

«Also, das wird in Moskau eine Sensation auslösen», prophezeite Paula richtig. Ehe sie auseinandergingen, forderte er Hambleton erneut auf, nach Mitteln und Wegen zu suchen, wie er in den Dienst der kanadischen Regierung kommen könnte.

Die Gelegenheit ergab sich 1971, als das kanadische Amt für Internationale Entwicklung Hambleton bat, sich für ein halbes Jahr beurlauben zu lassen und sich der peruanischen Regierung als Wirtschaftsberater zur Verfügung zu stellen. Bei einem Treff in Ottawa, der nur eine Minute dauerte, informierte er einen KGB-Offizier über seine Pläne.

Die Tätigkeit in Peru machte Hambleton sehr viel Spass. Als er dann eines Nachmittags im November seine Dienststelle in Lima verliess, erwartete ihn Paula.

Der KGB-Mann begrüßte ihn mit einer herzlichen Umarmung, und sie gingen in ein Restaurant, wo Paula förmlich überschäumte. Offensichtlich genoss er die Gelegenheit in vollen Zügen, Peru zu sehen und seinen Lieblingsagenten wiederzutreffen. «Ihr Bericht über die israelische Bombe wurde in höchsten Kreisen gewürdigt», verkündete er stolz. «Politbüromitglieder persönlich haben ihn gelesen. Herzlichen Glückwunsch.»

Am nächsten Abend gab Paula ihm eine Briefkastenadresse in Ost-Berlin und erklärte ihm die Benutzung eines Geheimschriftblocks, von dem man ein Blatt auf irgendein Qualitätspapier legte, worauf man dann auf einer Unterlage aus Glas schrieb.

Paulas unerwartetes Auftauchen in Lima wirkte auf Hambleton elektrisierend. Er war also so bedeutend, dass Moskau sich nicht scheute, einen Mann um den halben Globus zu schicken, nur damit er ein paar Stunden mit ihm redete. Was er schrieb, war so wichtig, dass die Herren der Sowjetunion es persönlich lasen. Er hatte einen direkten Draht zur Führung des zweitmächtigsten Staates der Erde. Wie viele Professoren auf der Welt konnten das von sich behaupten?

Als er Ende 1971 wieder nach Kanada an die Universität zurückkehrte, berichtete Hambleton dem KGB über die politische Lage in Peru und schickte regelmässig kurze Berichte über seine Aktivitäten nach Ost-Berlin.

Inzwischen hatte seine Arbeit in Peru ihm die berufliche Wertschätzung mehrerer hoher Beamter beim kanadischen Amt für Auslandshilfe eingetragen, und Anfang 1973 traten sie mit einem erneuten Angebot an ihn heran. Die kanadische Regierung und die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) finanzierten ein Projekt, das Haitianern beibrachte, wie sie bei den internationalen Hilfsorganisationen eingereichte Entwicklungsvorschläge richtig vorbereiten mussten. Hambleton erschien ihnen als der ideale Mann dafür. Mit dem Segen der Universität machte er sich im Mai 1973 auf den Weg nach Port-au-Prince.

Dem KGB teilte er in Geheimschrift mit, dass er bis Mai 1975 auf Haiti sein werde. Aber als er einmal dort war, liess er nichts mehr von sich hören. Er fürchtete, die haitianischen Behörden würden jeden an die Karl-Marx-Allee in Berlin adressierten Brief beschlagnahmen. So hatte er keine weitere Verbindung mehr mit dem KGB, bis der allgegenwärtige und unermüdliche Rudi Herrmann ihn im Herbst 1974 auf einer schlammigen Strasse von Port-au-Prince aufspürte. Rudi gab ihm eine neue Briefkastenadresse für Österreich und überbrachte ihm einen KGB-Befehl, der ihn für Dezember zu einer Besprechung nach Wien rief.

Bei dem Treffen in Wien brachte Paula ihm die gleiche Freundlichkeit entgegen wie vor drei Jahren in Lima; er hatte aber eine Reihe neuer Wünsche.

«Sie müssen sich vor allem darauf konzentrieren, Amerikaner kennenzulernen und auszuloten. Sie können ja mit ihnen reden, ohne Verdacht zu erregen. Und Sie müssen daran denken, einen Ersatz für sich selbst in Kanada zu suchen.»

Das KGB wollte von Hambleton auch, dass er nächsten Sommer wieder nach Israel reiste. Dann sollte ein heimlicher Abstecher nach Moskau zu «Gesprächen auf höchster Ebene» folgen. Wie befohlen erschien Hambleton im Juni 1975 wieder in Wien, um von Paula seine neuen Anweisungen für Israel entgegenzunehmen. An vier aufeinanderfolgenden Tagen wartete er die für ein Geheimtreffen höchstzulässigen fünf Minuten, doch weder Paula noch sonst jemand liess sich am Treffpunkt blicken. Er schickte eine Nachricht an die Wiener Briefkastenadresse und teilte mit, dass er weitergereist sei und am 15. August wieder in Wien sein werde.

Ohne Anweisungen vom KGB beschloss Hambleton, in Israel eine demographische Untersuchung vorzunehmen. Auch diesmal profitierte er von der Kooperationsbereitschaft der israelischen Gelehrtenwelt, die keinen Grund zu der Annahme hatte, dass er etwas anderes sei als ein freundlicher kanadischer Wissenschaftler, der Sympathien für ihr Land habe.

Um die Verabredung mit Paula am 15. August in Wien einzuhalten, flog Hambleton dann nach Griechenland und fuhr von Athen aus mit dem Zug weiter. Während der Zug in Saloniki hielt, starrte er eine zierliche junge Frau an, die mit ihren Eltern den Gang entlangkam. Ihre samtene schwarze Augen, die olivbraune Haut, das rabenschwarze, volle, lockige Haar, der sinnliche Schwung ihres Körpers in seiner frischen, vollen Blüte erinnerten ihn an eine Zigeunerin, und im Vorübergehen schenkte sie ihm ein offenes, kokettes Lächeln.

Ohne Plan oder Vorbedacht sammelte er seine Siebensachen ein, folgte der Familie in den nächsten Wagen und setzte sich ihr gegenüber. Als der Zug aus dem Bahnhof rollte und in die Hochebenen Makedoniens fuhr, öffnete die Mutter eine Tasche und breitete Reiseproviant aus. Vor dem Essen hielt die Familie eine kurze Konferenz auf Serbisch ab. Dann beugte das Mädchen sich vor und fragte ihn in holprigem Englisch: «Entschuldigung, sind Sie Amerikaner?»

«Nein, Kanadier. Ich lehre an der Universität Quebec.»

«Ich lerne Englisch», sagte sie. «Ich nicht lerne sehr gut.»

«Sie sprechen sehr gut, sehr hübsch. So hübsch, wie Sie aussehen.»

«Meine Mutter fragt, ob Sie ein Brot möchten.»

Ljiljana war 21 Jahre alt und studierte Biologie an der Belgrader Universität. Im vorigen Sommer hatte ihr älterer Bruder in einem Restaurant im Staat New York gearbeitet und war nicht nur mit Dollars zurückgekommen, sondern mit wunderbaren Geschichten über Amerika. Sie erkundigte sich eifrig nach

Kanada und erzählte Hambleton ebenso eifrig vom Leben in Jugoslawien, auf das sie ungemein stolz war.

Sie vergassen alles andere und unterhielten sich ununterbrochen fast drei Stunden lang. An der jugoslawischen Grenze mussten sie in verschiedene Züge umsteigen, und Hambleton kaufte ihr in einem kleinen Laden ein Perlenhalsband. Als er es ihr um den Hals legte, fragte er: «Darf ich Sie wiedersehen?»

Ja.»

«Wann?»

«Ich kann Sie in fünf Tagen in Belgrad treffen.»

«Ich werde dasein.»

Sie tauschten ihre Adressen aus, und Hambleton nannte ihr sein Hotel in Wien. Die weitere Reise bis Wien verging in angenehmer Vorfreude auf Ljiljana. Zum erstenmal, seit er zurückdenken konnte, hatte Hambleton etwas, worauf er sich freuen konnte.

Er war noch immer mit den Gedanken bei Ljiljana, als Paula vor einer Wiener Apotheke auf ihn zutrat, ihm die Hand gab und sagte: «Sie sind auf dem Weg nach Moskau.»

«Wie meinen Sie das?»

«Sie fliegen morgen nach Moskau. Sind Sie reisefertig?»

Hambleton wollte nach Belgrad und zu Ljiljana, nicht nach Moskau. Er fürchtete aber, dass er mit einer Weigerung Argwohn erregen könnte. So erklärte er sich widerstrebend mit der Reise einverstanden.

«Sie sind ein ungewöhnlicher Fall»

Zwei KGB-Offiziere brachten Hambleton in einer schwarzen Limousine mit Diplomatenkennzeichen über die österreichische Grenze in die Tschechoslowakei. Dort wartete eine Lüpolew auf ihn. Nach einer Zwischenlandung in Polen landete die Maschine schliesslich auf einem Militärflugplatz bei Moskau.

Ein schwarzer Wagen preschte übers Vorfeld, und ein etwa vierzigjähriger Mann kam auf ihn zugelaufen.

«Ich heisse Pawel», sagte er auf Englisch mit fehlerlosem amerikanischem Akzent. «Entschuldigen Sie, dass ich Sie habe warten lassen. Sie verdienen einen besseren Empfang.»

Während sie in der Dämmerung auf Moskau zufuhren, sagte Pawel: «Wir haben ein vollgepacktes Programm für Sie vorbereitet. Intensive Schulung, Pläne für die Zukunft und Gespräche auf allerhöchster Ebene. Ausserdem möchten wir, dass Sie etwas von Moskau sehen und mindestens einen Tag in Leningrad verbringen. Das ist eine Menge für drei Wochen.»

Hambleton dachte an Ljiljana, die in Belgrad vergebens auf ihn wartete, und sagte: «Ich kann unmöglich drei Wochen bleiben. Ich werde bis Ende des Monats an der Universität zurückerwartet, und es würde schon unangenehm für mich, wenn ich auch nur eine Woche verschollen bliebe.»

Pawel brummelte etwas auf Russisch, bevor er auf Englisch antwortete: «Wir werden versuchen, unser Bestes zu tun. Keine Sorge. Das ist nicht Ihre Schuld.» Er erklärte Hambleton, dass Paula und verschiedene Instrukto­ren jeden Morgen kommen und tagsüber mit ihm arbeiten würden.

Ein Ausbilder unterwies Hambleton in Geheimschrifttechniken und zeigte ihm, wie man mittels einer Chemikalie, die das KGB ihm in Kanada geben werde, unsichtbare Briefe sichtbar machen könne. Ein anderer erklärte ihm das Prinzip der toten Briefkästen, wie man Tamvorrichtungen benutzt und woran man erkennen kann, dass man beschattet wird.

An einem Morgen brachten zwei Techniker ihm einen Kurzwellenempfänger und eine Vorrichtung, die sie Luminaire nannten. Sie sah aus wie ein grauer Metallkasten, 23 mal 15 mal 5 Zentimeter gross, und hatte auf der Oberseite zehn Fenster. Einer der Techniker schloss das Luminaire an den Empfänger an. Plötzlich leuchteten die Fensterchen eins nach dem andern auf, und es erschienen Ziffern zwischen 0 und 9. Der Techniker erklärte ihm, dass be-



Spionagegerät, das von Hambleton benutzt wurde. In der Mitte das «Luminaire», eine akustisch-optische Vorrichtung zur Übermittlung von Zahlenreihen. Rechts ein Schreibblock zum Abfassen unsichtbarer Botschaften. Die Flaschen darüber enthalten Chemikalien, mit denen man solche Texte sichtbar machen konnte. Links oben Anweisungen nebst einem Plan für einen toten Briefkasten.

stimmte akustische Signale, die von der Zentrale ausgesendet würden, bestimmte Fensterchen aufleuchten liessen. Hambleton brauchte nur die Zahlen aufzuzeichnen, in Fünfergruppen zu zerlegen und anhand des richtigen Schlüssels zu dechiffrieren.

Das Luminaire war in KGB-Labors für Schlüsselagenten entwickelt worden, die keine Lust hatten, Morsen zu lernen, oder die in Verhältnissen lebten, die einen Funkempfang nicht erlaubten. Es bot den Vorteil, dass es lautlos, einfach zu handhaben und gegen atmosphärische Störungen praktisch immun war. Aber Hambleton war gleich klar, dass jeder Sicherheitsdienst, der ein Luminaire fand, sofort dessen Herkunft, Zweck und Bedeutung erkennen würde. Die Geräte waren zur Zeit offenbar knapp, denn das KGB erklärte ihm, dass es noch ein paar Monate dauern könne, bis eines davon nach Kanada geschmuggelt werde.

Gegen Ende der Woche verkündete Pawel: «Wir werden heute Abend zum Essen sehr wichtigen Besuch haben. Er interessiert sich für Ihre Ansichten über internationale Angelegenheiten. Verhalten Sie sich ganz ungezwungen, und sagen Sie offen, was Sie denken.»

Hambleton war auch nicht gewillt, besonders ehrerbietig zu sein, als am Abend ein hochgewachsener grauhaariger Russe in Begleitung von drei Männern eintrat, von denen zwei offensichtlich Leibwächter waren. Der Besucher war zwar höflich, wirkte aber herablassend und stellte sich nicht vor. Er bestand darauf, Englisch zu sprechen. Hambleton nahm an, dass er es einmal sehr gut gesprochen haben musste, denn seine Wortwahl und Grammatik waren hervorragend. Allerdings musste er häufig einen seiner Untergebenen nach einem Wort fragen oder sich auf Russisch erklären lassen, was Hambleton auf Englisch gesagt hatte.

Beim Essen fragte der Russe Hambleton über die Weltpolitik aus. Ob es den USA möglich sei, ihre Militärausgaben über den gegenwärtigen Stand hinaus drastisch zu erhöhen? Hambleton antwortete, die USA könnten leicht ihren Verteidigungshaushalt verdoppeln, ohne ihre Wirtschaft ernstlich aus dem Tritt zu bringen.

Die Unterhaltung wandte sich Westeuropa zu, und der Russe prophezeite, dass der Gemeinsame Markt letzten Endes scheitern werde. Hambleton war da anderer Meinung, sagte aber nichts.

«Ihre Leistungen waren und sind gross», sagte der Russe zu Hambleton. «Könnten Sie in den USA in irgendeinem geheimen Forschungszentrum arbeiten, etwa am Hudson-Institut?»

Hambleton sagte, eine solche Aufgabe könne er wahrscheinlich bekommen. Der Russe drängte ihn, es zu versuchen, und meinte, inzwischen werde das KGB ihn weiter in «vernachlässigten Gebieten» beschäftigen, wohin es nur schwer Agenten schicken könne.

Jurij Wladimirowitsch Andropow – der später noch sowjetischer Staatschef wurde – war von 1967 an Leiter des sowjetischen Geheimdienstes KGB. Als solcher führte er 1975 ein einstündiges Gespräch mit dem kanadischen Professor Hambleton und war von ihm beeindruckt.



Eine Stunde nach seiner Ankunft stand der Gast ziemlich abrupt auf, wünschte Hambleton alles Gute und entfernte sich mit seinen Begleitern. Seine letzten Worte waren: «Ich muss schon sagen, Sie sind ein ungewöhnlicher Fall.»

Nachdem Hambleton wieder mit Paula allein war, erkundigte er sich, wer der Besucher gewesen sei. Er habe, sagte Paula, mit dem KGB-Vorsitzenden Jurij Andropow gesprochen – dem Mann also, der eines Tages die höchste Macht in der Sowjetunion besitzen sollte.

Verliebt

Zwei Tage nach Andropows Besuch gab Paula neue Anweisungen. «Wir möchten, dass Sie sich eine Arbeit suchen, die es Ihnen ermöglicht, nach Washington oder New York zu ziehen. Gleichzeitig sollten Sie auf irgendeine Weise mit dem Hudson-Institut Verbindung aufnehmen.»

Die Entsendung in die USA, das Gespräch mit dem Chef des KGB, der Gedanke, ein Luminaire zu besitzen – das alles warnte Hambleton, dass er in eine toderne, gefährliche Spionageaffäre verwickelt zu werden drohte. Einmal in Washington oder New York, würde er nicht mehr der Dilettant sein, der aus intellektuellem Spass ein bisschen spionierte. Er würde nicht nur seine Karriere und seinen Ruf aufs Spiel setzen, sondern sein Leben und das Schicksal der westlichen Kultur.

Agentenschulung

Wenn ein frisch angeworbener Agent erwartet, zum Erlernen seines neuen «Berufes» in eine Spionageschule oder in ein Ausbildungslager geschickt zu werden, dann sieht er sich getäuscht. Derartige Einrichtungen hat es früher einmal, insbesondere während des Zweiten Weltkrieges, gegeben. Damals versammelte man mehrere Schüler an einsamen und gut bewachten Orten, wo sie ausgebildet wurden. Moderne Geheimdienste bedienen sich niemals derartiger Ausbildungsmethoden, schon deshalb nicht, weil es nicht möglich ist, ein Höchstmass an Geheimhaltung zu gewährleisten. Der Agent könnte beispielsweise zur Gegenseite überlaufen und alles verraten, was er weiss; und er weiss viel! Er kennt die Lage der Ausbildungsstätten, die Namen von Lehrern, Spezialausbildern, Kursteilnehmern, und er kann die Personen, das Ausbildungsprogramm, die Ausbildungsmethoden und die Einrichtungen technischer Art beschreiben – zusammengefasst alles, was er gehört und gesehen hat. Um kein Risiko einzugehen, wendet man das sogenannte Abschottungs-

prinzip an. Dahinter steckt die einfache Überlegung: Jemand, der nichts weiss, kann auch nichts verraten. Während der Ausbildung werden die Kandidaten streng voneinander getrennt, und selbst ihre Ausbilder kennen sie nur unter dem Decknamen.

Wie bei der Anwerbung richtet man sich auch bei der Schulung danach, ob ein Agent aus dem eigenen Machtbereich oder aber dem Operationsbereich stammt. Ein Agent aus dem eigenen Machtbereich erhält in der Regel eine mehrjährige, wesentlich gründlichere Ausbildung als ein Agent, der im Einsatzgebiet angeworben wurde. Grundsätzlich erfolgt die Schulung – allein aus Sicherheitsgründen für die Ausbilder – in sogenannten konspirativen Wohnungen, das sind Privatwohnungen, die von Geheimdiensten genutzt werden. Diese Wohnungen befinden sich im Herrschaftsbereich der Zentrale, also niemals im Operationsgebiet!

Die konspirative Arbeit erfordert, dass der Agent sehr vielseitige, unterschiedliche

Mit all diesen Dingen muss ein Agent nach der Schulung mühelos umgehen können: zum Beispiel mit einem als Puderdose getarnten Container, in dem man ein Taschenmikroskop zum Lesen von Mikraten und Filmmaterial verbergen kann.



und schwierige Aufgaben zu lösen vermag, das heisst, er muss über bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügen, um seinem speziellen Auftrag gerecht werden zu können. Zu diesen Fähigkeiten gehören zum Beispiel Eigenschaften wie Menschenkenntnis, Einschätzungsvermögen, Kontaktfähigkeit, sprachliche Gewandtheit, Merkfähigkeit und die Gabe, bei einem Gesprächspartner Vertrauen zu erwecken. Wer diese Fähigkeiten nur in geringem Masse besitzt, kann sie auch durch Schulung nur noch zum Teil erlernen.

Da die kommunistischen Geheimdienste sich in ihrer Arbeitsweise erheblich voneinander unterscheiden, gibt es wohl auch keine einheitlichen Ausbildungsrichtlinien. Es gibt aber nachrichtendienstliche Taktiken und Techniken, die jeder Geheimdienst anwendet und lehrt. Im Allgemeinen weist man den neuen Agenten zuerst in die Regeln der Konspiration ein. Er lernt, dass er sich am Arbeitsplatz und im Privatbereich freundlich und unauffällig verhalten soll. Ausserdem bringt man ihm bei, wie man sich bei der Materialbeschaffung absichert und wie man sich bei der sogenannten Wahrnehmung von geheimdienstlichen Handlungen verhält. Dazu zählt zum Beispiel, wie man feststellt, ob Treffs observiert, das heisst beobachtet werden, und wie man tote Briefkästen anlegt, beschickt und leert.

Agenten, die zu Treffs aus dem Operationsgebiet in den eigenen Machtbereich reisen, lernen ausserdem, worauf es ankommt, wenn die Papiere bei der Ein- und Ausreise ins Operationsgebiet kontrolliert werden, und wie man das Verratsmaterial tamt und verbringt, also versteckt. Darüber hinaus muss der Agent mit den sogenannten Schalteinrichtungen umgehen können, zum Beispiel wissen, wie man eine Deckanschrift und eine Telefonnummer nutzt oder wie

man einen toten Briefkasten mit Vor- und Nachzeichen versieht. Darunter versteht man abgesetzt angebrachte Signale, die anzeigen, ob der Briefkasten eine Nachricht oder Verratsmaterial enthält.

Da ein Agent ständig damit rechnen muss, entdeckt zu werden, legt man bei der Schulung besonderes Augenmerk darauf, wie er sich verhalten soll, wenn Gefahr droht. Die einzelnen Warnstufen von «Arbeit einstellen» bis hin zu «alles stehen- und liegenlassen, sofort kommen» werden abgesprochen. Ausserdem drängt man den Agenten, ständig falsche Personaldokumente und einen entsprechenden Geldbetrag zur Flucht bereitzuhalten. Für den Fall, dass er enttarnt und festgenommen wird, gelten besondere Regeln und Verhaltensweisen: Die Operation, insbesondere die Informationsquelle, darf niemals gefährdet werden. Festgenommenen Agenten ist lediglich gestattet, zur Person auszusagen. Die wahre Identität dürfen sie erst dann bekanntgeben, wenn die Legende «aufgeflogen» ist. Oberstes Gebot: Zeit gewinnen und die Zentrale informieren.

Einen breiten Raum kann die nachrichtendienstlich-technische Ausbildung einnehmen. Dazu gehört auch der Bereich der Fotografie, insbesondere die Dokumentenfotografie. Der Agent lernt, wie man mit Spezialkameras umgeht. Er erfährt, dass man mit Hilfe eines Geheimschreibverfahrens, des sogenannten Direktschreibverfahrens, unsichtbare Texte in einem unverfänglichen Brief unterbringen und diesen über einen toten Briefkasten oder eine Deckadresse an die Zentrale weiterleiten kann.

Wenn er sich über Funk mit der Zentrale verständigen soll, lehrt man ihn, wie man ein Agentenfunkgerät bedient und wie man die dazu erforderlichen Chiffrier- und Dechiffrierunterlagen handhabt.

«Ich will mein möglichstes tun», sagte er zu Paula. Auf dem Rückweg nahm Hambleton den nächsten Zug nach Belgrad. Während er sich in der jugoslawischen Hauptstadt im Hotel Slavija eintrug, standen plötzlich vier Polizisten in Zivil um ihn herum. «Wir haben ein paar Fragen an Sie», sagte einer von ihnen barsch. «Kommen Sie mit.» Sie setzten ihn in ein schmutzdeliges Büro und unterzogen ihn einem feindseligen Verhör. In immer neuen Formulierungen stellten sie ihm stets die gleichen fünf Fragen: Warum sind Sie nach Jugoslawien gekommen? Was tun Sie hier? Wen kennen Sie hier? Was haben Sie in Israel gemacht? Arbeiten Sie bei der Nato?

Hambleton war entschlossen, Ljiljana nicht zu erwähnen, um ihr keine Schwierigkeiten einzubrocken. Herablassend und mit einer aus Unschuld und Entrüstung geborenen, wohlkalkulierten Feindseligkeit wehrte er die Fragen ab. Ja, er habe bei der Nato gearbeitet, aber vor 14 Jahren dort aufgehört. In Israel habe er Material über die Belagerung von Rhodos gesammelt. Er habe gehofft, hier in Jugoslawien einen Wissenschaftler befragen zu können, der als Spezialist für diesen Krieg des 15. Jahrhunderts gelte.

Welchen Wissenschaftler?

Hambleton nannte einen Gelehrten, von dessen Tod er vor ein paar Monaten in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gelesen hatte. Schliesslich verlangte er die kanadische Botschaft zu sprechen und drohte, diese zu bitten, westliche Journalisten von seiner Festnahme zu unterrichten.

Nach drei Stunden beendeten die noch immer misstrauischen Sicherheitsbeamten das Verhör mit dem Rat, dass es wohl im Interesse aller das Beste sei, wenn Hambleton Jugoslawien unverzüglich verlasse. Da er es nicht wagte, sich mit Ljiljana in Verbindung zu setzen, reiste Hambleton ab, ohne Hoffnung, sie je wiederzusehen.

Aber in Quebec wartete ein Brief auf ihn. Enttäuscht, dass er nicht wie versprochen nach Belgrad gekommen war, hatte Ljiljana versucht, ihn in seinem Wiener Hotel zu erreichen. Er verfasste unverzüglich eine lange, zärtliche Antwort, und sie antwortete ebenso. Bald schrieben sie sich drei-, viermal die Woche. Als Ljiljana im April 1976 erwähnte, dass ihr Bruder im Sommer wieder in jenem Restaurant im Staat New York arbeiten wolle, drängte Hambleton sie beide, ihn in Quebec zu besuchen.

Sie landeten mit einer jugoslawischen Chartermaschine in Montreal, und Hambleton fuhr sie nach Quebec. Dort kamen sie und Hambleton, der für sie den Führer und Lehrer spielte, einander immer näher.

Ljiljana hatte bis zu ihrer Rückkehr nach Jugoslawien Mitte Juli bei ihrem Bruder bleiben wollen, aber Hambleton lud sie ein, mit ihm zur 200-Jahr-Feier der amerikanischen Unabhängigkeit nach Washington zu fahren.

In einem kleinen Washingtoner Hotel fanden sie ein Zimmer mit Blick auf einen Park. Sie gingen durch Museen, Parks, Theater und zum Grabmal des Unbekannten Soldaten auf dem Heldenfriedhof Arlington. Sie tranken Wein und hörten Country-Musik in Strafiencafés. Am 4. Juli mischten sie sich unter die Hunderttausende von Amerikanern auf der Mall und begeisterten sich an der Musik und dem spektakulären Feuerwerk über dem Lincoln-Denkmal. Noch am selben Tag beschlossen sie zu heiraten.

Auf dem Rückweg nach Kanada fuhren sie über New York, und Hambleton schenkte ihr einen Diamantring. Aus Pflichtgefühl wollte Ljiljana ihren Eltern noch etwas Zeit widmen und ihr Studium beenden, bevor sie Jugoslawien für immer verliess, um ihn zu heiraten. Hambleton war einverstanden. Was war die kleine Verzögerung schon angesichts der Freuden ihres künftigen Lebens zu zweit.

Teils weil er mit seinen Gedanken so bei Ljiljana war, teils wegen seiner Moskauer Erfahrungen hatte Hambleton alle Botschaften des KGB ignoriert und sich zu den festgesetzten Treffen in Ottawa nicht eingefunden. Aber eine Mitteilung Ende August 1976 war so gebieterisch im Ton, dass er dem Befehl nachkam, Material aus einem toten Briefkasten an einer stillgelegten Strasse abzuholen.

Das Material bestand aus einem Kugelschreiber, in dem Angaben über tote Briefkästen für Filmübergaben sowie künftige Treffpunkte in der Gegend von Ottawa versteckt waren. Ein weiterer Befehl wies ihn an, einen der toten Briefkästen in Montreal zu leeren, in dem sich ein neuer Dechiffriercode und ein Kurzwellenempfänger befanden, der von KGB-Technikern zum Anschluss eines Luminaire umgerüstet worden war. Als nächstes schickte die Zentrale einen Funkplan und Anweisungen für die Übergabe des Luminaire.

Im Januar 1977 fuhr Hambleton zu einem Parkhaus in Montreal und wartete in dem von der Zentrale angegebenen Bereich. Wenig später parkte ein anderer Wagen in der Nähe. Ein rundlicher kleiner Mann stieg aus, öffnete den Kofferraum und nahm eine Autobatterie heraus. Hambleton sagte gut gelaunt: «Tag, wie geht's?» Der KGB-Mann liess die Batterie fallen und rannte davon. Hambleton lud die Batterie in seinen Wagen, und als er sie zu Hause in Quebec auseinandemahm, fand er ein Luminaire.

Er sah in seinem Funkplan die für Samstag Vormittag angegebene Frequenz nach. Genau zur angekündigten Zeit leuchtete das Luminaire auf. Es übermittelte zuerst eine Anfrage, ob er im Sommer Saudi-Arabien, die Türkei, Ägypten und Israel besuchen könne. Es folgte die Frage, wann er das nächstmal zu einem Treffen nach Wien komme. Dann eine Erkundigung nach dem Stand seiner Bemühungen, ins Hudson-Institut hineinzukommen, und nach seiner Bewerbung um eine Stelle in den USA.

Hambleton interessierte nur der Sommer mit Ljiljana. Deshalb antwortete er, er müsse 1977 in Mexiko an einem Kongress teilnehmen und könne nicht in den Nahen Osten oder nach Europa reisen. Zweifellos könne er aber im Sommer 1978 hinfahren, wenn sein ihm zustehendes akademisches Ferienjahr beginne. Auf das Hudson-Institut oder die Stelle in den USA ging er absichtlich nicht ein.

Im April kam über das Luminaire ein Auftrag, den er ebenso merkwürdig wie reizvoll fand: Ob er nach denselben Methoden wie in Israel den Stand der südafrikanischen Kernwaffenentwicklung feststellen könne. Das KGB wusste, dass er in Südafrika nicht einfach so herumreisen konnte, wie er es in Israel getan hatte. Wenn die Legionen von KGB-Agenten, unterstützt von sowjetischen Wissenschaftlern und Satellitenfotos, Südafrikas Atomgeheimnisse nicht entschleiern konnten, wie sollte er ihnen von Quebec aus auf die Schliche kommen?

Doch allein schon die Unwahrscheinlichkeit, ein solches Rätsel lösen zu können, liess Hambleton den Versuch reizvoll erscheinen. In Israel hatte er einiges über die technischen Möglichkeiten und Fähigkeiten der Südafrikaner erfahren. So begann er seine Ermittlungen unter dem Vorwand, er wolle die Verbreitung der Kerntechnik erforschen. Er arbeitete vorwiegend in Bibliotheken und korrespondierte mit Wissenschaftlern und Wirtschaftlern.

Ende Mai fasste er in einem Bericht zusammen, dass Südafrika über die technischen Möglichkeiten verfüge, eine Atombombe herzustellen, deren Sprengkraft grösser sei als die der Bombe von Nagasaki. Ebenso wie Israel, schrieb er, habe auch Südafrika sowohl den nationalen Willen als auch den Glauben an die Notwendigkeit, Kernwaffen herzustellen. Er sagte voraus, dass es in wenigen Monaten die erste Atombombe zünden werde.

Den in eine Plastikhülle gewickelten Film mit seinem Bericht legte er unter einen Stein neben einem Telefonmast in der Nähe von St. Catharines in Ontario. Nachdem er die übliche Stunde abgewartet hatte, fuhr er etwa anderthalb Kilometer weiter zu einem anderen Telefonmast, wo ein Kreidezeichen ihm mitteilen würde, dass der tote Briefkasten geleert worden war. Als er kein Zeichen sah, raste er zum Versteck zurück und nahm den Film wieder an sich. In diesem Augenblick fuhr ein einzelner Wagen vorbei. Er erinnerte sich an die Warnung eines seiner KGB-Ausbilder in Moskau: Wenn du dich einem toten Briefkasten näherst, achte auf einzelne Autos. Sie können Gefahr bedeuten. Auf dem Heimweg verbrannte er den Film in seinem Autoaschenbecher. Später schickte er den Bericht per Geheimschrift mit der Post ab.

Als Ljiljana im Juni kam, sah sie fünf Jahre älter aus. In der ersten Nacht

war sie bedrückt und ungewohnt abweisend. Sie erklärte nur, dass sie krank gewesen sei, aber über die Art ihrer Krankheit wollte sie nicht reden.

Hambleton war sicher, dass die Sonne und der Zauber Mexikos sie wiederherstellen würden, und so fuhren sie langsam durch die Vereinigten Staaten gen Süden. In Mexikos Hauptstadt führte er sie ins Anthropologische Museum und ins Ballett Folklorico. Sie fuhren Boot auf den Schwimmenden Gärten, während in den Booten ringsum Mariachis spielten und Mütter für ihre Familien Tortillas backten. Aber wohin sie auch gingen, die Melancholie folgte ihnen, und manchmal weinte Ljiljana. Sie wurde blasser und dünner und endlich so schwach, dass sie das Bett nur noch drei bis vier Stunden am Tag verlassen konnte. Dann vertraute sie ihm an, dass sie eine Chemotherapie gegen Krebs durchgemacht hatte.

«Ich weiss nicht, ob wir heiraten sollen», schluchzte sie. «Mutter sagt, ich kann wegen meiner Krebskrankheit nicht heiraten.»

«In guten wie in schlechten Tagen, bis dass der Tod uns scheidet. Kennst du diese Worte?»

«Nein.»

«Es sind die Worte, die wir sprechen werden, wenn wir heiraten. Ich liebe dich.»

«Sie werden überwacht»

Ljiljana kehrte nach Jugoslawien zurück. Hambleton schrieb ihr täglich, während alles andere einschliesslich des KGB ihm gleichgültig war. Ihre Briefe kamen immer unregelmässiger, und sie erwähnte darin nie ihren Gesundheitszustand, aber sie sagte zu, sie wolle in seinen Weihnachtsferien eine Woche mit ihm in Spanien verbringen.

Sie hatte schlechte Neuigkeiten. Der jugoslawischen Geheimpolizei war die Flut von Briefen aus Kanada aufgefallen, und sie war drei Tage lang brutal verhört worden. «Es war schrecklich», sagte sie. Zudem hatten die Ärzte gesagt, die Chemotherapie habe nicht angeschlagen und sie müsse sich so bald wie möglich einer Operation unterziehen. In Madrid und dann in Toledo lebten sie jeden Tag so, als ob es der letzte wäre. Wenn sie nicht mehr gehen oder auf den Plazas in der Sonne sitzen konnte, sass er bei ihr auf dem Bett und unterhielt sich mit ihr, bis sie einschlief. Aus Angst, nach ihrer Heimkehr die Polizei wieder zu provozieren, kamen sie überein, sich nur noch hin und wieder zu schreiben.

Bis März hörte er nichts mehr von ihr, dann kam ein alarmierend förmlicher Brief mit der Mitteilung, sie habe das Krankenhaus verlassen und ihr Studium wiederaufgenommen.

Mehrmals hatte das KGB ein baldiges Treffen in Wien gefordert. Hambleton, der um jeden Preis Ljiljana wiedersehen wollte, plante für Mai T978 eine Reise nach Wien, von wo aus er rasch einen Abstecher nach Belgrad machen wollte.

In Wien führten er und Paula ein fast dreistündiges Gespräch. Paula, der hin und wieder auf seine Notizen blickte, schilderte ihm den neuen Auftrag. «Ihre Hauptaufgabe aber ist es», sagte er, «die Pläne für Ihr akademisches Ferienjahr so abzuändern, dass Sie ein Jahr in Washington oder New York zubringen können. Wir zahlen Ihnen jede Summe, die Sie für eine Wohnung benötigen. Gerade dort brauchen wir Sie. Kümmern Sie sich diesen Sommer zunächst aber um den Nahen Osten. Und im Herbst gehen Sie dann in die USA.»

«Ich will sehen, was ich tun kann», log Hambleton.

Er kaufte sich eine Eisenbahnfahrkarte für eine direkte Verbindung von Wien nach Athen, stieg dann aber in Belgrad aus und begab sich zu Ljiljana, die ein Zimmer in der Nähe der Universität hatte. Sie war eingefallen und mager, begrüßte ihn nur mit Handschlag und sprach mit ihm wie eine Fremde, die ihn kaum erkannte. Bei der Operation, die sieben Stunden gedauert hatte, war nicht der ganze Krebs entfernt worden. Jetzt breitete er sich weiter aus.

«Hör zu, ich muss für einen Monat nach Ägypten, dann komme ich wieder und bringe dich nach Israel. Die Ärzte und Krankenhäuser dort sind hervorragend, und ausserdem können wir zusammensein.»

«Ich habe nicht mehr die Kraft, irgendwohin zu reisen.»

«Kann ich dich auf dem Rückweg von Kairo besuchen?»

«Ja.»

Er nahm sie in die Arme und küsste sie. Als er sich zum Gehen wandte, rief sie mit einer Stimme, die wie aus weiter Ferne klang: «Ich liebe dich.»

In Kairo traf Hambleton sich mit Militärs und Geschäftsleuten, die ganz offen mit ihm sprachen, ebenso wie die Regierungsbeamten, mit denen er zusammenkam. Er versuchte nicht, ihnen Geheimnisse zu entlocken, nur allgemein bekannte Tatsachen, die für jeden Wissenschaftler, der sich mit der Wirtschaft des Nahen Ostens befasste, wichtig waren. Der Bericht, den er schliesslich für das KGB verfasste, war so unschuldig, dass er ihn offen auf einem Tisch in seinem Hotelzimmer liegenliess.

Als er auf der Rückfahrt nach Wien wieder Ljiljana besuchte, erschrak er aufs Höchste. Trotz ihres sichtbar entkräfteten Zustands hatte die Sicherheitspolizei sie sieben Tage hintereinander verhört. Sie war noch so verängstigt, dass sie bebte, während sie davon erzählte. Die Ärzte hatten ihr nur die Möglichkeit einer vorübergehenden Besserung in Aussicht gestellt, die ihr noch ein paar qualvolle Jahre bescheren würde. Ljiljana hatte beschlossen, in Jugosla-

wien zu bleiben, um in der Nähe ihrer Eltern zu sein. Hambleton müsse sich, sagte sie, ein Leben ohne sie aufbauen.

Von Wien aus teilte er dem KGB in einem Brief in unsichtbarer Geheimschrift mit, dass er nächstes Jahr nicht in die USA gehen könne, weil seine Universität eine so plötzliche Änderung in seinem lange vorgeplanten akademischen Jahr abgelehnt habe. Dann flog er nach Israel und richtete es so ein, dass er in den kommenden Monaten an einer israelischen Universität forschen konnte.

Danach flog er nach London, wo er die Wohnung eines befreundeten Wirtschaftswissenschaftlers bezog, der gerade beruflich im Ausland war. Routinemässig gab er dem KGB seine Adresse an und teilte ihm seinen Entschluss mit, bis Dezember in England zu arbeiten.

Mitte November 1978 erreichte ihn eine Postkarte mit einer dringenden Botschaft: «Lieber George, meine Frau und ich freuen uns darauf, Sie Ende November in Wien zur Feier unseres Hochzeitstages zu sehen.» Dieser Satz befahl ihm für nächsten Montag zu einer Besprechung nach Wien.

Der Himmel über Wien war von Wolken verhangen, als Hambleton in einen leeren Wagen stieg, der vor einem Restaurant geparkt war. Sekunden später hielt hinter dem Wagen ein ungekennzeichneter schwerer Lastwagen. Ein zweiter kam von vorn und blieb etwa 30 Meter entfernt auf der andern Strassenseite stehen. Bald darauf erschienen von allen Seiten Männer, und Hambleton sah, dass er von Russen umzingelt war.

Plötzlich stieg Paula ein, setzte sich auf den Fahrersitz und sagte knapp: «Wir bleiben zum Reden hier.» Er sah sich nervös um. «Ist Ihnen jemand gefolgt?» fragte er.

«Ich glaube nicht. Sehr genau habe ich aber nicht darauf geachtet.»

«Das ist der Ärger mit Ihnen, dass Sie das nie tun!» fauchte Paula ihn an, und die Grobheit in seiner Stimme wunderte Hambleton.

«Was ist denn los?»

«Die Lage ist sehr ernst. Ihr Brief aus London ist von irgendeinem Geheimdienst geöffnet worden. Sie werden wahrscheinlich überwacht. Stellen Sie auf alle Fälle sämtliche Aktivitäten ein.»

Paula gab Hambleton einen weissen Umschlag und sagte: «Hier ist etwas Geld, um Sie über Wasser zu halten. Ich muss jetzt gehen. Es wäre gefährlich, länger zu reden.»

Ohne ein Abschiedswort floh Paula in die Dämmerung. Hambleton trottete zu seinem Hotel zurück. In seinem Zimmer öffnete er den Umschlag und zählte 5'000 Dollar.

Sein Leben lag in Staub und Trümmern; nur die Erinnerung an Ljiljana war darin ein Lichtblick. Jeden Moment darauf gefasst, verhaftet zu werden, aber

in dem Bewusstsein, dass Ljiljana schon bald für keine Polizei mehr erreichbar sein würde, fuhr er nach Belgrad und gab ihr das KGB-Geld.

Den Frühling und Sommer 1979 über blieb er in Europa und absolvierte sein Ferienprogramm. Ljiljana schrieb selten, und die Wärme schwand aus ihren Briefen. Aber Hambleton hatte nicht das Gefühl, unter Beobachtung oder Verdacht zu stehen, und allmählich begann er zu glauben, dass sich das KGB geirrt haben müsse.

Während der ersten Tage nach seiner Rückkehr an die Laval-Universität schien alles normal. Eines Abends jedoch, als er durch einen der vielen Tunnel ging, die die einzelnen Gebäude miteinander verbinden, hörte er Schritte hinter sich. Er blieb stehen. Die Schritte verstummten ebenfalls. Er ging weiter. Der andere auch.

Im November 1979 klingelte es dann eines Tages an seiner Haustür.

«Professor Hambleton?» fragte ein hochgewachsener Mann, der von vier anderen begleitet wurde. «Wir haben einen Durchsuchungsbefehl für diese Wohnung. Dürfen wir eintreten?»

Die Beamten der Königlich Kanadischen Sicherheitspolizei fanden sehr schnell das Luminaire. «Würden Sie uns erklären, wozu dieses Gerät da ist und wie es in Ihren Besitz kommt?» fragte einer.

Hambleton lächelte. «Jungs, was würdet ihr denn eher glauben – was ich euch erzähle oder was ihr mit eigenen Augen seht?»

Schon seit Mai 1977 wussten die Kanadier, dass Hambleton ein Spion war. Aber sie hatten beschlossen, vorläufig nichts gegen ihn zu unternehmen und ihn nur zu beobachten. Der kanadische Geheimdienst wusste, dass Hambleton ein Sowjetagent war. Er hatte jedoch den Sowjets keine kanadischen Staatsgeheimnisse verraten, wenn man nicht auch die Nato-Unterlagen, die er dem KGB zugespült hatte, als kanadische Papiere zählte. Infolgedessen waren die kanadischen Behörden sich nicht so sicher, ob eine Anklage nach ihren Gesetzen überhaupt Aussicht auf Erfolg hatte. Sie zogen es darum vor, von einer Strafverfolgung abzusehen, wenn er dafür bei der Rekonstruktion seiner langen Beziehungen zum KGB mit ihnen zusammenarbeitete. Der Gewinn, den die Spionageabwehr daraus zog, war enorm, denn so bekam der Westen einen tiefen Einblick in die verborgenen KGB-Operationen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft.

Einige kanadische Ermittler sahen wohl auch, wie sehr Hambleton sich selbst durch seine Geschäfte mit dem KGB geschadet hatte. Wenn er seine unbestreitbare Begabung auf konstruktive Ziele gerichtet hätte, wäre das für ihn wie die Gesellschaft sicher ein grosser Gewinn gewesen. So aber hatte er seine Gaben in dem Moment vertan, als er dem KGB in die Hände fiel.

Und am Ende verlor er, was ihm das meiste bedeutete: Der letzte Brief aus Jugoslawien kam im Oktober 1979. Er schloss mit den Worten: «Es geht mir nicht gut. Alles Gute, Ljiljana.»

Am Ende das Gefängnis

Sein Leben lang war Hambleton von Reiselust besessen gewesen. Als sein Verhör zu Ende war, fragte er die kanadischen Behörden, ob er gefahrlos nach den USA und Grossbritannien einreisen könne. Man sagte ihm, das FBI werde ihn wahrscheinlich als ausländischen Agenten verhaften und die Briten würden ihn mit Bestimmtheit aufgrund ihres Staatssicherheitsgesetzes festnehmen.

Trotzdem flog Hambleton 1982 nach London. Vielleicht glaubte er, die Zeit habe Gras über seine Vergangenheit wachsen lassen und die Briten hätten ihn vergessen. Wahrscheinlich aber hatte er den gleichen Ruf des Abenteurers wieder vernommen, der ihn damals, nach Abbruch der ersten Beziehungen im Jahr 1961, erneut in die Arme des KGB gelockt hatte. Vor allem aber wollte er wahrscheinlich wieder jemand sein in der Welt der Geheimdienste, und sei es nur für kurze Zeit.

Sein Name stand jedenfalls auf der Fahndungsliste der britischen Einreisebehörde, und schon bald nach seiner Ankunft nahmen ihn die Briten ins Verhör. Bereitwillig erzählte er ihnen die ganze Geschichte seines Lebens im Dienst der Spionage, so wie er sie den Kanadiern erzählt hatte. Und damit sprach er sich selbst sein Urteil.

Nach dem britischen Staatssicherheitsgesetz ist Spionage gegen das Vereinigte Königreich an jedem Ort und zu jeder Zeit ein Verbrechen. Den Briten blieb demzufolge juristisch keine andere Wahl, als ihm den Prozess zu machen.

In diesem Prozess, der im November 1982 begann, versuchte Hambleton eine letzte halbherzige Ausflucht, indem er behauptete, er sei Doppelagent gewesen und habe für Frankreich und Kanada gearbeitet. Die Behauptung brach unter der Last der Beweise schnell zusammen, und am 6. Dezember bekannte ein inzwischen abgehärmt und mutloser Hambleton sich vor Gericht schuldig.

«Gehören Sie noch zum KGB?» fragte der Ankläger.

«Eher als dem KGB fühle ich mich der Offiziersklasse zugehörig», antwortete Hambleton.

So hatte er sich immer gesehen: als Geheimdienstoffizier, zuerst für Frankreich, dann für Amerika, Kanada und schliesslich die Sowjetunion. Als sowjetischer Offizier trat Hambleton im Alter von 60 Jahren eine zehnjährige Freiheitsstrafe an.



Exoberst, Militärfachmann und Spion: Israel Beer

Übergabe am Passahfest

Dennis Eisenberg, Uri Dan, Eli Landau

Wie reagiert ein Staatsmann, wenn man ihm mitteilt, ein Mann in seiner Umgebung sei verdächtig, ein Spion zu sein? Erfahrungsgemäss mit Unglauben und Ablehnung. Das traf auch auf den israelischen Ministerpräsidenten David Ben Gurion zu, als man ihm den Verdacht gegen seinen Freund, den pensionierten Oberst und Militärexperthen Israel Beer, mitteilte. «Es ist natürlich Ihre Aufgabe», sagte er zu dem Abwehrchef, «jedermann zu misstrauen. Was mich betrifft, ich vertraue Beer völlig.» Damit verkannte er zugleich auch die Aufgabe der Abwehr, die einem begründeten Verdacht unbedingt nachzugehen hat.

Israel Beer ärgerte sich über eine Aufforderung, die er von Isser Harel erhalten hatte. Die Nachricht war unhöflich und gebieterisch: «Kommen Sie in mein Büro!»

Beer, anerkannter Militärexperte und enger Vertrauter David Ben Gurions, war eine der tonangebenden Persönlichkeiten in der israelischen Öffentlichkeit.

Im Jahr 1938 war Israel Beer aus Österreich nach Palästina eingewandert. Er schloss sich der Haganah-Untergrundarmee an, in der er dank seines scharfen analytischen Verstandes und seiner akademischen Militärausbildung schnell aufstieg. Schliesslich war er Oberst und wurde am Ende des Unabhängigkeitskrieges Leiter der Planungs- und Einsatzabteilung im Armeehauptquartier. Bei offiziellen Anlässen war er oft an der Seite des Premierministers zu sehen.

Beer nahm im Jahr 1950 seinen Abschied aus der Armee zugunsten einer politischen Karriere, behielt jedoch sein Interesse an militärischen Fragen und hielt den Kontakt zu den Militärdienststellen aufrecht. Er wohnte streng geheimen Stabtreffen bei und hatte Zugang zu jeder Art von Informationen. Pläne der Armee, Zeichnungen und Dokumente über die Landesverteidigung, die der

höchsten Geheimhaltungsstufe unterlagen, waren ihm zugänglich. Im Jahr 1955 erhielt er den Auftrag, die offizielle Geschichte des Unabhängigkeitskrieges zu schreiben. Im Verteidigungsministerium wurde ihm dafür ein besonderer Raum zur Verfügung gestellt, wo er ungestört alle wichtigen Unterlagen durcharbeiten konnte.

Beers Ruf als Militärexperte hatte sich sogar über Israels Grenzen hinaus verbreitet. Er hielt Vorträge über militärische Themen in verschiedenen europäischen Ländern, besonders in Deutschland, wobei er wichtige Persönlichkeiten wie General Gehlen, den Geheimdienstchef, sehr beeindruckte. Auf seinen Vortragsreisen warnte er besonders das jugendliche Publikum vor der «kommunistischen Bedrohung aus dem Osten» und ermahnte seine Zuhörer, ihrer Pflicht gegenüber ihrem Heimatland nachzukommen und die Bundesrepublik Deutschland zu einem starken demokratischen Staat zu machen. Beers brillante Analysen der notwendigen Strategie im Falle eines Stellungskrieges in Europa sicherten ihm die Bewunderung vieler führender Militärs des europäischen Nato-Hauptquartiers. Beamte des französischen Verteidigungsministeriums priesen sein weitreichendes Verständnis für militärische Probleme.

Daher war es nur verständlich, dass Beer ärgerlich reagierte, als er an einem Herbstabend im Jahr 1960 so barsch aufgefordert wurde, zu Isser Harel zu kommen. Harel brachte ihm kaum den Respekt entgegen, den er einer solchen Persönlichkeit eigentlich schuldete.

Beer machte keinerlei Versuche, seinen Unmut zu verbergen, als er zigarerrauchend Harels Büro betrat und sich in den Sessel gegenüber dem Schreibtisch des Mossad-Chefs fallen liess. Er schnippte lässig die Asche von seiner Zigarre, lehnte sich nach vorn und sagte nur: «Kommen Sie zur Sache, ich bin in Eile.»

Harel startete seinen Besucher unbewegt an. Deutlich konnte er die Geringschätzung in Professor Beers Gesicht mit dem charakteristischen, vom Zigarrenrauch gelb gewordenen Schnurrbart ablesen. Harel war jedoch nicht leicht einzuschüchtern. Er blickte Beer weiterhin scharf an und stellte ihm zwei prägnante Fragen:

«Warum haben Sie wiederholt Reisen nach Ost-Berlin unternommen?»

«Warum sind Sie nach Polen gefahren?»

Dann überkam ihn einer der diktatorischen Anfälle, zu denen er sich manchmal hinreissen liess. Harel explodierte: «Habe ich Sie nicht schon früher davor gewarnt, sich mit Kommunisten einzulassen?» Er schlug mit der Faust auf den Tisch. «Ich warne Sie, Beer. Ich verbiete Ihnen, jemals wieder nach Europa zu reisen!»

Bei diesen Worten sprang der Professor wütend auf. Niemand – noch nicht einmal Ben Gurion – hatte jemals gewagt, so mit ihm zu sprechen. «Kümmern

Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten», brüllte er zurück. «Ich werde mich beim Premierminister beschweren! Ausserdem werde ich Sie der Partei melden!» Dann stürmte er aus Harels Büro.

Einige Minuten lang sass der Mossad-Chef in Gedanken versunken. Er hatte seit einigen Jahren ein instinktives Misstrauen gegenüber Israel Beer. Ihm war eine Anzahl von antiamerikanischen Artikeln aufgefallen, die Beer zur Zeit des Koreakrieges geschrieben hatte. Er wusste, dass Beer, obwohl jetzt Mitglied in Ben Gurions Mapai-Partei, früher dem linken Flügel der Mapam-Gruppe angehört hatte. Zu dieser Zeit verfocht der Professor nachdrücklich eine prokommunistische Linie. Ein heftiger Streit mit den Gemässigten der Gruppe führte schliesslich zu seinem Austritt. Erst danach trat er der regierenden Partei Ben Gurions bei. Sein neuer Grundsatz lautete: «Lang lebe Ben Gurion – und jeder tue das, was er für richtig hält.»

Harel hatte an der Parteizugehörigkeit Beers nichts auszusetzen; er wunderte sich nur, wie jemand seine Ansichten so schnell und drastisch ändern konnte. Der Mossad-Chef gehörte selbst zwar keiner Partei an, hatte jedoch seine festen Grundsätze. Beers Opportunismus machte ihn misstrauisch.

Nach dem plötzlichen Weggang des Militärexperten musste Harel über dessen Worte nachsinnen. Was sollte Beers Warnung bedeuten: «Ausserdem werde ich Sie der Partei melden!»? Beer wusste genau, dass Harel keiner Partei angehörte, und selbst wenn er auch Mitglied in Ben Gurions Mapai gewesen wäre, hätte das keine Bedeutung gehabt – Israel war schliesslich ein demokratischer Staat: Jeder konnte sich der Partei seiner Wahl anschliessen, und die Parteizugehörigkeit hatte auf seine übrigen Lebensbereiche keinen Einfluss.

Genauso überraschend wie der Inhalt dieser phantastisch anmutenden Drohung war die leidenschaftliche Art, in der Beer sie ihm entgegengeschleudert hatte. Diese Verhaltensweise erschien als unkontrollierter Reflex eines Mannes, der sonst das Bild eines logischen, leidenschaftslosen Analytikers bot. Durch die Fassade der Kultiviertheit war etwas Instinkthafes nach aussen gedrungen.

Harel war wegen dieser Begegnung mit Israel Beer ziemlich beunruhigt, und er beschloss, Ben Gurion darüber zu informieren. Er hatte seine Vermutungen schon früher dem Premierminister mitgeteilt. Ben Gurion vertraute Beer jedoch mehr als je zuvor. Der Premierminister schien zu glauben, dass Harel nur auf Beers Einfluss und Ansehen neidisch war. Doch das konnte Harel nicht davon abhalten, Ben Gurion unverzüglich aufzusuchen und ihm die Gründe seines Verdachtes darzulegen: Beer hat militärische Informationen aus dem Verteidigungsministerium gesammelt, die ihn nichts angehen. Er hat

auf seinen Europareisen wiederholt kommunistische Länder besucht. Er steht auf allzu gutem Fuss mit den russischen Diplomaten, die hier in Israel Dienst tun. Er trifft sich regelmässig mit ihnen. Beers Privatleben weist seit Kurzem auch einige Unregelmässigkeiten auf. Er gibt eine Menge Geld in den Nachtclubs von Tel Aviv aus – mehr, als er tatsächlich selbst verdient. Als er neulich in München war, bezahlte er eine Rechnung über 200 Dollar, ohne mit der Wimper zu zucken. Er hat für sich und seine Freundinnen – einige davon übrigens sehr zweifelhafte Personen – eine Menge teurer Kleidung gekauft. Das Verhältnis zu seiner Frau Rivkah ist sehr schlecht – die Abende verbringt er damit, sich in Bars wie dem «Atom» in der Ben-Yehuda-Strasse zu betrinken.

«Für mich ist ganz klar», verkündete Harel, «dass Beer ein anstrengendes Leben führt – nämlich das Doppelleben eines Agenten. Noch vor Kurzem war er in einen Skandal verwickelt: Der Ehemann einer seiner Bekannten schlug ihm ins Gesicht, und er verlor dabei einige Zähne.»

Beer hatte dem Premierminister erzählt, er habe die Zähne bei einem Verkehrsunfall verloren, und Ben Gurion entschloss sich, diese Version des Vorfalls zu glauben. Harels Behauptungen vermochten ihn nicht zu überzeugen. «Es ist natürlich Ihre Aufgabe», antwortete er gelassen, «jedermann zu misstrauen. Was mich betrifft, ich vertraue Beer völlig.»

Damit war die Unterredung beendet. Für Harel war das Problem damit jedoch noch nicht beseitigt. Eine seiner grossen Tugenden bestand darin, dass er Ben Gurion gegenüber nicht einfach ein Jasager war. Jemand mit weniger Charakterstärke hätte sich sicherlich gehütet, einen Mann zu kritisieren, der Ben Gurion so nahestand. Harel steuerte jedoch den entgegengesetzten Kurs: Er befahl seinen Agenten, Beer noch genauer im Auge zu behalten. Einige Mitarbeiter vertieften sich in Beers Vergangenheit. Sie überprüften Grauzonen oder Halbwahrheiten in seiner Lebensgeschichte, wie er sie seinen Freunden und Kollegen erzählt hatte.

Die Aktentasche

Am 28. März 1961, etwa acht Monate nach dem dramatischen Zusammenstoss zwischen Isser Harel und Israel Beer, war das Passahfest, einer der höchsten jüdischen Feiertage, dessen Anlass die Errettung des jüdischen Volkes aus der ägyptischen Knechtschaft bildet. An diesem Abend verliess ein Mann sein Appartement in der Brandeiss-Strasse 67 in Tel Aviv. Er trug eine Aktentasche bei sich.

Während er die verlassene Strasse hinunterging, sah er sich wiederholt um, als ob er sichergehen wolle, dass ihm niemand folgte. Er bog in eine kleine

Seitenstrasse ein, blieb hinter einer Telefonzelle stehen und sah sich erneut um. Da er niemanden in der Nähe bemerkte, ging er hastig weiter zu einem kleinen Lokal an der nächsten Strassenecke.

Der Mann setzte sich an einen Ecktisch, weit weg vom Licht der Strasse, und bestellte einen Cognac.

Ungefähr fünf Minuten später betrat ein weiterer Mann das Restaurant. Er trug einen dunklen Anzug und einen breitkrepigen Hut. Er winkte dem anderen Gast zu und setzte sich dann an dessen Tisch.

Die beiden Männer wechselten kein einziges Wort. Schon Augenblicke, nachdem sich der Neuankömmling hingesetzt hatte, stand er wieder auf und ging hinaus.

Die Aktentasche des anderen Mannes nahm er mit sich. Einige Sekunden später stand der erste Mann auf, bezahlte sein Getränk und verliess das Lokal dann grusslos.

Draussen sah sich der grossgewachsene Mann wieder vorsichtig um und ging dann nach Haus.

Er betrat das Haus, in dem sein Appartement lag, ohne sich noch einmal umzusehen, denn er war sicher, dass ihm niemand gefolgt war. In seinem Appartement ging er geradewegs in die Bibliothek, in der Bücher in vielen Sprachen die Regale füllten, und wartete.

Mitternacht. Die Stille in der Brandeiss-Strasse wurde vom Geräusch eines Autos durchbrochen, das mit grosser Geschwindigkeit die Strasse hinunterfuhr. Es stoppte vor dem Haus Nummer 67, und der Fremde mit dem breitkrepigen Hut, der zweite Mann, der einige Stunden zuvor das nahe gelegene Lokal besucht hatte, stieg aus. Er hatte die Aktentasche bei sich.

Er betrat das Haus Nummer 67, ohne zu klingeln – offenbar wurde er erwartet. Er schien nicht lange bleiben zu wollen, denn er liess den Motor seines Wagens laufen.

Harel beschliesst zu handeln

Im Haus von Isser Harel klingelte das Telefon. Harel nahm den Hörer sofort ab; er hatte den Anruf erwartet. Er erkannte die Stimme eines seiner besten Agenten. Eine Entschuldigung für die Störung in dieser heiligen Nacht war nicht notwendig.

«Unser Mann trifft sich gerade zum zweitenmal an diesem Abend mit dem russischen Kontaktmann. Die erste Begegnung fand in dem kleinen Lokal statt, das wir schon kennen. Unser Mann hatte eine Aktentasche bei sich, die er dem Kontaktmann übergab, bevor sie sich trennten.

Ich bin unserem Mann gefolgt und befinde mich jetzt in der Nähe des Hau-

ses, in dem er wohnt. Der Russe hat mit derselben Aktentasche, die er im Café erhalten hat, soeben das Haus betreten.»

Harel war keineswegs überrascht: Brandeiss-Strasse 67 war die Adresse von Israel Beer. Er entschied, dass nun die Zeit zum Handeln gekommen sei. Man musste vorsichtig und gründlich vorgehen. Wenn man den Professor jetzt verhaftete, auf frischer Tat ertappt beim Übergeben von Dokumenten an einen sowjetischen Diplomaten, der als russischer Spion in Israel bekannt war, würde das internationale Aufsehen erregen und konnte sogar zum Sturz der Regierung Ben Gurion führen.

Harel beschloss zu warten, bis der Diplomat das Haus wieder verlassen hatte, bevor er zuschlagen würde. In der Zwischenzeit beauftragte er seine Leute, einen Haft- und Durchsuchungsbefehl für Israel Beer zu beschaffen.

Nach dem Ende des Telefongesprächs nahm Harel den Hörer sofort wieder auf und rief den Premierminister Ben Gurion an. Ihre Unterhaltung dauerte



Der frühere israelische Ministerpräsident David Ben Gurion in seinem Arbeitszimmer. Er glaubte bis zuletzt an die Unschuld seines Freundes und Vertrauten, des Spions Israel Beer.

weniger als zehn Sekunden. Harel sagte nur: «Heute Nacht gehe ich gegen Israel Beer vor.»

Ben Gurion zögerte einen Moment. Dann antwortete er: «Tun Sie Ihre Pflicht.»

Streng geheime Dokumente

Um 2.30 Uhr sass Beer in seiner Bibliothek und las. Die Aktentasche lag neben ihm auf dem Tisch, genau dort, wo er sie nach dem Weggang seines Besuchers liegengelassen hatte. Der Inhalt war noch unberührt.

Plötzlich klopfte jemand an die Tür. Bevor Beer die Möglichkeit hatte, die Tasche zu verstecken oder auch nur aus seinem Sessel aufzustehen, wurde die Tür eingeschlagen. Ein einziger fachmännischer Tritt hatte sie aus den Angeln gehoben.

Sieben Männer standen plötzlich in Beers Appartement. Starr vor Schreck, blieb er in seinem Sessel sitzen. Einer der Männer sagte zu ihm: «Sie sind verhaftet. Wir haben einen Durchsuchungsbefehl für Ihr Appartement.»

Beer sah, wie der Beamte auf seine Aktentasche blickte. Er antwortete ganz ruhig, mit genau denselben Worten, die Ben Gurion vorher im Gespräch mit Isser Harel benutzt hatte: «Tun Sie Ihre Pflicht.»

Der Mossad-Offizier, der für die Verhaftung verantwortlich war, wusste genau, dass er es mit einem der bedeutendsten Männer des Landes zu tun hatte. Beer war Dozent an der Offiziersschule der Armee, Oberst der Reserve, Berater im Verteidigungsministerium und Freund des Premierministers. Die Agenten konnten kaum glauben, dass dieser Mann wirklich ein russischer Spion sein sollte. Wenn sie sich nun geirrt hätten?

Doch ihre eventuell noch vorhandenen Zweifel wurden schnell zerstreut, als der leitende Beamte die Aktentasche öffnete, die neben Beer auf dem Tisch lag. In der Tasche befand sich eine Reihe von streng geheimen Dokumenten, darunter eine Liste der wichtigsten israelischen Waffenfabriken. Und obendrein fanden sie Ben Gurions privates Tagebuch. Der Premierminister hatte es an Beer ausgeliehen, als dieser eine Artikelserie über Ben Gurions Ansichten über Regierungssystem und Führungsstil schreiben wollte. Das Tagebuch enthielt nicht nur seine privatesten Gedanken, sondern auch eine Reihe von Staatsgeheimnissen, die teilweise noch nicht einmal den Kabinettsmitgliedern bekannt waren.

Beer wurde sofort in Gewahrsam genommen. Als Isser Harel Ben Gurion das Tagebuch zurückgab, kommentierte der Premierminister die Ereignisse matt: «Ich war von Lügen umgeben.» Die Neuigkeiten hatten ihn sichtlich niedergeschmettert. Harel sah daher davon ab, darauf hinzuweisen, dass er bereits

im Jahr 1953 seinen Verdacht hinsichtlich Beers Integrität geäußert hatte. Es existierten Aktennotizen, aus denen ersichtlich wurde, dass sowohl er als auch Moshe Dayan gegen Beers Wunsch, wieder in das Militär einzutreten, Einspruch erhoben hatten. Beer hatte damals seine Freundschaft mit Ben Gurion als Hebel benutzt, um zum offiziellen Berater im Verteidigungsministerium berufen zu werden, was freien Zugang zu allen Dokumenten bedeutete.

Harel war sich jetzt sicher, dass Beer schon seit Jahren für Moskau arbeitete. In den ersten Tagen seiner Vernehmung war aus Beer nichts herauszubekommen. Er wiederholte nur seine Lebensgeschichte, die er seinen Kollegen und Freunden seit Jahren erzählt hatte.

Nach dieser Version war Beer 1912 in Wien geboren worden. Seine Eltern waren in die USA ausgewandert, jedoch kurze Zeit später nach Europa zurückgekehrt. Beer hatte an der Universität von Wien klassische Philologie und Germanistik studiert, und er behauptete, dort auch ein Schüler des berühmten Regisseurs Max Reinhardt gewesen zu sein. An der Universität schloss er sich den Studenten an, die gegen das Regime des Engelbert Dollfuß rebellierten, und im Jahr 1934 nahm er an Strassenkämpfen gegen die österreichischen Nationalsozialisten teil. Er gab vor, die Militärakademie in Wiener Neustadt besucht zu haben und Offizier des österreichischen Republikanischen Schutzbundes gewesen zu sein.

Im Jahr 1936 sei er nach Spanien gegangen, um im Spanischen Bürgerkrieg in den Internationalen Brigaden gegen den Falangismus zu kämpfen, sagte er. Wegen seiner militärischen Schulung wurde er Ausbilder und lernte dadurch alle grossen kommunistischen Militärs kennen. Mit ihnen nahm er an den berühmten Kämpfen um Madrid und Guadalajara sowie an den grausamen Gefechten bei Temel teil. Im Jahr 1938, als der Krieg bereits verloren schien, floh er aus Spanien. Man machte ihm das Angebot, sich in Moskau weiter ausbilden zu lassen.

Stattdessen entschloss er sich, nach Wien zurückzukehren. Hier geriet er unter den Einfluss zionistischer Gedankengüter und entschloss sich kurz darauf, nach Palästina auszuwandern. Trotzig erklärte Beer den Vernehmungsbeamten: «Das ist meine Lebensgeschichte, die Sie alle schon kennen.»

«Sie sind ein Lügner!»

Am vierten Tag seiner Vernehmung wurde Beer von Isser Harel besucht. Harel wusste, dass der Gefangene alles abstreiten würde, und plante daher, ihn zu überrumpeln. Er sah Beer unbewegt an, wie bei ihrem ersten Treffen vor einigen Monaten. In ruhigem, doch unnachgiebigem Ton sagte er zu ihm: «Ich

weiss, dass Sie ein russischer Agent sind. Geben Sie es zu. Wenn Sie die Wahrheit sagen, wird es Ihnen und uns vieles erleichtern. Erzählen Sie mir Ihre wirkliche Geschichte.»

Beer wiederholte noch einmal seinen Lebensbericht. Als er geendet hatte, erklärte ihm Harel ruhig: «Sie sind ein Lügner. Wir können keine Spur Ihrer Eltern in Österreich finden. Wenn es typisch jüdische Eltern waren, so wie Sie sagen, warum sind Sie dann nicht beschnitten? Wir haben alle Ihre Angaben in Österreich überprüft. Sie haben niemals einen Doktorgrad erworben, wie Sie behaupten, noch haben Sie überhaupt jemals an einer Universität studiert. Sie konnten die Militärakademie zur damaligen Zeit gar nicht besucht haben, da Juden nicht zugelassen waren. Wir haben die Matrikellisten durchsehen lassen. Ihr Name taucht darin nicht auf. Genausowenig hat der Schutzbund Aufzeichnungen über Ihre Mitgliedschaft. Wir haben die Unterlagen der Internationalen Brigaden überprüft. Ihr Name ist nicht dabei. Sie haben nicht in Spanien gekämpft, und Sie haben noch nie an irgendeinem Feldzug teilgenommen. Sagen Sie mir: Wer sind Sie wirklich? Wir wollen die Wahrheit wissen.»

Für Beer war es jetzt offensichtlich, dass der Mossad sein Spiel durchschaut hatte. Sein Widerstand war gebrochen. Während der nächsten drei Tage legte er ein volles Geständnis über seine Spionagetätigkeit ab.

Harel hatte vermutet, dass Beer von Moskau kurz nach dem Sues-Feldzug im Jahr 1956 «aktiviert» und von diesem Zeitpunkt an gedrängt worden war, so viele Informationen zu sammeln, wie ihm nur zugänglich waren.

Als die Franzosen Israel mit Waffen belieferten, gab Beer Informationen über alle technischen Einzelheiten sowie über die gelieferten Mengen weiter. Auch die deutschen Waffenlieferungen meldete er. Ausserdem sammelte er auf seinen Reisen nach Deutschland Informationen über Deutschlands Rolle in der Nato. Ein anderer Gegenstand des russischen Interesses waren Israels naturwissenschaftliche Forschungen, vor allem auf dem Gebiet der Nukleartechnologie.

Sogar während seines Geständnisses fuhr Beer damit fort, Tatsachen und Erfundenes zu vermengen. Alle Aussagen wurden – soweit möglich – von Mossad-Agenten und ihren Informanten in Israel und Europa (selbst in den kommunistischen Ländern) überprüft. Einige seiner Aussagen wurden durch geduldiges Nachforschen von Mossad-Angehörigen widerlegt.

Beers Prozess begann im Juni 1961 und wurde aus Geheimhaltungsgründen teilweise unter Ausschluss der Öffentlichkeit geführt. Deshalb wurde bis heute nicht bekannt, welche Informationen genau er an Moskau weitergegeben hat. Bekannt ist jedoch, dass er den Russen geheime Armeepäne über Gefechts-

taktiken und Listen von geheimen militärischen Anlagen sowie Informationen über Israels ausländische Waffenlieferanten übermittelte.

Während seines Prozesses verteidigte Beer seine Handlungen mit patriotischen Motiven.

«Ich sah meine Aufgabe darin, zu verhindern, dass Israel in die Hände der Westmächte fällt», sagte er. «Ich bin der Meinung, dass Israel ein Bündnis mit den kommunistischen Ländern eingehen sollte. Ich habe Israel niemals verraten. Ich habe nur versucht, mein Land zu retten. Alle meine Bemühungen waren darauf gerichtet, den Weg unseres Landes in die politische Katastrophe aufzuhalten.»

Beer erhielt eine Gefängnisstrafe von zehn Jahren. In einem Berufungsverfahren wurde das Strafmass auf 15 Jahre erhöht. Während seiner Haftzeit, die er im Gefängnis von Shatta im Jordantal verbrachte, schrieb er ein Buch, in dem er seine Spionagetätigkeit mit ideologischen Gründen rechtfertigte. Er behauptete erneut, dass er nur versucht habe, Israel vor einer Katastrophe zu bewahren. Die Leiter des sowjetischen Geheimdienstes machten keinen Versuch, ihm zu helfen oder gar seine Entlassung aus dem Gefängnis zu erreichen. Im Mai 1968 erlitt er in der Haft einen Herzinfarkt und starb kurz darauf.

Wer war Beer?

Israel Beer hat seine wahre Identität niemals enthüllt. Genausowenig gab er zu, für das KGB gearbeitet zu haben. Jedoch die Art und Weise, in der er sich sorgfältig in die israelische Gesellschaft integrierte, entsprach genau den Grundsätzen, die bereits 1917 von den Geheimdienstorganisationen der Sowjetunion festgelegt worden waren. Bereits damals wurde beschlossen, dass Palästina, zu dieser Zeit noch britisches Mandatsgebiet, ein Hauptzentrum der sowjetischen Spionagetätigkeit werden sollte. Dies war wegen der grossen Zahl polnischer und russischer Juden, die in dieser Zeit dort einwanderten, leicht möglich. Viele der Immigranten waren Idealisten, die sowohl von den Ideen des Zionismus als auch des Sozialismus überzeugt waren. Es war relativ leicht, normale Agenten in diese Massenbewegung einzuschleusen oder einige der echten Auswanderer für die Spionagetätigkeit zu gewinnen.

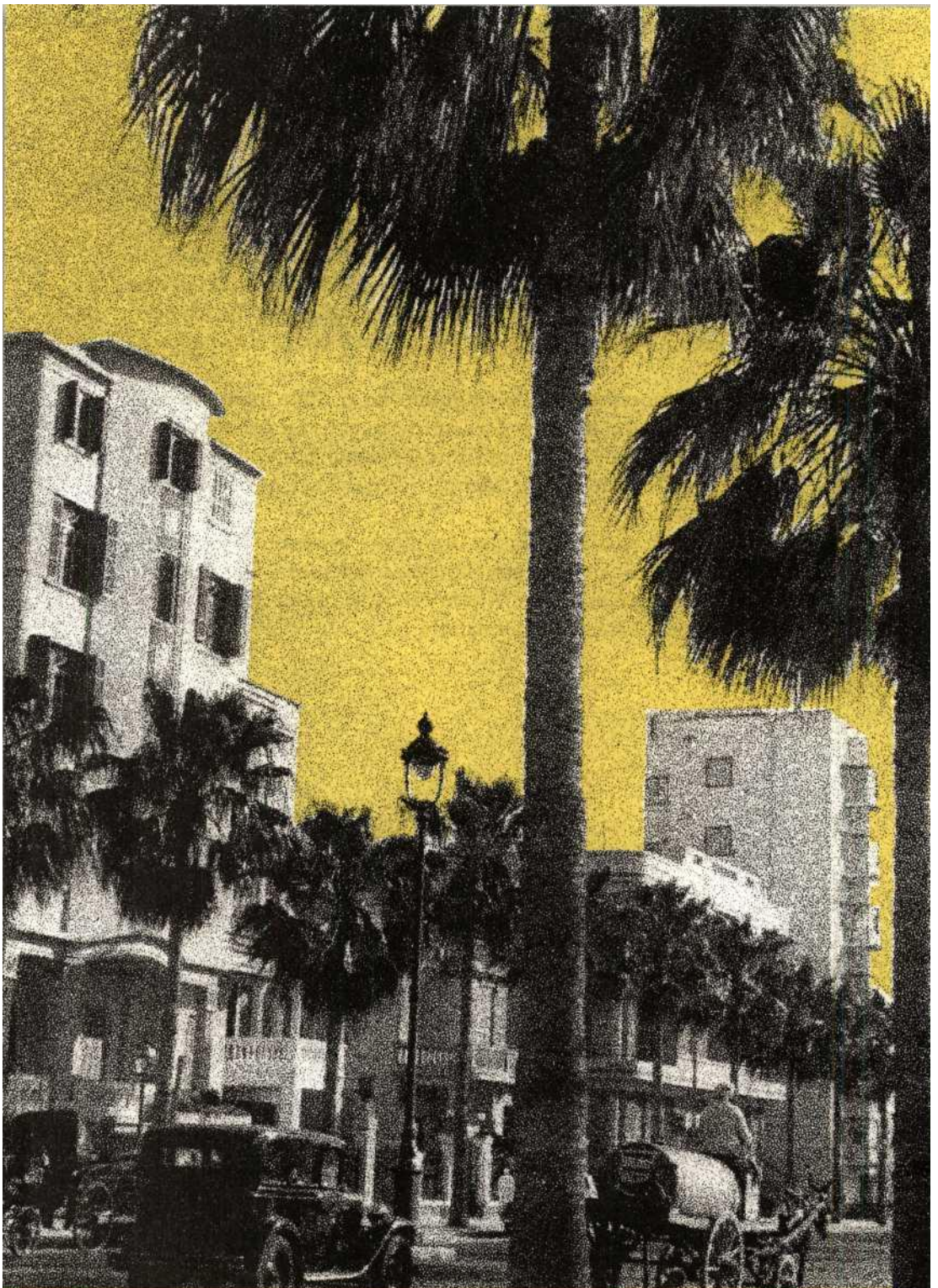
In den dreissiger Jahren, als Hitlers Macht wuchs und Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich nach Palästina strömten, reihten sich deutschsprechende Sowjetagenten in diese Flüchtlingsgruppen ein. Es kann daher als sicher gelten, dass Israel Beer zu dieser zweiten Welle von Sowjetagenten gehörte.

Die Sowjets gaben sich grosse Mühe, ihm eine zuverlässige Tarnung zu

verschaffen, was darauf hinweist, dass sie ihn als einen ihrer wichtigsten Agenten im Nahen Osten ansahen. Erst nach Beers Verhaftung entdeckten israelische Agenten in Österreich, dass es tatsächlich einen Österreicher namens Israel Beer gegeben hatte. Es handelte sich um einen armen jüdischen Studenten, der eine vage Ähnlichkeit mit dem Agenten aufwies, der später Ben Gurions vertrauter Freund wurde. Der wirkliche Israel Beer verschwand jedoch im Jahr 1938, als der Agent nach Israel einwanderte, spurlos.

Die Russen warteten eine aussergewöhnlich lange Zeit, nämlich fast 20 Jahre, bis sie ihren Mann mit Spionageaufträgen betrauten. Offensichtlich erwarteten sie viel von ihm – und ihre Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Beer sandte eine riesige Menge militärischer Informationen aus Tel Aviv nach Moskau.

Über Beers genaue Identität ist bis heute nichts bekannt. Woher kam er? Wie wurde er angeworben? Wer gab ihm seine Befehle? – Die Antworten auf all diese Fragen liegen in den Akten des KGB begraben und in der Gruft des Agenten, der sich Israel Beer nannte.



Eliahu Cohens frühe Wirkungsstätte: Alexandria

Meisteragent des Mossad

Dennis Eisenberg, Uri Dan, Eli Landau

Keine Worte sind zu verlieren über Cohens Führung im Dienst und seine beispielhafte Haltung im Angesicht des Todes. Sein Ende gibt aber zu der Frage Anlass, woran ein so hervorragend ausgebildeter und ausgerüsteter Nachrichtendienstmann gescheitert ist. Durch jahrelange ungestörte Arbeit war seine Wachsamkeit eingeschläfert. Er bemerkte zwar einige Tage vor seiner Festnahme den Ausfall der Stromversorgung seines Funkgeräts, doch der Gedanke, die Stromsperrung könne der Ermittlung seines Standorts dienen, kam ihm offenbar nicht. Er funkte mit Batteriestrom weiter und ermöglichte es dadurch dem Gegner, seinen Sender zu orten.

Eliahu Cohen wurde am 16. Dezember 1924 im jüdischen Viertel von Alexandria geboren. Seine Eltern waren von Aleppo in Syrien nach Ägypten ausgewandert. Eli genoss, genau wie seine Brüder und Schwestern, eine strikte jüdisch-orthodoxe Erziehung. Im Gegensatz zu seinen Geschwistern beachtete er die Glaubensregeln sehr sorgfältig. Seine Schulleistungen waren hervorragend, und er erhielt ein Stipendium für das französische Gymnasium. Auch dort war er ein ausgezeichnete Schüler, besonders im Mathematik- und im Fremdsprachenunterricht, und er sprach schon früh fließend Hebräisch und Französisch. Eli hatte ein ausserordentlich gutes Gedächtnis.

In dieser Zeit faszinierte ihn die Lebensweise seiner ägyptischen Mitbürger, ob sie nun Juden oder Moslem waren. Er wanderte mit seiner Kamera in den von Moslem bewohnten Stadtgebieten umher, unterhielt sich mit den Menschen und fotografierte sie. Es war ihm ein leichtes, mit jedem, den er traf, gut auszukommen.

Als 1940 der Krieg auf Ägypten Übergriff, legte Eli sich ein neues Hobby zu: Waffen. Ihn faszinierten vor allem die verschiedenartigen Flugzeuge, und

er klebte Abbildungen von ihnen in ein Sammelalbum. Als die Deutschen Bombenangriffe gegen die britischen Nachhuteinheiten flogen, ignorierte er alle Aufforderungen, Deckung zu suchen, und blieb draussen, um die Flugzeuge zu identifizieren.

Doch der Krieg hatte noch andere, bedeutendere Auswirkungen, die jetzt Elis Aufmerksamkeit auf sich zogen. Im Frühjahr und Sommer 1942, als Rommels Divisionen auf Kairo vorstiessen und die Alliierten im Rückzug waren, entwickelte sich in Ägypten eine stark profaschistische Haltung, die, zusätzlich gespeist durch den Wunsch, dem dominierenden Einfluss Englands entgegenzutreten, Aufruhr und politische Unruhen hervorrief.

Ein guter Ägypter

Obwohl Eli ein religiöser Jude war, betrachtete er sich als vollblütigen Ägypter und sympathisierte mit der nationalistischen, antibritischen Seite. Er nahm sogar an Demonstrationen gegen die ausländischen Herrscher teil – eine Aktivität, die ihm strenge Ermahnungen seiner Eltern einbrachte. Wie die meisten Angehörigen der älteren Generation ägyptischer Juden wollten sie es vermeiden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das hiess unter anderem, sich jeglicher Teilnahme an den Kämpfen im benachbarten Palästina zu enthalten. Obwohl Eli sich der Realität dieser Kämpfe bewusst war, schienen sie ihn kaum zu berühren. Er war Ägypter, und sein Zuhause war Alexandria. Was sich in Palästina abspielte, betraf ihn nicht.

1944 trat jedoch ein Ereignis ein, das seine Haltung grundlegend veränderte. Zwei Mitglieder einer jüdischen Widerstandsgruppe ermordeten den britischen Staatsminister für den Nahen Osten, Lord Moynes, in Kairo. Sie wurden am 22. März 1945 nach einem aufsehenerregenden Prozess hingerichtet.

Eli spürte eine Verbindung zwischen sich und den beiden jungen Terroristen. Sie waren fast im gleichen Alter wie er, und alle drei trugen sie den Namen des grossen Propheten Elia. Die mutige Haltung, mit der sie dem Tod entgegentraten, öffnete ihm die Augen für die Bedeutsamkeit ihres Anliegens und veranlasste ihn dazu, eine Möglichkeit zu suchen, seine Sympathie mit der Sache der Zionisten aktiv auszudrücken.

Er brauchte nicht lange auf diese Möglichkeit zu warten. Seit einigen Jahren existierte ein ägyptischer Zweig des Mossad Aliyah Beth, der Organisation, die in Palästina gegründet worden war, um einwandernde Juden an den Kontrollen der britischen Behörden vorbeizuschmuggeln. Um die Auswanderung ägyptischer Juden nach Palästina zu erleichtern, wurde die Reiseagentur Grunberg gegründet, die den einzigen Zweck hatte, Visa, Ausreise- und Poli-

zeigenehmigungen sowie Steuerbefreiungen zu beschaffen. Offiziell wurden diese Papiere den Juden verweigert.

Eli arbeitete hier mit. Ihm oblag es, die örtlichen Beamten zu bestechen, um ihre Mithilfe zu sichern. Durch den Einsatz seiner meisterhaften Beherrschung mehrerer Sprachen – zu denen inzwischen Italienisch, Deutsch, Französisch und Arabisch gehörten – gelang es ihm, sowohl ausländische Botschaftsangestellte als auch ägyptische Beamte zu bestechen. Viele Ägypter freundeten sich sogar mit Eli an, nachdem er in den Nachtclubs von Kairo und Alexandria seine Grosszügigkeit bewiesen hatte. Für sie war Eli zwar ein Jude, aber gleichzeitig auch ein guter Ägypter.

Durch seine Arbeit verhalf Eli Tausenden von Juden zur Einreise nach Palästina. Von 1945 bis 1948 arbeitete er unermüdlich an dieser Aufgabe.

Zu Beginn des Jahres 1947 verschlechterte sich die Situation, als Grossbritannien, unfähig, eine angemessene Lösung der Palästina-Frage herbeizuführen, dieses Problem der Verantwortung der Vereinten Nationen übertrug. Im Mai dieses Jahres hielt die UN-Vollversammlung eine ausserordentliche Sitzung ab, die sich mit dem Problem befasste, und im November beschloss sie, Palästina in zwei Staaten aufzuteilen, einen für die Palästinenser und einen für die Juden.

Dieser Entschluss rief neue antisemitische Gefühlsäusserungen hervor. In Ägypten und auch anderswo sprach man schon jetzt von einem Krieg, der den jüdischen Staat in seinen Anfängen ersticken würde. Die Gewalttätigkeiten des Mobs gegen Juden nahmen weiter zu.

Eli blieb dennoch in Ägypten und führte sein Leben so normal und aktiv, wie es einem Juden unter diesen besonderen Umständen möglich war. Er setzte sein Studium fort, auch als die Androhung tätlicher Gewalt ihn dazu zwang, zu Hause zu arbeiten. Im Frühjahr 1948 machten er und die wenigen anderen jüdischen Studenten ihr Examen, wobei sie von bewaffneten Polizeibeamten bewacht wurden. Eli bestand seine Prüfung mit der besten Note in seiner Gruppe.

Als am 14. Mai 1948 David Ben Gurion im Museum von Tel Aviv aufstand und die Unabhängigkeit des Staates Israel verkündete, begannen die vereinigten arabischen Armeen ihren angekündigten Krieg gegen das neugebildete Land.

Die in Ägypten lebenden Juden gerieten in noch grössere Bedrängnis. Hunderte von ihnen wurden ohne Grund inhaftiert, ihr Eigentum wurde beschlagnahmt, und besondere, gegen die Juden gerichtete Steuermassnahmen wurden eingeführt. Viele offene Stellen wurden als ausschliesslich für Ägypter zugänglich erklärt. Man zwang Eli, die Universität zu verlassen. Juden wurden inzwischen schon öffentlich in den Strassen ermordet und ausgeraubt, während die Behörden vorgaben, nichts zu bemerken.

Der Krieg endete mit dem Sieg der Israeli. Waffenstillstandsverhandlungen begannen im Januar 1949, und im Juli wurde das letzte Übereinkommen unterzeichnet.

1950 ging Elis Familie nach Palästina. Eli regelte für seine Angehörigen alle Reiseformalitäten und besorgte ihnen die notwendigen Papiere, weigerte sich aber, sie zu begleiten.

Trotz der Opposition und Feindseligkeit der Universitätsbehörden schrieb er sich erneut an der König-Faruk-Universität ein, entschlossen, sein Studium zu beenden. Eli blieb jedoch nicht lange immatrikuliert. Endgültig vom weiteren Studium ausgeschlossen, nahm er alle möglichen Gelegenheitsarbeiten an und half mit Hingabe seinen Glaubensgenossen, die nach Palästina auswandern wollten.

Im Jahr 1951 traf ein israelischer Spitzenagent in Ägypten ein, um die Spionage- und Emigrationsangelegenheiten zu leiten. Sein Name war Avraham Dar, und er arbeitete unter dem Decknamen John Darling. Eine seiner ersten Aufgaben war die Rekrutierung idealistischer junger ägyptischer Juden für bedeutende Spionagearbeiten.

Eli Cohen war einer seiner ersten Rekruten. Zusammen mit vier anderen wurde er zu einem Schnellkurs in den Grundtechniken der Spionage und Sabotage nach Israel gesandt. Sie blieben dort drei Monate und hatten mit niemandem ausser ihren Ausbildern Kontakt. Dann gingen sie zurück nach Ägypten. Dort wurden sie unter das Kommando eines erfahrenen Agenten, Hauptmann Max Bennett, gestellt. Er war in Köln geboren und hatte den Vorteil, «arisch» auszusehen.

Eli Cohen war als Funker des Spionagerings ausgebildet worden und führte seine Arbeit mit grosser Perfektion aus. Keine Übertragung musste je wiederholt werden, wenn er das Funkgerät betätigte. Das Hauptquartier des Mossad – des israelischen Geheimdienstes, der aus der vorher erwähnten Organisation Mossad Aliyah Beth entstanden war – sandte ihm und seinen Mitarbeitern des Öfteren Glückwünsche.

Im Juli 1952 unternahm General Ali Muhammad Nagib einen Militärputsch gegen König Faruk. Die Monarchie wurde beseitigt und eine republikanische Regierung in Ägypten eingesetzt. Diese neue Regierung verschärfte sofort die antiisraelische Politik.

In derselben Zeit begannen internationale Entwicklungen die Israeli zu beunruhigen. Nach dem Sturz General Nagibs durch Oberstleutnant Gamal Abdel-Nasser im Winter 1954 wurde die Haltung der amerikanischen und der britischen Regierung gegenüber Ägypten zunehmend freundlicher. Der militärische Nachrichtendienst Israels wurde in dieser Zeit von Oberst Benjamin Gibli geleitet. Dieser kam zu dem Schluss, dass die gewöhnlichen diplomatischen Kontakte nicht ausreichend waren, um die neue Bedrohung zu bekämpfen, und

ersann einen Plan für direkte Aktionen. Die in Ägypten stationierten Mossad-Agenten sollten dazu benutzt werden, amerikanische und britische Einrichtungen in Kairo und Alexandria in die Luft zu sprengen. Die Urheberschaft an diesen Terrorakten würde man den Kommunisten oder extremen Moslemgruppen zuschieben, um dadurch in Washington und London eine stark antiägyptische Stimmung zu erzeugen.

Das Unternehmen sollte von zwei ehemaligen Soldaten geleitet werden, Mordechai Ben Zur und einem Agenten, der unter dem Decknamen Paul Frank operierte. Frank hatte schon in Ägypten unter dem Deckmantel eines ehemaligen SS-Offiziers gearbeitet. Er war so erfolgreich, dass er enge Freundschaften mit Männern wie dem ägyptischen Marinekommandanten und dem Innenminister aufgebaut hatte. Nun wies er ein Team junger ägyptischer Juden in die neuen Aufgaben ein. Die jungen Männer und Frauen begannen damit, in den Büchereien des amerikanischen Informationsdienstes in Kairo und Alexandria Bomben zu legen. In der Versandhalle des Hauptpostamtes explodierten Sprengkörper, und auch gegen zentral gelegene englische und amerikanische Restaurants richteten sich ihre Anschläge. Schon bald aber machte das junge ägyptische Team einen Fehler, der zu seiner Entdeckung führte.

Eines der Mitglieder, Philip Nathanson, fiel auf, als es mit brennendem Jackett aus einem Kino flüchtete. Die Polizei ergriff den Mann und löschte das Feuer. Die Beamten fanden in seiner Jackentasche ein Brillenetui, das mit Sprengstoff gefüllt war. Nathanson wurde sofort verhaftet, und man durchsuchte seine Wohnung. Die Polizei fand dort eine umfangreiche Sammlung von Dokumenten und selbstfabrizierten Bomben. In seiner Dunkelkammer entdeckten die Beamten Abzüge und Negative von Fotos, die er von Brücken, militärischen Einrichtungen und anderen möglichen Sabotagezielen gemacht hatte.

Tagelang wurde Nathanson von der ägyptischen Polizei und den Spionageabwehrbeamten grausam gefoltert. Aber erst als man ihm sagte, seine Mutter sei ebenfalls verhaftet und würde erschossen, brach er zusammen und gestand alles.

Die Behörden, die nun über eine komplette Liste von Nathansons Mittätern verfügten, begannen mit der Einkreisung der anderen Gruppenmitglieder. Eli Cohen schaffte es für eine Weile, der Gefangennahme zu entgehen. Schliesslich jedoch wurde auch er inhaftiert, doch da er 1952 schon einmal gefangengenommen worden war, hatte er eine gewisse Geschicklichkeit in seinem Verhalten während des Verhörs entwickelt. Es gelang ihm, die Verhörbeamten von seiner totalen Unkenntnis der Existenz dieses Spionageringes zu überzeugen, und er wurde schliesslich freigelassen.

Sowohl Avraham Dar (John Darling) als auch Paul Frank bekamen Wind von der Verfolgung, bevor sie verhaftet werden konnten, und tauchten unter. Es gelang ihnen, unbemerkt aus Ägypten zu entkommen.

Den anderen elf Mitgliedern der Gruppe erging es schlimm. Den ganzen Sommer 1954 hindurch wurden sie grausam gefoltert und verhört.

Schliesslich waren alle Mitglieder des Spionageringes physisch und psychisch so weit gebrochen, dass sie die Wahrheit eingestanden. Sie erzählten den Ägyptern, wie sie von Mossad- und von militärischen Geheimdienstagenten rekrutiert und ausgebildet worden waren; wie sie mehr als zwei Jahre hindurch in ihrem Vaterland spioniert hatten und wie sie durch ihre Teilnahme an der Terrorkampagne, die die Ägypter in den Augen der westlichen Demokratien diskreditieren sollte, zur Strecke gebracht worden waren.

Philip Nathanson und ein anderer Jugendlicher erhielten eine lebenslange Zuchthausstrafe. Andere Gruppenmitglieder kamen mit mildereren Strafen davon. Zwei von ihnen, Samuel Azzar, ein Schulfreund Eli Cohens, und Dr. Moshe Marzouk, wurden zum Tod am Galgen verurteilt. Das Urteil wurde am 1. Januar 1955 vor dem Bab-al-Halek-Gefängnis vollstreckt. Unter den 200 Trauernden, die der Exekution beiwohnten, befand sich auch Eli Cohen. Es war das zweite Mal, dass er um junge Juden trauerte, die für das Verbrechen, für Israel zu kämpfen, gehängt wurden.

Die Sabotagekampagne und die daraus resultierende Katastrophe lösten in Israel einen Skandal aus. Die Karrieren von Politikern und hohen Beamten waren ruiniert, und Ben Gurion unterlag strenger Kritik.

Zu allem Überfluss stellte sich heraus, dass Paul Frank, der erstklassige Spion, der an der Leitung der Einsätze teilgenommen hatte, ein Doppelagent war. Er wurde verhaftet und wegen Verrates angeklagt. In seinem Gerichtsverfahren offenbarte er, dass er die Aktivitäten des ausgehobenen Spionageringes an die Ägypter verraten und dafür 4'0000 DM erhalten hatte. Paul Frank wurde zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Es war einer der schwärzesten Tage des Mossad.

In Ägypten führte das Sabotageunternehmen zu einer erneuten Kampagne gegen die Juden, die diesmal unerbittlicher denn je durchgeführt wurde. Eli Cohen setzte seine Spionagetätigkeit in Alexandria fort. Er besass noch immer seine Funkausrüstung, und er sandte Tel Aviv alle Informationen, die er nur erhalten konnte.

Die Juden wurden immer gewaltsamer in ihren Gettos isoliert, Geiseln wurden genommen und in die Gefängnisse gesperrt, und Kollektivstrafen wurden verhängt. Synagogen, jüdische Schulen und Krankenhäuser wurden geschlossen. Der Gebrauch der hebräischen Sprache war selbst beim Gebet verboten. Jüdischen Ärzten und anderen Akademikern wurde die Ausübung ihres Beru-

fes untersagt, und in vielen Fällen beschlagnahmte man ihr Eigentum. An den Türen von Cafés und Restaurants hingen Schilder: Juden und Hunden ist der Zutritt nicht gestattet. Alle Juden mussten an ihrer Kleidung eine gelbe Ausweiskarte tragen.

Im November wurde Eli Cohen noch einmal festgenommen. Während der drei Wochen, die er im Gefängnis verbrachte, bewahrte er dieselbe Geistesgegenwart, die ihn in den ersten beiden Verhörperioden gerettet hatte, und es gelang ihm, die Beamten davon zu überzeugen, dass er nur die Gedanken, nicht aber die Aktionen der Zionisten guthieß.

Dennoch wurde ihm mitgeteilt, dass man ihn aus Ägypten ausweisen werde.

Am 20. Dezember 1956 befand sich Eli Cohen an Bord der *Misr*, eines Flüchtlingsschiffs des Roten Kreuzes, das im Hafen von Alexandria lag. Sein Pass trug einen Stempel: «Nicht gültig für die Rückkehr nach Ägypten.»

Als Fremder in Israel

Wie alle Einwanderer, die im Hafen von Haifa eintrafen, erhielt Eli seine Papiere, die ihn zum israelischen Staatsbürger erklärten. Er war mittlerweile 32 Jahre alt, und er fühlte sich als ein Fremder in seinem neuen Land. Für ihn begann nun eine lange und schwierige Zeit, in der er sich den Verhältnissen in seinem neuen Zuhause bei seinen Eltern in Bat Yam (Tel Aviv) anzupassen versuchte.

Erst Ende 1957, fast ein Jahr nach seiner Ankunft in Israel, wurde ihm eine Stelle angeboten. Es handelte sich um eine Stelle im Verteidigungsministerium. Das war natürlich kein Zufall, denn Israels Nachrichtendienste wussten weit mehr über Elis Arbeit in Ägypten als seine Familie, und sie hatten ihn schon bald als geeigneten Anwärter ausgewählt. Doch sie hatten ihm noch Zeit gegeben, sich einzugewöhnen.

Eli wurde in der Spionageabwehr eingesetzt. Er hatte arabische Zeitungen durchzusehen, wichtige Artikel ins Hebräische zu übersetzen und sie auf mögliche Anzeichen für politische Veränderungen zu untersuchen. Er machte seine Arbeit hervorragend; doch langweilte sie ihn bald. Nach einer Weile begann er, Marketing und Buchführung zu studieren, um sich in seiner Freizeit zu beschäftigen. Aber nach einem Jahr Schreibtischarbeit überkam ihn eine unüberwindliche Ruhelosigkeit. Er sagte seinen Vorgesetzten, dass er wieder an aktiven Spionageeinsätzen teilnehmen wolle.

Ihre Antwort fiel typisch aus. Obwohl Eli über sämtliche Eigenschaften eines erstklassigen Agenten verfügte, folgte der Mossad der strikten Regel, freiwillige Meldungen nicht zu berücksichtigen. Dieser Grundsatz war von Isser

Harel aufgestellt worden und nicht zu umgehen. Man gab Eli die Antwort: «Wir brauchen keine Abenteurer.»

Die Zurückweisung verletzte Eli Cohen schwer. Hatte er in Ägypten nicht sein Leben riskiert? Hatte er der Geheimdienstarbeit nicht seine ganze Jugend gewidmet? Eli fühlte sich erniedrigt und nicht anerkannt, und er kündigte seine Stellung. Mit neuem Eifer vertiefte er sich in das kaufmännische Studium und erlangte in Rekordzeit ein Diplom. Schon bald hatte er eine Stelle als Buchhalter bei einer Gesellschaft, die eine Ladenkette auf dem Lebensmittelsektor unterhielt.

Zu Beginn des Jahres 1959 lernte Eli im Soldatenclub von Tel Aviv eine irakische Frau namens Nadia kennen. Sie war Krankenschwester im Hadasah-Krankenhaus, eine grosse, dunkle Schönheit mit tiefbraunen Augen. Kaum zwei Wochen später, auf einem Spaziergang am Strand von Herzliya, beschloss das Paar zu heiraten. Sie bestimmten für die Hochzeit einen Termin im August und feierten das Ereignis gemäss jüdischer Tradition mit grosser Pracht.

Als Eli Cohen im Frühjahr 1960 eine Strasse in der Nähe seines Hauses entlangging, traf er einen Mann, den er aus der Zeit kannte, in der er für das israelische Verteidigungsministerium gearbeitet hatte. Die beiden waren nie enge Freunde gewesen, aber sie standen auf freundschaftlichem Fuss miteinander. Elis ehemaliger Kollege schlug einen Spaziergang am Strand vor, um ein wenig zu plaudern.

Die Unterhaltung kreiste bald um Elis Kündigung beim Ministerium. Der Beamte des Verteidigungsministeriums hörte sich Elis Beschwerden teilnahmsvoll an und versicherte ihm, dass er seine Gründe für die Kündigung verstehe.

Eli dachte nicht mehr an diesen Zwischenfall, als ihn einige Wochen später der ehemalige Kollege besuchte. Der Mann vertraute ihm nun an, dass sein wirklicher Name Isaak Zalman sei, und er offenbarte Eli seine wahre Identität: Er war ein hoher Offizier des Mossad. Die Frage, ob er Lust habe, zum zweitenmal mit ihm einen Spaziergang am Strand zu unternehmen, bejahte Eli.

Während sie am Strand entlangschlenderten, erzählte Zalman Eli, dass der Mossad ihn seit seiner Ankunft in Israel beobachtet habe. Die Geheimdienstleute waren über seine Aktivitäten in Ägypten informiert und wollten, dass er wieder für sie arbeite. Doch da der Zeitraum nach der Einwanderung in Israel oft viele Schwierigkeiten mit sich brachte, entschlossen sie sich, abzuwarten, bis Eli wirklich Fuss gefasst hatte, bevor sie ihn für irgendeine Spionagetätigkeit in Betracht zogen. Nach dieser Beobachtungsphase mussten sie ihn bei einem Schreibtischjob testen – ein Standardverfahren, das alle angehenden Agenten zu durchlaufen hatten.

Der Agent fuhr fort: «Aus verschiedenen Gründen mussten wir Ihr ursprüngliches Gesuch, als Agent zu arbeiten, ablehnen. Wir haben Sie seitdem beobachtet, und wir glauben, dass Sie nun als Agent für uns in Frage kommen. Falls Sie bereit sind, für den Geheimdienst zu arbeiten, wird Ihre Bewerbung in die engere Wahl gezogen werden.»

Zalman erinnert sich an Elis Reaktion: «Er war so bewegt, dass er einige Sekunden lang nicht antworten konnte. Dann sagte er mir in aller Aufrichtigkeit, er sei von ganzem Herzen bereit, seinem Land auf jede von ihm verlangte Weise zu dienen. Er war bereit, in einem der arabischen Länder als Spion zu arbeiten.»

Dann folgten viele Diskussionen und Kreuzverhöre. Ein Agent, der den Spitznamen «der Derwisch» trug, liess sich Zeit bei der Einschätzung seines neuen Rekruten. Er fragte Eli nach den Gründen für seinen Wunsch, in den Mossad einzutreten. Reizte ihn das Abenteuer? Sah er in der erstrebten Tätigkeit nur eine Aneinanderreihung aufregender Spionageeinsätze?

Eli beantwortete alle diese Fragen offen und ehrlich. Er wusste nicht, dass der Derwisch alle seine Antworten schon kannte, bevor er sie ausgesprochen hatte. Der Mossad hatte monatelang unter Elis Freunden und Familienangehörigen auf diskrete Art Erkundigungen eingezogen. Sie wussten von seiner glücklichen Ehe und von dem Kind, das erwartet wurde. Sie verfügten ausserdem über eine Fülle weiterer Einzelheiten über Elis persönliches und berufliches Leben und über seine Haltung gegenüber dem israelischen Staat.

Der Derwisch liess sich bis in alle Einzelheiten darüber informieren, was die Ägypter über Elis Aktivitäten als Spion herausgefunden hatten. Auf gar keinen Fall könne Eli jemals in dieses Land zurückkehren, sagte der Derwisch. Aber selbst dann, wenn er in ein anderes arabisches Land ginge, müsse man damit rechnen, dass die Ägypter ein Dossier über ihn dorthin gesandt hätten. Sein Aufenthalt in einem dieser Länder könnte sein Todesurteil bedeuten.

Eli war so aufrichtig, zuzugeben, dass seine kaufmännische Arbeit ihn langweilte. Doch es war selbstverständlich nicht nur die Langeweile, die ihn dazu brachte, sein Leben zu riskieren. Noch einmal betonte er, er wolle ausschliesslich seinem Land dienen. Der Derwisch war zufriedengestellt. Eli hatte seinen Aufnahmetest bestanden.

Ausbildung beim Mossad

Der Derwisch erklärte Eli die Bedingungen seines Arbeitsverhältnisses. Vom ersten Tag an würde er ein volles Gehalt bekommen, auch während der nun folgenden Ausbildung. Alle Agenten wurden auf die gleiche Art ausgebildet,

auch jene, die wie Eli schon Geheimdienst Erfahrungen hatten. Der Derwisch fuhr fort: «Am Ende der Ausbildungszeit haben Sie das Recht, Ihren Entschluss, als Agent zu arbeiten, noch einmal gründlich zu überprüfen. Sie können, auch später, jederzeit ohne Schwierigkeiten gehen. Die einzige Bedingung, auf der wir bestehen, ist, dass Sie keinem Menschen etwas über die Art Ihrer Arbeit erzählen.»

Den Anordnungen getreu erzählte Eli seiner Frau Nadia nichts über seine neue Stelle. Er sagte ihr nur, er habe die Stellung als Buchhalter aufgegeben, um in einer kaufmännischen Abteilung des Staatsdienstes zu arbeiten.

Eli absolvierte nun einen intensiven sechsmonatigen Kurs in den Techniken seiner neuen Tätigkeit. Während dieser Zeit wohnte er in einem Appartement in Tel Aviv, das der Mossad gemietet hatte und als Ausbildungszentrum benutzte. Den Frühling und Sommer hindurch absolvierte er den gesamten Mossad-Lehrplan. Erfahrene Sabotagefachleute unterwiesen ihn darin, aus den einfachsten Zutaten Sprengstoff und Zeitbomben herzustellen. Sie nahmen Eli mit zu Armeelagern und zeigten ihm, welche Art von Bomben man zur Sprengung von Brücken und anderen Anlagen benutzen muss.

Kampfpertur brachten ihm Selbstverteidigungstechniken bei. Andere lehrten ihn, alle möglichen Arten von Handfeuerwaffen zu benutzen. Sie waren erst dann zufrieden, als er sich als erstklassiger Schütze erwiesen hatte. Er lernte es, blitzschnell die verschiedenen Fabrikate von westlichen und sowjetischen Waffen, Schiffen und Flugzeugen zu identifizieren, und wurde auch als Einbrecher ausgebildet. Er erwarb die Fähigkeit, Schlösser aller Arten und Safes leise und schnell aufzubrechen.

Techniken zur Datensammlung und -analyse bildeten einen wichtigen Teil des Lehrplans. Eli wurde ein Meister im Verschlüsseln und Entschlüsseln von Nachrichten. Er musste in der Lage sein, einen Miniatursender in seine Einzelteile zu zerlegen und wieder zusammensetzen. Er lernte, an welchen Orten und auf welche Art er das Gerät verborgen halten konnte, wenn er im Land des Gegners operierte.

Eli überraschte seine Lehrer immer wieder durch seine schnelle und sichere Auffassungsgabe. Sein ausserordentliches Gedächtnis versetzte jeden in Erstaunen. Am Ende dieser sechs Monate der Isolation beschrieb ein abschließender Bericht über den neuen Rekruten dessen Fortschritte kurz und bündig: «Er verfügt im Überfluss über alle Eigenschaften, die ein Agent im Ausseninsatz nötig hat.»

Nach dieser Grundausbildung musste Eli zwei Wochen lang in den Strassen von Tel Aviv an einem seltsamen «Spiel» teilnehmen: Er wurde von zwei oder mehr seiner Agentenkollegen («Schatten» genannt) verfolgt und musste, wäh-

rend er sich durch die ganze Stadt bewegte, versuchen, sie zu identifizieren. Nachdem ihm das gelungen war, bestand die nächste Aufgabe darin, den «Schatten» zu entwischen, ohne dabei ein auffälliges Verhalten an den Tag zu legen. Diese Aufgabe ist schwierig zu meistern, und Eli verbrachte Wochen damit.

Schliesslich wurden die Rollen vertauscht, und Eli wurde zum Verfolger, während die andern versuchten, ihm zu entwischen. Danach führte er dieselbe Übung mit erfahrenen Agenten durch. Perfektion in diesen Fertigkeiten zu erlangen war lebensnotwendig.

Im Verlauf des Trainings entwickelte sich zwischen Eli und dem Derwisch eine enge Freundschaft. Diese Bindung war zwar aufrichtig, doch gleichzeitig war sie auch eine taktische Notwendigkeit. Die Ausbildungsoffiziere wussten, dass die zukünftige Leistungsfähigkeit eines Agenten, der ein einsames und gefährliches Leben in einer feindlichen Stadt führte, von dem Vertrauen abhing, das er in die Verbindung zur Zentrale hatte.

Im September 1960 erhielt Eli zum erstenmal seit dem Beginn seines Intensivtrainings die Erlaubnis, nach Hause zu fahren. Dieser Besuch verlief besonders freudig, denn vor Kurzem war seine Tochter Sophie geboren worden.

Der Urlaub war jedoch kurz, und schon bald kehrte der Lehrling zurück zu seiner Arbeit – diesmal in der arabischen Stadt Nazareth. Mit gefälschten Papieren ausgestattet, liess Eli sich dem Scheich Mohammed Salmaan als Student der Universität Jerusalem vorsteilen, der die islamische Religion studieren wollte. Er hatte in seiner Geburtsstadt Alexandria schon eine Menge über den Islam erfahren; nun aber, während seiner Lehrzeit als Spion, machte er sich an ein ernsthaftes Studium dieser Religion. Er lernte nicht nur grosse Teile des Korans auswendig, sondern wusste überdies genau, wie die Gläubigen sich beim Rezitieren der fünf täglichen Gebete verhielten.

Um seine Maskierung zu vervollständigen, besuchte der Student Moscheen in ganz Israel an den Feiertagen. Zusammen mit seinen «Glaubensbrüdern» beugte Eli sich nieder und betete. Schon bald war er davon überzeugt, dass selbst unter grösster Belastung keine Unsicherheit oder Ungeschicklichkeit seine Tarnung als Moslem verraten würde.

Nach seiner Rückkehr nach Tel Aviv hatten Elis Ausbilder eine Überraschung für ihn. «Heute werden wir zur syrischen Grenze fahren.» Sie stiegen mit ihm in einen Jeep und fuhren in Richtung Norden auf die Golanhöhen zu.

Aus Nachrichtenmeldungen wusste Eli, dass syrische Geschützstellungen, die über den Siedlungen des oberen Galiläas lagen, mehrere Wochen lang den

Kibbuz Tel Katzir unter Feuer genommen hatten. Eigentum und Ernte waren zerstört worden, mehrere Bauern verwundet und einige getötet.

Schliesslich war die israelische Armee in Aktion getreten. Eines Nachts, im Schutz der Dunkelheit, drang ein Stosstrupp der Golan-Brigaden in syrisches Gebiet vor und bahnte sich leise seinen Weg in Richtung der Artillerieposten, die auf den Kuppen der Tawafik-Hügel aufgestellt waren.

Niemand bemerkte die Soldaten, bis sie ihr Angriffsziel erreicht hatten. In einem erbitterten Gefecht, das bis zum Tagesanbruch andauerte, töteten die Israeli Dutzende von syrischen Soldaten und zerstörten ihre Geschützstellungen. Dann sprengten sie über 50 Steinhäuser eines in der Nähe der Geschützstellungen gelegenen Dorfes in die Luft.

Bei dieser Vergeltungsaktion hatte die Golan-Einheit grosse Mengen Panzer, Panzerfahrzeuge und zahllose leichte und schwere Waffen erbeutet.

Der Derwisch zeigte seinem Schüler die angesammelte Beute und diskutierte mit ihm einige technische Merkmale der syrischen Ausrüstung.

«Wir sind aber nicht zu einer Vorlesung über Waffen hierhergekommen. Ich habe dich aus zweierlei Gründen hergebracht. Der erste ist, dir zu erklären, wie die Golan-Brigade trotz des erbitterten Widerstandes diesen so stark gesicherten Stützpunkt derart erfolgreich einnehmen konnte. Die Soldaten kannten die genaue Position jedes einzelnen Geschützes. Sie wussten genau, wie viele Gegner sie dort antreffen würden und wie sie bewaffnet waren. Sie kannten alle denkbaren Verbindungen, über die Verstärkung hätte kommen können, und wussten, wie lange die angeforderten Truppen brauchen würden, um das Gebiet zu erreichen. Alle diese Informationen haben wir ihnen verschafft. Der Sieg ist unserer Spionagearbeit zu verdanken. Der zweite Grund, aus dem wir hierhergekommen sind, betrifft dich persönlich. Es wird in dieser Gegend noch häufiger Gefechte geben, dessen können wir sicher sein. Der Ausgang solcher Schlachten kann zukünftig von deinem Einsatz abhängen. Du wirst in Syrien arbeiten.»

Eli wusste nicht, dass die Entscheidung, ihn nach Syrien zu schicken, schon vor Monaten getroffen worden war. Seine Ausbilder sahen, dass er ein erstklassiger Agent war, der sich für die wichtigsten und anspruchsvollsten Aufträge eignete. Aufgrund seiner Vertrautheit mit der arabischen Lebensweise war er der perfekte Kandidat für die Geheimdienstarbeit in einem der arabischen Länder.

Fast unmittelbar, nachdem er von seinem Ausflug zur syrischen Grenze nach Tel Aviv zurückgekehrt war, begann für Eli eine Zeit des intensiven Studiums. Er nahm an einem Schnellkurs in syrischer Geschichte, Wirtschafts-



Der Spion Eliahu Cohen (links) war hoch begabt und eine starke Persönlichkeit. Rechts Isser Harel (Isser, der Kleine), der den israelischen Geheimdienst Mossad gross machte. «Er hat Augen, die dich wie ein scharfes Messer bis zu deinen geheimsten Gedanken durchdringen», sagte einmal jemand von ihm. Der «Derwisch», der Cohen ausbildete, war einer seiner Agenten.

entwicklung, Politik, Geographie und Topographie teil. Da die syrische Aussprache des Arabischen sich von der ägyptischen unterscheidet, die Eli als Kind gelernt hatte, kamen eine Reihe von Lehrern in sein Appartement, um ihn zu schulen. Er hörte Tag und Nacht syrischen Radiosendern zu, um die korrekte Aussprache anzunehmen und über das Tagesgeschehen auf dem Laufenden zu sein.

Neben seinem Schnellkurs über Syrien und seiner Aneignung des syrischen Arabisch musste Eli sich genauso intensiv mit Argentinien beschäftigen. Er nahm an einem ähnlichen Kurs über die argentinische Geschichte, Politik und Geographie teil, frischte sein Spanisch auf und lernte, es so gut wie möglich mit einem argentinischen Akzent zu sprechen.

Eli war wegen dieser Sonderaufgabe verwirrt und fragte den Derwisch nach ihrem Zweck. Der Derwisch teilte ihm mit, er werde eine Zeit in Argentinien verbringen, bevor er nach Syrien gehe. Dadurch wollte der Mossad Zeit gewinnen: Elis Vorgesetzte wollten vermeiden, dass er nach Syrien einreiste, während sich dort noch Ägypter aufhielten.

Ein «Syrer» in Argentinien

Es war der 1. März 1961. Das Swissair-Flugzeug aus Zürich traf planmässig ein und rollte zum Hauptterminal des Flughafens Ezeiza bei Buenos Aires. Unter den aussteigenden Passagieren war ein gutgekleideter Geschäftsmann, der schweigsam auf seinem Platz gesessen und Zeitungen und Börsenberichte in mehreren Sprachen gelesen hatte. Niemand erwartete ihn am Flughafen. Nachdem er die Passkontrolle und den Zoll passiert hatte, rief er ein Taxi.

Der Geschäftsmann erklärte dem Fahrer, er sei fremd in der Stadt, und bat ihn, ihm ein Hotel zu empfehlen. Der Fahrer brachte ihn zu einer bekannten Adresse in der Avenida Nueve de Julio im Herzen der Stadt. Der Geschäftsmann trug sich ins Fremdenbuch ein: Kamil Amin Taabes, Beruf: Exportkaufmann. Sein Pass liess erkennen, dass er Syrer war.

In den ersten Wochen in Buenos Aires hatte Taabes viel zu tun. Er verliess früh das Hotel und blieb bis zum späten Abend aus. Nach ein paar Tagen teilte er dem Empfangschef mit, dass er eine andere Unterkunft gefunden habe, und zog aus. Er hatte ein teures Appartement gemietet, nicht allzuweit von dem Hotel entfernt. Von dort aus leitete er seine Geschäfte.

Wie jeder Reisende, der sich in einer fremden Stadt aufhält, machte Taabes schnell die Restaurants und Lokale in Buenos Aires ausfindig, in denen sich seine Landsleute trafen. Das war nicht schwierig. In Argentinien wohnen fast eine halbe Million Araber, viele davon in Buenos Aires. Nachdem er einige Erkundigungen eingezogen hatte, wählte Taabes ein ihm zusagendes Lokal, das er an einem Abend Ende März, nachdem er allein sein Abendessen eingenommen hatte, zum erstenmal auf suchte. Schon bald befand sich Taabes in einer Unterhaltung mit einer Gruppe von Männern. Dem Neuankömmling wurden viele Fragen gestellt, und es bedurfte nur weniger Anstösse von seinen Zuhörern, bis er ihnen seine Lebensgeschichte erzählte.

Sein Vater und seine Mutter hatten vor Jahren ihr Heimatland Syrien verlassen, um in Beirut, der wohlhabenden Hauptstadt des Libanons, ihr Glück zu suchen. Kamil wurde dort geboren.

Die Lebensverhältnisse der Familie entwickelten sich nicht so, wie man erhofft hatte, und so zogen sie nach Ägypten, wo sie sich schliesslich in Alexandria niederliessen. Dort verbrachte Kamil den grössten Teil seiner Kindheit. Sein Vater bestand darauf, dass die Familie ihre syrische Staatsangehörigkeit beibehielt, und erweckte in Kamil eine tiefe Zuneigung zu seinem Geburtsland. Am Totenbett seines Vaters, so erzählte Kamil seinen Freunden, hatte er geschworen, eines Tages Syrien zu besuchen.

Kamil erzählte, wie er 1947, im Alter von 17 Jahren, dank der Hilfe eines reichen Onkels zum erstenmal nach Buenos Aires gereist war. Gemeinsam mit seiner Familie hatte er dort ein Bekleidungsgeschäft eröffnet, das jedoch bankrott ging.

Taabes' Eltern waren nun beide tot, und er betrieb eine äusserst erfolgreiche Exportfirma. In der letzten Zeit hatte er längere Europareisen unternommen, wollte sich nun aber wieder in Buenos Aires niederlassen.

Voll Stolz zeigte er seinen Zuhörern Schnappschüsse von seinen Familienangehörigen, die er ständig bei sich trug. Er habe noch einige Alben in seiner Wohnung, sagte er und lud mehrere Männer ein, ihn in den nächsten Tagen einmal zu besuchen.

Elis Tarnung war mit äusserster Gewissenhaftigkeit vorbereitet worden: Der Mossad wusste, dass man Eli bis in alle Einzelheiten ausforschen würde, und deshalb musste seine Vorgeschichte einwandfrei sein. Daher stützten sich die Angaben zu Elis Identität auf die Daten einer wirklich vorhandenen Person, eines Libanesen namens Kamil Taabes, der nach Australien ausgewandert war. Eli musste Buenos Aires so gut kennen, als hätte er sein halbes Leben dort verbracht, obwohl er in Wirklichkeit noch nie dort gewesen war. Die letzten zwei Wochen in Israel hatte er damit verbracht, Stadtpläne und Fotos von Buenos Aires zu studieren, bis er das Gefühl hatte, er kenne die Stadt durch und durch.

Bald nach der Ankunft in der argentinischen Hauptstadt nahm er mit einem Agenten, den er unter dem Namen Abraham kannte, Kontakt auf. Abraham hatte für Eli schon Büroräume und das Appartement gemietet und ihm sogar die nötige Büroausstattung besorgt. Er gab ihm ausserdem Geld sowie eine Liste von einflussreichen Arabern, die in der Stadt lebten, und Hinweise, wo sie anzutreffen waren.

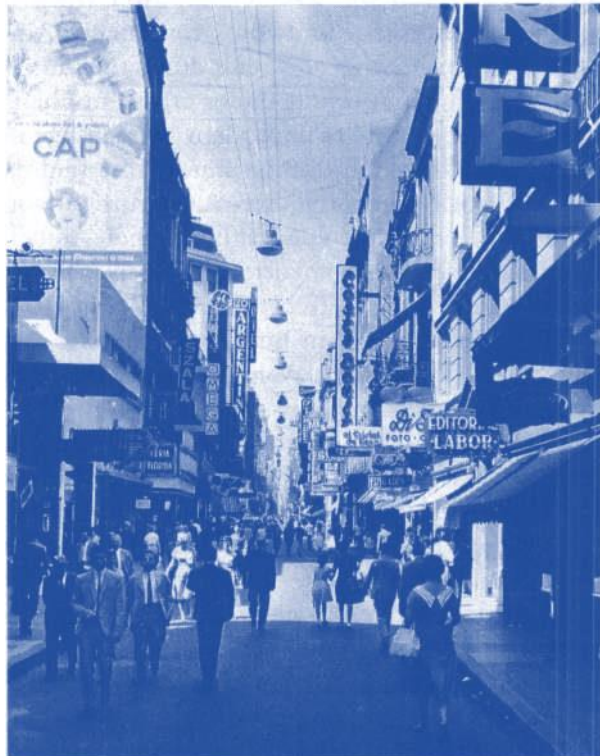
Seit seiner ersten durchbummelten Nacht war Eli in dem grossen Kreis syrischer Emigranten in Buenos Aires gern gesehen. Des Öfteren lud er Freunde zu sich in seine Wohnung ein, servierte ihnen grosszügig Getränke und schwärmte vom Heimatland, nach dem sie sich alle sehnten. Kein Besucher konnte um eine ausgiebige Besichtigung von Elis Fotoalben herumkommen; sie alle hatten die Aufnahmen zu bewundern, auf denen Eli mit seinen Eltern in Alexandria, Beirut und Buenos Aires posierte. Die vom Mossad angefertigten Fotomontagen überzeugten allgemein.

Eli wusste mittlerweile, dass der «Club des Islam» nicht nur ein Restaurant, sondern auch ein wichtiges Begegnungszentrum war, in dem man einflussreiche Leute aus den arabischen Ländern kennenlernen konnte. Er verbrachte dort viel Zeit damit, Zeitungen aus Kairo und Damaskus zu lesen, und er hatte eines Tages eine Unterhaltung mit einem Mann mittleren Alters, der ihm erzählte, er sei Abdullah Latif Alheshan, Herausgeber der grössten arabischen Zeitung

in Argentinien. Alheshan war überzeugter Nationalist, und sein jüngerer Landsmann schüttete ihm sein Herz aus. Er vertraute ihm an: «Ich würde liebend gerne in das Heimatland meines Vaters zurückkehren. Ich bin sicher, ich könnte dort irgendwie nützlich sein. Aber ich kenne dort niemanden, und deshalb weiss ich nicht, wie ich es anstellen muss.»

Alheshan war entzückt, in Buenos Aires einen so überzeugten Patrioten zu finden. Selten hatte er jemanden kennengelernt, der so intelligent war, das Land seiner Väter derartig verehrte und einen so grossen Anteil an dessen Belangen nahm. Er stellte Eli nicht nur führenden arabischen Persönlichkeiten in Buenos Aires vor, sondern auch Angehörigen der argentinischen Oberschicht und Diplomaten.

Aufgrund seiner Vertrautheit mit arabischen Angelegenheiten war Eli willkommener Gast auf Cocktailpartys in der Botschaft und bei offiziellen Dinners. Bei einem solchen Anlass traf er Major Amin al-Hafes, den Militärattaché der syrischen Botschaft. Hafes war, wie die meisten anderen seiner Landsleute, von Elis nationalistischer Hingabe sehr beeindruckt, und er zog den jungen Mann schon bald ins Vertrauen.



In Buenos Aires – hier eine der von pulsierendem Leben erfüllten Hauptstrassen der argentinischen Hauptstadt Anfang der sechziger Jahre – schlüpfte Cohen in eine neue Identität und bereitete sorgfältig seine künftige Tätigkeit in Syrien vor.

«Eigentlich sollte ich nicht über Politik sprechen», sagte er auf einem Botschaftessen zu Eli, «aber Sie sind gut beraten, wenn Sie Ihr Vertrauen in die Baath-Partei setzen. Ende dieses Jahres, wenn meine Dienstzeit hier vorbei ist und ich meine geschäftlichen Angelegenheiten zu einem Abschluss gebracht habe, werde ich nach Damaskus zurückkehren. Suchen Sie mich dort auf, wenn Sie möchten. Wir brauchen einen Mann von Ihrer Bildung und Ihrem Patriotismus.»

Der arabische Geheimdienst in Buenos Aires war von Kamil Taabes' nationalistischer Haltung nicht so rasch zu überzeugen. Der syrische Geheimdienst, bekannt als Deuxième Bureau, begann, diskret Erkundigungen über Taabes' Vorleben einzuziehen. Man fand heraus, dass alles, was er seinen neuen Freunden erzählt hatte, mit den Tatsachen übereinstimmte. Die Untersuchungen waren damit jedoch noch nicht beendet. Als Eli eines Tages nach Hause kam, entdeckte er, dass sich jemand mit seinen berühmten Fotoalben beschäftigt hatte. Ohne Zweifel hatte irgendwer eingebrochen, die Fotoalben durchschnüffelt und wahrscheinlich Kopien einiger Fotos angefertigt.

Eli hatte erwartet, dass dies eines Tages geschehen würde. Nicht umsonst hielt er seine Adresse und Telefonnummer vor niemandem geheim; er hatte sie seinen neuen Bekannten sogar geradezu aufgedrängt. Die Fotoalben liess er meistens nachlässig in seinem Wohnzimmer herumliegen.

Nach Beendigung seiner Nachforschungen war das syrische Deuxième Bureau davon überzeugt, dass Taabes' Identität authentisch sei. Die grossartige Tarnung, die sich seine Kollegen in Tel Aviv für ihn ausgedacht hatten, liess keine andere Annahme zu. Da seine Echtheit jetzt bestätigt war, setzte Eli alles daran, seinen Kreis von Bekannten unter den einflussreichen Syrern in Buenos Aires zu erweitern. Er gab grosszügige Gesellschafte und beschenkte seine Freunde reichlich.

Daher war es für niemand eine Überraschung, als Eli im Mai 1961 seine Freunde einlud und ihnen voller Freude verkündete, dass er sich auf seine Reise nach Damaskus vorbereite. Er wurde mit Namen und Adressen von Geschäftsleuten, Regierungsangehörigen und persönlichen Freunden überhäuft. Alle versprachen, nach Damaskus zu schreiben, um zu gewährleisten, dass dem in sein eigentliches Heimatland zurückkehrenden Neuankömmling jegliche Art von Unterstützung gewährt werde.

«Heimkehr» eines Patrioten

Tatsächlicher Anlass für Elis Reisevorbereitungen war jedoch eine Anordnung aus dem Mossad-Hauptquartier. Sobald er all die versprochenen Empfehlungsschreiben erhalten hatte (selbstverständlich, ohne zuviel Aufhebens da-

von zu machen), sollte er zunächst nach Tel Aviv zurückkehren. Die notwendigen Visa wurden ihm von den Konsulaten der Vereinigten Arabischen Republik und des Libanons ohne Schwierigkeiten ausgestellt. Am 1. August 1961, in der Nacht vor seinem Flug, überraschten seine Freunde ihn mit einer Abschiedsparty. Einige von ihnen begleiteten ihn auch am nächsten Tag zum Flugplatz, um sich von ihm zu verabschieden. Er nahm eine Maschine nach München, angeblich um von dort aus nach Beirut weiterzufliegen. In Wirklichkeit flog Eli über München und Zürich, wo er seine echten Papiere zurück erhielt, nach Tel Aviv.

Aus seiner Berichterstattung ergab sich für Elis Vorgesetzte, dass er der Spitzenbewertung, die ihm der Derwisch gegeben hatte, vollkommen gerecht wurde. Als er ihnen dann noch die Empfehlungsschreiben zeigte, die er für seine Mission in Damaskus erhalten hatte, waren sie völlig verblüfft. Elis Erfolge überstiegen alle ihre Erwartungen.

Einige Wochen lang arbeitete Eli eng mit den Männern zusammen, die seine Funknachrichten aus Damaskus empfangen würden. Es war von grösster Wichtigkeit, dass sie seinen individuellen Stil, die Nuancen und Eigenarten kannten, die seine verschlüsselten Botschaften charakterisierten. Nur durch diese vollständige Vertrautheit würden sie perfekt zusammenarbeiten können: Die Männer in Israel mussten in der Lage sein, sofort zu erkennen, ob eine Nachricht tatsächlich von ihrem Agenten stammte oder von jemandem, der ihn imitierte. Ausserdem mussten sie jeden kleinsten Hinweis ausmachen können, der besagte, dass Eli entdeckt worden war und unter Zwang sendete. Sie einigten sich darauf, dass Eli durch eine leichte Beschleunigung seines Funktempos das Alarmzeichen für seine Entdeckung geben sollte.

Ende Dezember flog Eli Cohen nach München. Dort traf er sich mit einem hohen Mossad-Beamten, und die bis ins Detail vorbereitete Verwandlung fand statt. Ausserdem erhielt Eli eine aufwendige Spionageausrüstung, mit der er sich auf seine einsame Mission begab. Von München fuhr Eli nach Genua. Und von dort aus fuhr er als Kamil Amin Taabes am 1. Januar 1962 in einer Kabine erster Klasse an Bord des italienischen Linienschiffes *Ausonia* nach Beirut. Schon während dieser Reise hatte Eli Gelegenheit, seine guten Beziehungen zu Angehörigen der syrischen Elite auszubauen.

Bald nachdem das Schiff ausgelaufen war, knüpfte er ein Gespräch mit Scheich Magd al-Ard, einem wohlhabenden und einflussreichen Syrer, an. Die Bekanntschaft mit Al-Ard erwies sich als unschätzbar, denn dieser stellte Eli einigen bedeutenden Syrern vor.

In Damaskus ging Eli als erstes auf Wohnungssuche. Er bezog ein geräumiges Appartement in der vierten Etage eines modernen Gebäudes im wohl-

habenden Bezirk Abu-Rummanah. Die Wohnung war bequem und luxuriös, doch für Eli war dieser Komfort weniger wichtig als die Tatsache, dass sich das Gebäude direkt gegenüber dem Hauptquartier der syrischen Armee befand.

Nun ging Eli daran, eine Import-Export-Firma zu gründen, die schon bald grosse geschäftliche Erfolge verzeichnen konnte. Er führte das Geschäft mit kaufmännischer Umsicht und erreichte für alle Beteiligten – einschliesslich des Mossad – ansehnliche Profite. Egal, wie gross die Menge an syrischen antiken Möbeln, Backgammon-Tischen, Schmuckstücken und Kunstobjekten war, die er nach Europa verlud, seine Ware fand immer Käufer.

Die Geschäftsleute ahnten nicht, dass ihre freundschaftlichen Plaudereien eine Informationsquelle für den wirtschaftlichen Teil der Berichte darstellten, die Eli täglich an das Mossad-Hauptquartier sandte. Genausowenig wären sie auf den Gedanken gekommen, dass ihr Lieblingskunde in die antiken Möbel, die sie ihm verkaufte, Geheimfächer einbaute, um darin zum Weitertransport bestimmte Mikrofilme zu verstecken. In Zürich, wohin er die Antiquitäten lieferte, wurden sie dann sorgfältig aus den Möbeln entfernt und auf geheimen Wegen nach Tel Aviv gesandt.

Wenn Kamil Amin Taabes am Abend nach Hause ging, wurde aus dem wohlhabenden Exporteur Eli Cohen, der Spion. Nachdem er die Wohnungstüren doppelt abgesichert und die Vorhänge zugezogen hatte, nahm er sein Miniaturfunkgerät mit in sein Schlafzimmer. Dort notierte er seine Botschaften, codierte sie und funkte sie dann schnell und präzise nach Tel Aviv. In dem Antennengewirr auf dem Dach des Gebäudes, in dem er wohnte, fiel die von ihm installierte Antenne nicht auf.

Elis Berichte und Mikrofilme enthielten jedesmal sehr interessante Informationen für seine Vorgesetzten in Tel Aviv. Er war mit Männern befreundet, die einflussreiche Positionen in der syrischen Armee und in der Regierung innehatten. Zu seinen engsten Freunden gehörten Leutnant Maazi Zäher el-Din, Neffe des Stabschefs Abd el-Karim Zager el-Din, George Seif, der staatliche Propagandachef bei Radio Damaskus; Oberst Salim Hatoum, der Leiter der syrischen Fallschirm-Eliteeinheit.

Eli hatte seine Wohnung mit der gleichen Sorgfalt ausgewählt, mit der er seine Freundschaften pflegte. An der Anzahl der erleuchteten Fenster im gegenüberliegenden Armeehauptquartier konnte er erkennen, ob sich irgendeine militärische Krise anbahnte. Ungewöhnlich starker Verkehr von Limousinen und Dienstfahrzeugen von und zu dem Gebäude könnte eine Vorwarnung dafür sein, dass ein neuer Angriff auf Israel geplant wurde.

Ausserdem waren in der Nachbarschaft ungefähr ein Dutzend Botschaftssitze sowie das Büro der Friedenssonderkommission der Vereinten Nationen.

Das bedeutete ständige Sendeaktivitäten in der Umgebung, die dem einsamen Funker in seiner Wohnung im vierten Stockwerk eine vorzügliche Tarnung boten.

Wichtige Nachrichten

Dass Eli die richtige Wohnlage gewählt hatte, erwies sich zwei Monate nach seiner Ankunft. In seiner ersten wirklich bedeutenden Mitteilung nach Tel Aviv berichtete er: «Drei Nächte hintereinander im militärischen Hauptquartier brennende Lichter bis zum Morgengrauen. Kein Staatsstreich zu erwarten. Wahrscheinlicher Grund für diese Aktivität: Aktionen gegen israelische Streitkräfte. Presse, Radio, Fernsehen in den letzten Tagen besonders antizionistisch. Starke Truppenbewegungen auf den Strassen.»

Elis Nachricht wurde sofort an alle Kommandoposten am See Genezareth nahe der syrischen Grenze weitergegeben und von dort 24 Stunden später bestätigt. Aus Damaskus rückten Einheiten mit Panzern an.

Israel führte daraufhin einen Präventivschlag gegen den syrischen Militärstützpunkt Noukeib. Luftwaffe und Artillerie machten ihn dem Erdboden gleich. Die syrischen Panzereinheiten erkannten die Alarmbereitschaft des Feindes und zogen sich in ihre Stützpunkte zurück.

Die Richtigkeit der These: «Ein guter Spion ist soviel wert wie eine Division Soldaten» war durch Eli Cohens Tätigkeit bestätigt worden. Dem politischen sowie dem militärischen Geheimdienst in Tel Aviv verschaffte er Daten von unschätzbare Wichtigkeit. Seine Analysen politischer Veränderungen in Damaskus waren derart exakt und wiesen eine so grosse Übereinstimmung mit den tatsächlich eintretenden Ereignissen auf, dass der Mossad sie innerhalb weniger Stunden nach ihrem Eintreffen direkt an den Premierminister weiterleitete. Wiederholt traf Ben Gurion gewichtige politische Entscheidungen – Entscheidungen, von denen Krieg oder Frieden abhängen konnte – auf der Basis von Eli Cohens zuverlässigen Meldungen.

Eines Tages nahm Elis Freund Scheich Magd al-Ard ihn mit in das Haus eines einflussreichen ehemaligen Nationalsozialisten namens Franz Radmacher, eines Mannes, der einer von Adolf Eichmanns bedeutendsten Gehilfen gewesen war. Eichmann selbst hatte in seinem Prozess ausgesagt, Radmacher habe Aktionen überwacht, die die Vernichtung von Zehntausenden von Juden in Belgien und Jugoslawien zur Folge hatten.

Scheich Al-Ard, der eifrig bemüht war, Eli seine gewichtigen Beziehungen zu den Exnazis vorzuführen, ging davon aus, dass Eli es als grosses Privileg ansehen werde, Radmacher kennenzulernen. Eli hatte ihm schon unzählige Male erzählt, wie sehr er Hitler verehere.

Somit sah Eli sich dem Mörder Tausender Juden gegenüber. Nun hatte er die Möglichkeit, Rache an einem von Eichmanns führenden Mitarbeitern zu nehmen. Er beschloss, Radmacher zu töten. In dieser Nacht funkte er nach Tel Aviv: «Früheren Nazi Franz Radmacher getroffen. Arbeitet jetzt als Berater für Deuxième Bureau, Damaskus. Wohnt Shahabander Strasse. Beabsichtige, ihn zu liquidieren.»

Diese Entdeckung versetzte das Mossad-Hauptquartier in Aufruhr. Trotz der Bemühungen der Alliierten und des israelischen Geheimdienstes, ihn aufzuspüren, war es Radmacher nach dem Krieg gelungen unterzutauchen. Jetzt wussten sie genau, wo er sich befand. Doch Elis Plan, Radmacher zu töten, versetzte seine Vorgesetzten in Panik. Sein Wert für die Beschaffung von militärischen und politischen Informationen war viel zu hoch, als dass man ihm erlauben konnte, das unnötige Risiko einzugehen, das mit der Tötung alternder Nazis verbunden war. So wurde ihm unmissverständlich befohlen, Radmacher in Ruhe zu lassen und sich auf die Beschaffung von Informationen zu konzentrieren.

Israelische Diplomaten gaben die Information über den Aufenthaltsort von Eichmanns altem Kollegen an die deutschen Behörden weiter, die schliesslich seine Auslieferung erreichten und ihm den Prozess machten.

Elis einflussreiche Freunde kannten nach einer Weile sein Appartement wahrscheinlich ebensogut wie er selbst. Er gab oft Partys, auf denen grosse Mengen alkoholischer Getränke, teures Essen und das beste Haschisch aufgetischt wurden. Eli täuschte vor, an den Festlichkeiten aktiv teilzunehmen und sich ebenfalls zu betrinken, während er allen Gesprächen seiner Freunde aufmerksam lauschte. Wenn sich unter seinen Gästen so bedeutende Männer wie Oberst Sallah Dalli, einer der einflussreichsten Persönlichkeiten in der syrischen Armee, befanden, suchte Eli den ganzen Abend unauffällig in dessen Nähe zu bleiben.

Einer seiner teuren Freunde, Leutnant Maazi, der Neffe des Stabschefs, trug dazu bei, dass Eli einen seiner grossartigsten Spionagecoups verzeichnen konnte. Eli und Maazi diskutierten gerne militärische Angelegenheiten, wobei Eli ein lebhaftes, jedoch vorgetäuscht dilettantisches Interesse an den Tag legte. Natürlich kamen in ihren Unterhaltungen oft Syriens Grenzbeziehungen zu Israel zur Sprache. Eli erkundigte sich danach, wie Syrien seine Grenzen so wirkungsvoll befestigen und seine glorreichen Angriffe auf israelische Siedlungen mit sowenig Verlusten in den eigenen Reihen durchführen könnte. Geschickt gab Eli vor, nichts über Israels Vergeltungsmassnahmen gegen Syrien zu wissen.

Schliesslich erbot sich Leutnant Maazi beflissen, die Neugierde seines Freundes zu befriedigen und mit ihm zu den Golanhöhen zu fahren, um ihm

einen Blick auf die syrischen Befestigungsanlagen zu ermöglichen. Normalerweise war es Zivilisten nicht gestattet, dieses Gebiet zu betreten – jeder, der sich dort ohne Erlaubnis aufhielt, wurde sofort erschossen.

Eli jedoch wurde als Ehrengast behandelt. Er besichtigte ausgiebig die tiefen Betonbunker, die von den Syrern zur Unterbringung der schweren Artillerie gebaut wurden, die die Russen ihnen vom Hafen Odessa am Schwarzen Meer lieferten.

Elis Vorgesetzte beim Mossad hatten von ihm verlangt, dass er die Beschaffung von Informationen über die syrischen Geschützstellungen auf den Golanhöhen als seine vorrangige Aufgabe ansah. Sie waren daher hoch erfreut, als er begann, ihnen diese Informationen zu schicken, und drängten ständig nach mehr. In dem Zeitraum zwischen dem Herbst 1962, als er seinen ersten Besuch in diesem Gebiet machte, und dem Frühsommer des Jahres 1963 begleitete Eli Leutnant Maazi so oft wie möglich dorthin.

Die Syrer vertrauten Eli vollkommen. Sie liessen es sogar zu, dass er ihre streng geheimen Anlagen fotografierte. Mit Teleobjektiven machte er scheinbar harmlose Aufnahmen von den verhassten Zionisten unten im Tal. Anhand dieser Fotos konnte das israelische Militär genau erkennen, wie die Kanonen postiert und worauf sie gerichtet waren.

Bevor Eli zu einem Heimataufenthalt nach Tel Aviv abreiste, nahm er noch an einer aussergewöhnlichen Festlichkeit teil. In einem neuen unblutigen Coup hatte die Baath-Partei die Macht ergriffen; Elis Freund General Al-Hafes war nun syrischer Staatspräsident. Anfang Juli 1963 gab Al-Hafes ein Bankett im Mohajerine-Palast, seiner offiziellen Residenz, und lud natürlich auch Eli ein. Er hatte eine besondere Zuneigung zu seinem patriotischen jungen Freund, der sein blühendes Geschäft in Südamerika aufgegeben hatte, um seinem Land in Zeiten wirtschaftlicher und politischer Ungewissheit zu helfen. Der Präsident bestand darauf, dass der für die offiziellen Fotos zuständige Fotograf eine Aufnahme von ihnen beiden machte. Als er Eli mit beiden Armen an sich zog, flüsterte er:

«Meine Frau lässt herzlich für den Pelzmantel, den Sie ihr so grosszügig geschickt haben, danken!»

Der junge Patriot verbeugte sich bescheiden. Er wusste, dass die 1'000 Dollar, die der Mantel den Mossad gekostet hatte, sich als wertvolle Investition erweisen würden.

Kandidat für ein Ministeramt

In dem Jahr seiner Abwesenheit war Elis Familie gewachsen: Nach seiner Ankunft in Tel Aviv bekam er zum erstenmal seine drei Monate alte Tochter Irit zu Gesicht.

Es wurde eine glückliche Zeit für Eli. Er verbrachte täglich Stunden mit Nadia und seinen beiden kleinen Töchtern, und sie gingen am Ufer spazieren oder lagerten am Strand. Die Familie unternahm sogar eine kurze Ferienreise.

Nach ungefähr einem Monat in Israel kehrte Eli nach Syrien zurück. Bald nach seiner Ankunft im August 1963 stellte er fest, dass sein Name als eine der grössten politischen Hoffnungen in den Führungskreisen Syriens im Gespräch war. Er besass das Vertrauen und die Freundschaft vieler mächtiger Persönlichkeiten des politischen und militärischen Lebens, und er war auch in Geschäftskreisen hoch angesehen. Er schien der geborene Kandidat für ein Regierungsamt zu sein.

Sein Name war schon im Zusammenhang mit dem Amt des neuen Nachrichten- und Propagandaministers genannt worden. Der Präsident, mit dem ihn ein immer engeres Freundschaftsverhältnis verband, hatte eine noch bessere Idee: Er schlug vor, Taabes im Verteidigungsministerium einzusetzen und ihn zum Stellvertreter des Ministers zu machen.

Eli spielte sein Blatt mit kühlem Kopf aus. Er musste seine Aussichten nutzen, durfte aber nicht zu schnell politische Karriere machen. Bescheiden gab er Al-Hafes zu verstehen, dass er für eine solche Ehrung noch nicht reif sei. Er sei erst kürzlich in die Baath-Partei eingetreten, und obwohl er ein aktives Mitglied sei, fühle er sich der Verantwortung eines Regierungsamtes doch noch nicht gewachsen.

Aufgrund seiner erhöhten Bedeutung für militärische Angelegenheiten war es Eli möglich, während des ganzen Jahres 1964 noch mehrere Reisen in die am strengsten geheimgehaltenen Bereiche der syrischen Grenzen unternehmen zu können. Als zukünftiger Verteidigungsminister musste er auf dem Laufenden gehalten werden. Es war nur natürlich, dass er manche Nacht im Armeehauptquartier an der südlichen Front der Golanhöhen verbrachte und ausführliche Lageberichte über die Waffenstärke dieses Frontabschnittes gab.

Man unternahm mit Eli zusammen Rundgänge in dem riesigen Komplex, wo die Russen ihre neuesten Fliegerabwehrraketen und Panzerabwehrwaffen installiert hatten. Er sah die riesigen Waffenvorräte, die entweder in geheimen Depots gelagert oder in verschiedenen Stützpunkten über das Land verteilt waren. Und natürlich hatte der allgemein bekannte Amateurfotograf immer seine Kamera dabei.

Es war eine von Elis ertragreichsten Perioden in seiner Zeit als Spion. In einer besonders eindrucksvollen Sendung nach Tel Aviv schickte er ausführliche Pläne des gesamten Befestigungssystems, das zur Verteidigung der Schlüsselstadt Kuneitra diente. Sie enthielten Angaben über Ausmass, Position und Tiefe der aus Beton erbauten Geschützstellungen und die genaue La-

ge der tiefen Gräben, in denen Panzer und andere militärische Fahrzeuge vor Luftangriffen verborgen wurden.

Ein anderer Bericht enthielt Neuigkeiten über das Eintreffen von mehr als 200 T54-Panzern; es handelte sich um die ersten dieser technisch hochentwickelten Waffen, die die Sowjetunion in den Nahen Osten geliefert hatte. Später sandte er noch Kopien eines von sowjetischen Beratern erstellten Planes, der es den Syrern ermöglichen sollte, in einem Überraschungsangriff den nördlichen Teil Israels abzuschneiden.

Dann folgte eine Serie von Nahaufnahmen der MiG 21, Russlands modernstem Kampfflugzeug. Es waren die ersten Aufnahmen dieses Flugzeugtyps, die auf die Schreibtische von israelischen Militärbefehlshabern gelangten. Eli musste stundenlang daran arbeiten, die Beine seiner antiken Tische auszuhöhlen und doppelte Böden in Backgammon-Sets einzubauen, um die grosse Menge des Materials unterzubringen, das er nach Zürich schickte. Im Mossad-Hauptquartier witzelte jemand, dass Eli nach seinem Ausscheiden aus dem Agentendienst seinen Unterhalt als Möbeltischler verdienen könnte.

Im Sommer 1964 erhielt Eli eine der dringlichsten Aufforderungen, die ihm bisher aus Tel Aviv gesandt worden waren.

Israels Wasserversorgung war von einem hochentwickelten Leitungssystem abhängig, das dazu diente, das Wasser vom See Genezareth aus über das ganze Land zu verteilen. Galiläa wird vom Jordan versorgt, der aus den Flüssen Baniyas und Hatzbani gespeist wird. Die Quellen dieser beiden Flüsse liegen in den Golanhöhen.

Nun war Syrien im Begriff, einen Plan auszuführen, der vorsah, die Flüsse Baniyas und Hatzbani umzuleiten und auf diese Weise Israels Wasserzufuhr abzuschneiden.

Der Plan war auf einer arabischen Gipfelkonferenz genehmigt worden, die im Frühsommer 1964 in Alexandria stattgefunden hatte. Präsident Nasser war ein besonders heftiger Verfechter dieses Plans. Er hatte Syrien gedrängt, ihn so schnell wie möglich in Angriff zu nehmen. Der Auftrag für dieses ungeheuer kostspielige Projekt war an eine jugoslawische Firma namens «Energo-Projekt» vergeben worden. Diese Firma wurde dann mit dem Bau von Kanälen betraut, die dazu dienen sollten, die beiden Flüsse umzuleiten, so dass ihr Wasser dann nicht mehr in den Jordan gelangte. Die Bedrohung für Israels Fortbestehen war ebenso gross, wie sie es bei einem totalen militärischen Überfall gewesen wäre.

Eli Cohen erhielt seinen Auftrag aus Tel Aviv: «Wir brauchen vollständige Einzelheiten über dieses Projekt – Pläne, Diagramme, technische Ausstattung, genaue geographische Lage. Dieser Auftrag ist von allergrösster Dringlichkeit!»



Zwei wichtige Ziele des israelischen Agenten Cohen: die Stellungen auf den Golanhöhen, von denen aus die Syrer die Ebene um den See Genezareth beherrschten und die dann 1967 im Sechstagekrieg von den Israeli gestürmt wurden (oben); und das moderne russische Kampfflugzeug MiG 21 (unten), das die Sowjets 1964 an die syrische Luftwaffe lieferten.

Eli enttäuschte den Mossad nicht. Durch einen glücklichen Zufall wurde sein Freund Oberst Hatoum zum Kommandeur der Militäreinheiten bestimmt, die zum Schutz des Projekts eingesetzt wurden. Hatoum zeigte Eli mit Vergnügen Pläne und Entwürfe des Projekts und erklärte frohlockend: «Es ist uns ganz egal, was mit dem Wasser geschieht ... solange es nur die Israeli nicht bekommen.»

Hatoum stellte seinen Freund auch den Männern vor, die das Projekt leiteten. Einer davon war Muhammad Ben Landan, Besitzer einer Tiefbaufirma. Er stellte die Kolonne von Bulldozern bereit, die einen grossen Teil der notwendigen Erdbewegungen vornehmen würden. Ben Landan teilte Eli bereitwillig mit, wann und wie er die Arbeiten ausführen werde. Der Spion hatte beiläufig darauf angespielt, dass er in dem in Frage kommenden Gebiet Land kaufen wolle, «... dann kann ich ein wenig Geld für uns alle dabei heraus schlagen». Dieser materielle Anreiz verleitete Ben Landan dazu, die Unterlagen über das Bauprojekt seinem wichtigen Besucher mit nach Haus zu geben, damit er sie dort in Ruhe studieren und die für eine Investition gewinnbringendsten Gebiete bestimmen könnte.

Eli fotografierte alle Papiere, die er in die Hände bekam. Innerhalb von drei Monaten hatte er dem Mossad-Hauptquartier Pläne für das gesamte Projekt geschickt: wo der Kanal verlaufen sollte, die Verteidigungsvorkehrungen, exakte Zeitangaben für die Fertigstellung der verschiedenen Bauabschnitte des Projekts. Er wusste sogar Einzelheiten mitzuteilen über etwas, das dem Mossad noch unbekannt war – riesige Pumpstationen, die die Verlegung der beiden Flussläufe beschleunigen sollten.

Als Eli im November 1964 zu seinem dritten Besuch nach Israel kam, waren seine Vorgesetzten davon überzeugt, dass er einen Urlaub reichlich verdient hatte. Sein letzter Besuch in Israel hatte vor mehr als einem Jahr stattgefunden. Diesmal nahm er an der Familienfeier anlässlich der Geburt seines dritten Kindes teil – des Sohns, den er sich so sehnlich gewünscht hatte.

Es geschah auf einem andern Familientreffen, dass Eli sich gegenüber seiner Familie verriet. Die Familienmitglieder führten ihre Gespräche untereinander oft in Arabisch, da es ihre Muttersprache war. Arabisch sprechende Personen sind äusserst empfänglich für die Wahrnehmung unterschiedlicher Akzente in ihrer Sprache, und als Eli sprach, bemerkte jeder, dass er jetzt einen syrischen Akzent angenommen hatte und nicht mehr das ägyptische Arabisch seiner Kinderjahre sprach. Seiner Mutter fiel diese Veränderung zuerst auf. Aber wie ihre beiden Söhne sprach sie mit niemandem darüber.

Mehr noch als alle anderen bemerkte Elis Frau Nadia sein verändertes Verhalten. Er war erschöpft und oft melancholisch. Wenn sie zusammen waren,

wirkte er abwesend. Nadia ahnte schon seit Langem, woraus Elis Berufstätigkeit im Allgemeinen bestand, aber wie seine Brüder liess sie sich nie etwas anmerken. Dieses Mal jedoch sehnte sie sich danach, Eli zu zeigen, dass sie an ihn glaubte, und sie vertraute ihm das Geheimnis ihrer Mitwisserschaft an.

Verräterische Störquelle

Januar 1965. Es regnete leicht, und das Morgengrauen vertrieb die Dunkelheit der Nacht in Damaskus. Eli Cohen lag im Bett. Sein Funkgerät war betriebsbereit. Er erwartete eine Antwort aus Tel Aviv auf die lange Mitteilung, die er gerade gesendet hatte. Behutsam drehte er den Knopf an seinem Empfangsgerät und stellte jenen Frequenzbereich ein, auf dem er wie üblich das Entwarnungssignal des Funkers im Mossad-Hauptquartier empfangen würde.

Plötzlich klopfte jemand heftig an die Eingangstür seines Appartements. Noch bevor Eli reagieren konnte, barst das massive Holz der Tür, und acht bewaffnete Männer mit gezogenen Pistolen stürmten herein. Sie trugen alle Zivilkleidung. Als Eli instinktiv mit einer Hand das Funkgerät bedeckte, wurden ihm zwei Pistolenläufe an den Kopf gesetzt.

«Keine Bewegung!» schrien ihn die Männer an.

Ein uniformierter Mann drängte sich nun ans Bett. Eli erkannte ihn sofort. Es war Oberst Ahmed Souweidani, der Chef der syrischen Spionageabwehr. Das Spiel war aus.

Elis Verhaftung war nicht der Wachsamkeit des Obersten oder irgendeinem Fehler des Agenten zu verdanken. Die Ursache waren vielmehr Beschwerden, die die Funker der nahe gelegenen indischen Botschaft in den letzten drei Monaten an die syrischen Behörden gerichtet hatten. Sie klagten über Störungen, die ihre eigenen Funknachrichten nach Delhi verzerrten. Die Behörden versuchten daraufhin, die Störquelle zu orten, verfügten jedoch nicht über die dazu notwendigen technischen Geräte.

Was dann passierte, ist in seinen Einzelheiten bis heute noch nicht bekanntgeworden. Sicher ist, dass die sowjetischen Berater, die bereits seit über zwei Jahren in Syrien arbeiteten, um Mithilfe bei der Lösung dieses technischen Rätsels gebeten wurden. Sie erkannten sehr bald, dass irgendjemand in der Nähe der indischen Botschaft unbefugt einen Sender in Betrieb hatte.

Eli Cohen wusste nichts von alledem. Rückblickend kann man feststellen, dass er bestimmte Ereignisse als eindeutige Warnzeichen hätte erkennen können. Zwei Nächte vor seiner Gefangennahme hatte Eli in einer Mitteilung nach

Funk- und Codiergeräte

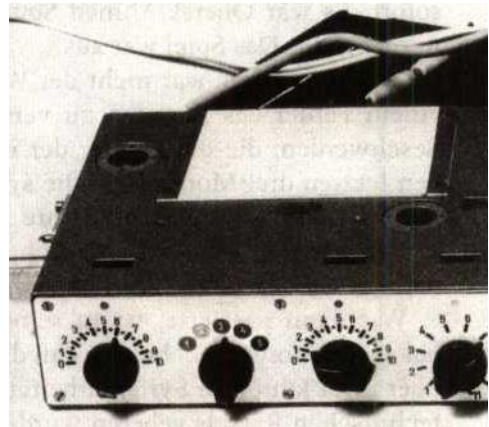
Nachrichten zu verschlüsseln ist heute zutage längst keine Domäne der Geheimdienste mehr. Seit in der modernen Gesellschaft ohne elektronische Datenspeicherung und Datenverarbeitung so gut wie nichts mehr geht, seit praktisch alle wichtigen Karteien von Behörden, Gesundheitsexperten und in der privaten Wirtschaft von Computern geführt werden, sind auch neue Probleme aufgetaucht: der Datenmissbrauch und der Datenverrat. Damit all diese unzähligen Informationen nicht in falscher Schutzhülle unter anderem dadurch, dass man sie verschlüsselt.

Selbstverständlich kommen geheimdienstliche Organisationen erst recht nicht ohne Chiffriertechniken aus. Gerade auf ihrem Gebiet werden besonders raffinierte Methoden angewandt. Der Vorgang ist im Prinzip recht einfach. Damit eine Nachricht nur Eingeweihten zugänglich ist, formt man sie so um, dass nicht jedermann sie zu lesen vermag: Die Informationen werden verschlüsselt. Der Adressat dieser Nachricht muss den Schlüssel kennen, also die Methode, mit der die Informationen unverständlich gemacht worden sind. Diese Kenntnis versetzt ihn in die Lage, die Nachricht wieder zu entschlüsseln und damit für sich lesbar zu machen.

Wer Nachrichten verschlüsselt, will Dritten die Kenntnis dieser Nachrichten vorenthalten, vor allem Fremden, die ein starkes Interesse daran haben, solch eine geheime Mitteilung zu lesen. Diese Personen trachten oft danach, hinter das Chiffriersystem zu kommen, um die Nachricht verstehen zu können. Sie versuchen, den Code zu knacken.

War es früher der «schlaue Kopf», der mit Geduld und Raffinesse neue geheime Schlüssel ersann und benutzte, so werden heute in erster Linie Geräte entwickelt, die bestehende Schlüssel sicherer machen.

Geheime Mitteilungen werden heute meistens per Funk oder Post zu ihrem Empfänger geschickt. Früher einigten sich der Sender und der Empfänger zuvor bei Funkübertragungen auf bestimmte Zeiten, zu denen die Nachrichten übermittelt werden sollten. Man hoffte, dass ein Dritter so nur durch Zufall einen Funkspruch mithören könne. Heute jedoch sind Funkgeräte so weit verbreitet, dass dieses Verfahren nichts mehr nützt. Auf den Funk kann kein geheimer Nachrichtendienst verzichten, aber er sendet jetzt in Form von scheinbar sinnlosen Zahlen oder Buchstaben, die die eigentliche Information – jetzt allerdings nur für den Empfänger erkennbar * enthalten. Überdies lassen sich Nachrichten auch stark komprimiert – also praktisch im Zeitraffer – übermitteln. Der Empfänger muss sie dann wieder spreizen, damit er sie lesen kann. So geht eine Nachricht in Sekunden über den Sender.



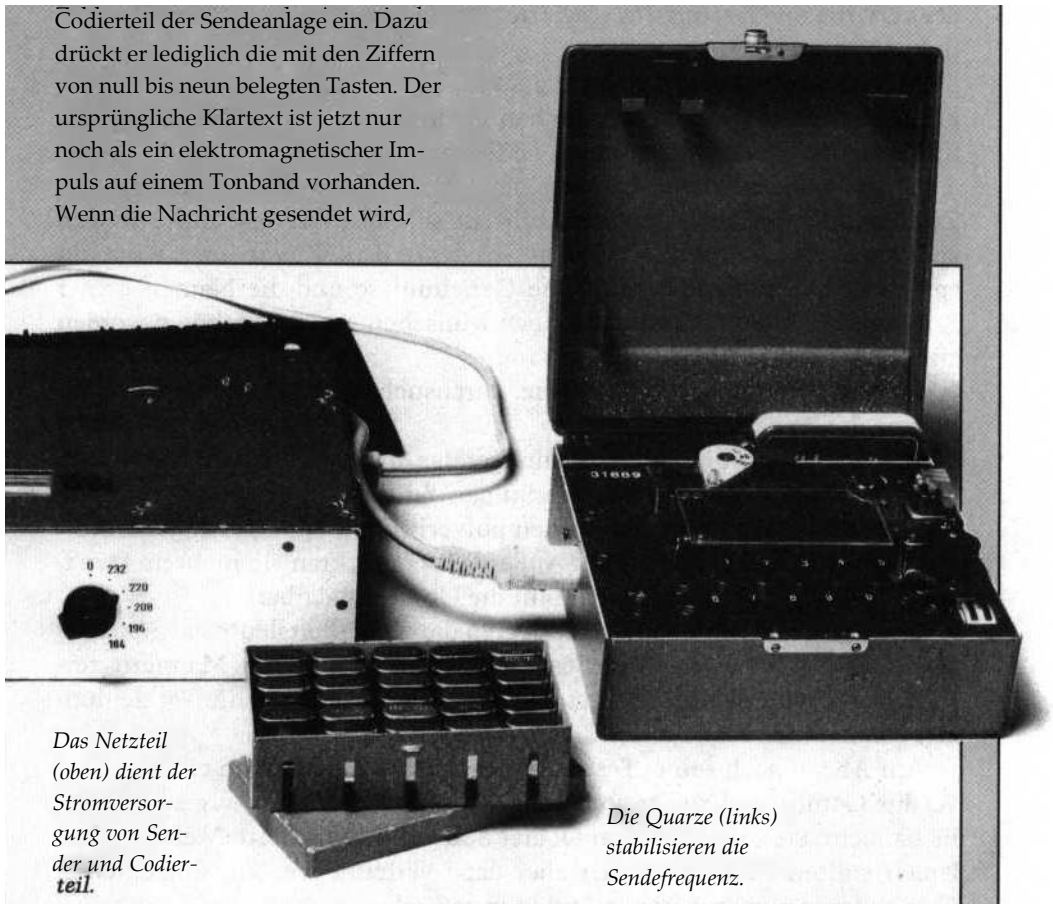
Dieser Agentensender hat eine Leistung von etwa 25 Watt. Mit Hilfe der Antennen ist der Agent in der Lage, fast jeden beliebigen Punkt im Bereich seines Auftragebers zu erreichen.

Mit der abgebildeten Agentenfunkanlage rüsten die Geheimdienste der DDR ihre Spione aus. Natürlich sind solche hochwertigen, nur für Spionagezwecke entwickelten Geräte keine Standardausrüstung. Nur ganz besonders zuverlässige Agenten erhalten eine Funkanlage, mit der sie beim Zusammenbruch der üblichen Meldewege der Zentrale eine Nachricht übermitteln können.

Selbstverständlich wird kein Klartext über die Geräte an die Zentrale abgesetzt. Alle Mitteilungen werden mit dem für Ostblockgeheimdienste üblichen Zahlencode verschlüsselt. Die Codierteil der Sendeanlage ein. Dazu drückt er lediglich die mit den Ziffern von null bis neun belegten Tasten. Der ursprüngliche Klartext ist jetzt nur noch als ein elektromagnetischer Impuls auf einem Tonband vorhanden. Wenn die Nachricht gesendet wird,

läuft das Tonband so schnell ab, dass pro Sekunde fast 50 Zeichen übermittelt werden. Von der geheimen Nachricht ist so nichts mehr übriggeblieben als ein atmosphärisches Knistern. Solche in «Luft» aufgelösten Sendungen zu empfangen ist für die Empfangsanlagen der Zentrale kein Problem.

Im Vordergrund des Codierteils kann man die Tastatur für das Eingeben der Zahlen erkennen, dahinter steckt die Cassette mit dem Endlostonband. An der rechten Seite ist der Tbnkopf, und davor liegt die Andruckrolle für das Band. Über einen Kabelanschluss wird das Codierteil mit dem Sendergerät verbunden.



Das Netzteil (oben) dient der Stromversorgung von Sender und Codierteil.

Die Quarze (links) stabilisieren die Sendefrequenz.

Tel Aviv über Funkprobleme berichtet, die von einer ungewöhnlichen Stromsperre herrührten. Er konnte daher nur mit Hilfe von Batterien funken.

Am Morgen seiner Verhaftung gab es in seinem Wohngebiet noch einmal eine Stromsperre. Eli betrieb sein Funkgerät wieder mit Batteriestrom und hatte keine Ahnung von der erneuten Unterbrechung der Stromversorgung in seiner Umgebung. Seine Lage war somit leicht zu bestimmen: Elis Funkgerät war der einzige Sender, der in der näheren Umgebung noch in Betrieb war.

Nachdem die Russen das Appartementhaus, in dem sich Elis Wohnung befand, als Quelle der Übertragungen ausgemacht hatten, rieten sie den syrischen Spionageabwehrgenten, den Dachfirst zu überprüfen. Die Syrer entdeckten dann die Funkantenne, deren Leitung direkt zu Eli Cohens Appartement führte.

Oberst Souweidani teilte die Neuigkeit sofort Präsident Al-Hafes mit, der verwirrt und fassungslos reagierte. Kamil, sein vertrauter Freund, hatte ihn betrogen.

Als Souweidani in die Wohnung Kamil Amin Taabes' eindrang, hatte er keine Vorstellung von der wirklichen Identität des Spions. Natürlich war un schwer zu erraten, dass er im Sold Tel Avivs stand.

Als er an das Bett seines Gefangenen trat, war Souweidanis Stimme von Zorn und Selbstzufriedenheit erfüllt. Er schrie: «Wer bist du? Für wen spionierst du? Warte nur ab. Du wirst sterben. Zuvor aber wirst du sprechen. Du wirst uns alle deine Geheimnisse und die Namen deiner Komplizen nennen. Du wirst dir noch wünschen, niemals geboren worden zu sein!»

Während der Oberst weiterschrie, durchsuchten seine Männer alle fünf Räume des Appartements.

Das Auffinden des zweiten Funkgerätes löste ein Siegesgeschrei der Männer aus. Sie schlitzten einige Stücke Yardleys Badeseife auf und fanden in den freigelegten Hohlräumen pulverisierten Sprengstoff, Miniaturzündkapseln und Giftabletten. Ausserdem entdeckten sie mehrere Dynamitstangen und anderes Material für die Untergrundarbeit.

In den nächsten 72 Stunden zerlegten die Sicherheitsleute das Appartement buchstäblich in seine Bestandteile. Dutzende von Männern zerschnitten Kleidungsstücke, zerschlugen Möbel und rissen die Verkleidungen von Zimmerdecke und Wänden herunter.

Am Abend nach seiner Festnahme setzte man dem Spion einen Revolver ins Genick und zwang ihn, eine Mitteilung nach Tel Aviv zu funken. Es handelte sich um eine von Oberst Souweidani diktierte Meldung. Die Israeli sollten irregeführt oder aber dazu verleitet werden, Einzelheiten über andere Spionagenetze in Syrien mitzuteilen.

Als der Agent die Nachricht übermittelte, überwachten syrische Funkexperten jede seiner Bewegungen, um sicherzugehen, dass er sich genau an den Text von Oberst Souweidani hielt. Das tat er. Nach wenigen Augenblicken kam vom Mossad-Hauptquartier die Bestätigung, dass man die Mitteilung dort empfangen hatte.

Die Syrer waren über das Gelingen ihrer List erfreut. Die geschickte Veränderung in Geschwindigkeit und Rhythmus, die Eli in seine Übertragung eingebaut hatte, war ihnen entgangen. Sie schöpften daher keinen Verdacht. Für die Israeli konnten diese Merkmale jedoch nur eines bedeuten. Ihr Mann teilte ihnen mit: «Ich bin gefasst worden.»

Der Chef des Mossad wurde alarmiert und Levi Eshkol benachrichtigt, der Ben Gurions Nachfolger als Premierminister geworden war.

Natürlich versetzte die Neuigkeit die Leitung des Mossad in grosse Bestürzung. Doch auch einige sehr bedeutende Syrer hatten allen Grund, bestürzt zu sein: Sie mussten sogar um ihr Leben bangen. Ebenso wie Oberst Souweidani, der in Interviews mit libanesischen Zeitungen den Sachverhalt verfälschte und seine eigene Rolle in der Affäre lobend hervorhob, versuchte auch Präsident Al-Hafes jeglichen Verdacht einer persönlichen Schuld von sich selbst und seinen Freunden fernzuhalten.

Während der nächsten Wochen wurde Eli Cohen systematisch gefoltert. An seine Geschlechtsorgane, Nasenflügel und andere empfindliche Körperteile wurden Elektroden angeschlossen, und ihm wurden wiederholt Elektroschocks versetzt. Seine Nägel wurden ihm ausgerissen. Er erlitt noch andere, verfeinerte Grausamkeiten, die die syrischen Verhörbeamten von ehemaligen Gestapo- und SS-Angehörigen, die im Land Zuflucht fanden, erlernt hatten. In keinem Stadium der Tortur gelang es den Syrern, Eli Cohens Widerstand zu brechen.

Als Folge von Elis Gefangennahme wurden in dieser Zeit über 500 syrische Männer und Frauen verhaftet. Männer wie Maazi Zäher el-Din, George Seif und Scheich Al-Ard landeten im Gefängnis.

Die Beiruter Zeitung *Al Hawat* fasste die in dieser Zeit in der arabischen Welt vorherrschende Stimmung zusammen: «In den Morgenstunden traf die Regierung in Damaskus in Kabinettsitzungen Entscheidungen. Am Abend desselben Tages gab Eli Cohen sie über Funk an Tel Aviv weiter.»

Internationale Rettungsversuche

Um das Leben des Agenten zu retten, begann eine weitreichende politische und diplomatische Kampagne. Israelische Gesandte traten in vielen Ländern an andere Botschafter, an Geschäftsleute und Regierungsmitglieder heran und baten sie, ihren Einfluss auf die Syrer geltend zu machen.

Berühmte Juristen aus verschiedenen Ländern boten der syrischen Regierung an, als Elis Verteidiger aufzutreten.

Als der Prozess begann, mussten die Israeli jedoch erkennen, dass ihr Agent verloren war. Der Gerichtshof verweigerte ihm jegliche Verteidigung. Noch beunruhigender war es, dass Oberst Dalli den Vorsitz führen und Oberst Hattoum einer der fünf Richter sein sollte. Die beiden waren sich bewusst, dass ihr eigenes Ansehen sowie das des Präsidenten von dem Ausgang des Prozesses abhängen würde. Gegenüber einem Mann, der sie so vollkommen hintergangen und sich durch sie Zugang zu streng geheimen Informationen erschlichen hatte, konnten sie sich auf keinen Fall nachgiebig zeigen.

Am 8. Mai wurde bekanntgegeben, dass über Eli Cohen die Todesstrafe verhängt worden war. Er sollte am Galgen sterben. Seine «Komplizen» wie El-Din wurden zu fünf Jahren schwerer Zwangsarbeit verurteilt.

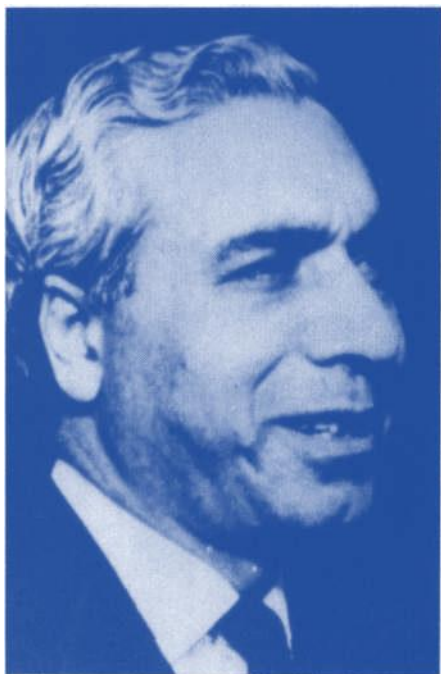
Die weltweiten Bemühungen, Eli zu retten, wurden verstärkt. Nadia Cohen reiste nach Paris, um sich bei dem syrischen Botschafter für ihn einzusetzen. Er weigerte sich, sie zu empfangen. Papst Paul VI., Elisabeth, die ehemalige Königin Belgiens, der kanadische Premierminister John Diefenbaker, das Internationale Rote Kreuz – und eine grosse Anzahl von Einzelpersonen und Organisationen – setzten sich bei den syrischen Behörden für einen Gnadenakt ein. Kardinal Alfredo Felcius in Buenos Aires sandte von seinem Sterbebett aus ein persönliches Schreiben an General Al-Hafes mit der Bitte, sein Gnadengesuch für das Leben Eli Cohens als den letzten Wunsch eines sterbenden Mannes anzusehen.

Radio Israel gab die Namen einer Anzahl gefangener syrischer Spione bekannt. Die Israeli waren bereit, sie alle gegen Cohen auszutauschen.

Dr. Maurice Kuss, ein französischer Arzt, der erst einige Monate zuvor durch die Ausführung einer komplizierten Nierenoperation im amerikanischen Krankenhaus in Neuilly das Leben von General Al-Hafes gerettet hatte, schrieb an den syrischen Präsidenten: «Im Namen des Lebens, das ich Ihnen erhalten habe, bitte ich Sie, Eli Cohens Leben zu schonen.»

Selbst die kommunistischen Regierungen appellierten insgeheim an Damaskus, vernünftig zu sein.

Damaskus zeigte sich unbeeindruckt. Einen wichtigen Faktor bei den syrischen Überlegungen bildete das starke Rachebedürfnis gegenüber dem Spion. Eli Cohen hatte dem Land unermesslichen Schaden zugefügt und das Vorhaben der Regierung, Israel zu vernichten, vereitelt. Zum Beispiel hatten im November 1964, vor sechs Monaten, die Israeli unter dem Einsatz von schwerer Artillerie und Granatwerfern einen Angriff auf das Umleitungsprojekt für das Jordanwasser verübt. Sie brauchten nur einige Salven abzufeuern. Die Angaben, die Kamil Amin Taabes geliefert hatte, waren derart präzise, dass die ge-



Der syrische Präsident General Al-Hafes (links), ehemals ein Freund Cohens, weigerte sich, den Spion zu begnadigen. Rechts: Cohen an seinem Tddestag auf dem Hauptplatz von Damaskus.



samte Bulldozerkolonne, die Pumpstationen und anderen Einrichtungen innerhalb von Minuten gänzlich vernichtet waren. Die Jugoslawen zogen sich zurück, und das Projekt wurde fallengelassen. Es war Damaskus nun klar, dass Cohen für diese Katastrophe verantwortlich war.

Am 17. Mai 1965 gab Radio Damaskus bekannt, dass der Verurteilte in Kürze auf dem El-Marga-Platz sterben werde. Am 18. Mai wurden die Tore des El-Maza-Gefängnisses aufgestossen. Bewaffnete Wärter führten Eli Cohen heraus.

Wenig später war Eli tot.

Bei einer Trauerfeier in kleinem Kreis, an der Mossad-Agenten teilnahmen, um den Tod ihres Kollegen zu betrauern, hielt Mossad-Chef Meir Amit, der vor Kurzem Isser Harel abgelöst hatte, eine kurze Ansprache. Er sagte: «Eli hat für sich selbst nie irgendwelche Begrenzungen akzeptiert. Er versuchte, ständig mehr zu vollbringen. Er war der Grösste, der Beste unter uns!»



Lotz an einer Waage mit einem Geheimsender darin

Geselligkeit, Pferde und edler Wein

Jörg Andrees Elten

Ein hochgewachsener, sportlicher, blonder Mann, jeder Zoll ein Offizier des alten Deutschen Afrikakorps, für die Stabsoffiziere des ägyptischen Heeres der lebenslustige, wohlhabende Züchter von Rennpferden – in Wirklichkeit aber der «Champagnerspion». So wirkte Johann Wolfgang Lotz, der unter seinem richtigen Namen auftrat, jahrelang als höchst erfolgreicher israelischer Agent. Bis zuletzt hielten ihn die Ägypter aber für einen Deutschen im Dienst der Israeli.

Aus einer Kolonne von Zivilautobussen sprangen 500 ägyptische Kriegsgefangene. Sie liefen fröhlich zum Sueskanal hinunter und kletterten in die Trawler, die dort bereitlagen. Nachdem alle Mann an Bord und mehrmals von Mitgliedern des Internationalen Roten Kreuzes gezählt waren, begannen die Motoren zu surren. Es war der 31. Dezember 1967, der Beginn eines höchst ungewöhnlichen Austauschs von Kriegsgefangenen.

Zum Zeichen ihres Vertrauens schenkten die Israeli 500 Mann von den über 4'400 Ägyptern, die sie ein halbes Jahr zuvor während des Sechstagekrieges zwischen Israel und den Arabern gefangengenommen hatten, die Freiheit. Dafür verlangten sie die Herausgabe von neun israelischen Soldaten – fünf Froschmännern, zwei Matrosen und zwei Piloten. Aber die Ägypter hielten noch einen zehnten Israeli in Haft, einen Spion, der als deutscher Staatsangehöriger galt, in Wirklichkeit aber Major in der israelischen Armee war. Als Häftling trug er die Nummer 388, und er verbüßte eine Strafe von 25 Jahren Zwangsarbeit im Zuchthaus Tura bei Kairo. Die Israeli bestanden darauf, dass auch er freigelassen werde.

Die Ägypter willigten ein, stellten aber, um nicht das Gesicht zu verlieren, zwei Bedingungen. Erstens sollte der Mann als deutscher Staatsbürger nach Deutschland zurückgeschickt werden, und zweitens musste die israelische Regierung versprechen, das Geheimnis seiner Identität zu wahren.

Mit echten Papieren

Er hiess Johann Wolfgang Lotz und war in der Zunft der Spione insofern eine Seltenheit, als er unter seinem richtigen Namen arbeitete. Seine sämtlichen Papiere waren echt – Pass, Geburts- und Trauschein und sonstige Ausweise. Auch seine Tarngeschichte entsprach im Wesentlichen der Wahrheit, und deswegen war er der Erschiessung entgangen.

Wie er bei seiner Verhaftung angegeben hatte, war er 1921 in Mannheim geboren. Sein Vater war Regisseur in Berlin, seine jüdische Mutter Helene Schauspielerin. Lotz verbrachte seine Kindheit in Berlin, wo er das Mommsen-Gymnasium besuchte. Dann allerdings weicht die Tarngeschichte von der Wirklichkeit ab. Seine Eltern liessen sich scheiden. Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, verliess Helene mit ihrem Sohn das Land. Sie emigrierte nach Palästina, wo damals Juden und Araber unter britischem Mandat relativ friedlich zusammenlebten.

Das Leben in der neuen Heimat erwies sich als schwierig. Helene sprach weder Hebräisch noch Arabisch und musste sich anfangs recht kümmerlich durchschlagen. Sie übernahm zuerst kleine Rollen und spielte später, als ihr Hebräisch sich gebessert hatte, grössere Rollen im Habimah-Theater, dem heutigen israelischen Nationaltheater. Der junge Wolfgang besuchte die Landwirtschaftsschule in Ben-Schemen, wo er sich zum leidenschaftlichen Pferdeliebhaber entwickelte.

Mit 17 Jahren war er ein strammer, breitschultriger Bursche. Er sprach gut Englisch und fliessend Arabisch. Als zwischen Juden und Arabern Unruhen ausbrachen, trat er der Haganah bei, einer militanten Organisation, die jüdische Siedlungen verteidigte, Feinde ermordete und Waffen ins Land schmuggelte.

Der Zweite Weltkrieg unterbrach die ersten Feindseligkeiten zwischen Juden und Arabern, und die Briten warben unter der Jugend von Palästina Freiwillige an. Lotz meldete sich und wurde zur britischen Armee eingezogen. Er diente vier Jahre lang am Sueskanal, stieg zum Rang eines Stabsfeldwebels auf und lernte den ägyptischen Dialekt, der sich von dem palästinensischen Arabisch unterscheidet. Nach dem Krieg kehrte er nach Palästina zurück und nahm einen Verwaltungsposten in einer Ölraffinerie an. In seiner Freizeit schmuggelte er Waffen für die Haganah.

Sein Zivilistendasein dauerte nur drei Jahre. Nach der Gründung des Staates Israel brach 1948 der jüdisch-arabische Krieg aus. Lotz ging als Oberleutnant zum Heer und zeichnete sich an der Front aus. Nach Kriegsende blieb er Berufsoffizier.

Am zweiten arabisch-israelischen Krieg von 1956 nahm er als Chef einer Infanteriekompanie teil. Nun wurde der israelische Sicherheitsdienst auf seine

Qualitäten aufmerksam. Der robuste Mann mit dem Aussehen eines typischen Deutschen war ein energischer Führer und freundete sich überall leicht an. Ausschlaggebend aber war seine unbedingte Zuverlässigkeit.

Nach drei Jahren unterbreitete die israelische Abwehr Lotz einen interessanten Vorschlag: Wäre er bereit, als Spion nach Ägypten zu gehen, getarnt als deutscher Staatsbürger?

Er liess sich die Frage drei Tage lang durch den Kopf gehen, dann nahm er an. Bei der Wahl ihres neuen Agenten hatte die israelische Abwehr sich sowohl von seiner Begabung als auch von anderen charakteristischen Eigenschaften leiten lassen. Lotz war ein guter Schauspieler, besass eiserne Nerven und liebte ein abenteuerliches und geselliges Leben mit gutem Essen und edlen Weinen.

Er wurde ausserordentlich sorgfältig ausgebildet. So lernte er das Hantieren mit Geheimtinte und winzigen Funkgeräten zum Senden verschlüsselter Nachrichten. Das wichtigste aber war die Konstruktion einer hieb- und stichfesten Vergangenheit für die Jahre, seit er mit seiner Mutter aus Deutschland geflohen war.

Bald beherrschte Lotz eine Fülle von fiktiven Einzelheiten: was er in deutschen Schulen gelernt hatte, die Namen der Offiziere, mit denen er im Regiment 115 des Afrikakorps gedient hatte, seine elfjährigen Erfahrungen als erfolgreicher Pferdezüchter in Australien. Und 1960 wurde er nach Deutschland geschickt, um seiner Tarnung den letzten Schliff zu geben. Er hatte den Auftrag, nach Berlin zu fliegen und zu erklären, dass er Israel für immer verlassen habe und die deutsche Staatsangehörigkeit wiedererwerben wolle. Das machte keine Schwierigkeiten, denn da er in Deutschland geboren war, besass er sowohl ein Anrecht auf die deutsche Staatsbürgerschaft als auch auf einen deutschen Pass. Um seine Spuren zu verwischen, reiste er dann im Land umher. In der Sparte «Zugezogen von» der polizeilichen Anmeldungen tauchten die Städte Berlin, Mannheim, Köln und München auf.

Lotz verwandte ein ganzes Jahr darauf, sich im Land heimischer zu machen und die gängigen Ausdrücke sowie die Namen der populären Sportgrössen, der weniger bekannten Politiker und der Fernsehstars zu lernen. Ausserdem suchte er Freundschaften anzuknüpfen, denn die israelische Abwehr konnte keinen Deutschen nach Ägypten schicken, der in Deutschland keine Freunde hatte, die ihm schrieben oder – noch besser – ihn in Kairo besuchten.

Schliesslich war Lotz soweit. Er kannte seine Geschichte in- und auswendig; seine Tarnung war perfekt. Am ersten Tag des Jahres 1961 fuhr er mit der Bahn nach Genua, um dort an Bord des italienischen Passagierdampfers *Espe-*

ria zu gehen. Nach sechs Tagen kam er in Ägypten an, ein Tourist wie tausend andere, die dem rauhen deutschen Winter entfliehen wollten.

«Die Polizei will Sie sprechen»

Am 7. Januar 1961 mietete Lotz ein Zimmer in einem kleinen Hotel am Nil. Er hatte den Auftrag, sich zwei Monate lang zu akklimatisieren, Bekanntschaften zu schliessen und festzustellen, welche Tarnung auf lange Sicht die besten Ergebnisse versprach.

Lotz dachte daran, sich eventuell als Pferdezüchter niederzulassen. In der Hoffnung, dass die internationale Bruderschaft der Pferdeliebhaber ihm manche Türen öffnen würde, hatte er seine Reitausrüstung mitgebracht. Zwei Tage nach seiner Ankunft fragte er den Hotelportier, wo er reiten könne. Der Portier empfahl ihm den Kavallerieclub am anderen Nilufer, der vorwiegend aus Militär- und Polizeioffizieren bestand, aber auch Gäste zuliess. Es gab dort Ställe, eine Reitbahn und Mietpferde.

Lotz fuhr zum Club und sah sich das Gelände und die Einrichtungen an. Dabei fiel ihm die untadelige Haltung und Reitkunst eines trainierenden Polizeioffiziers auf. Eine halbe Stunde später sprach der Offizier – ein gutaussehender Sportstyp – den Besucher an und stellte sich als Polizeigeneral Jussef Ghorab vor.

«Wollen wir zusammen ein Glas Limonade trinken?» fragte er Lotz.

Dieser erklärte, er fühle sich sehr geehrt. Er sprach dem General seine Bewunderung für dessen Reitkunst aus und erzählte ihm einiges von sich. Er sprach von seinem Leben in Deutschland und Australien, seiner bescheidenen Pferdezucht, seiner Hoffnung, das Blut englischer Vollblüter mit arabischen Hengsten aufzufrischen.

Der General machte kein Hehl aus seiner Freude, einen Pferdeliebhaber kennenzulernen, denn er war selbst einer. Lotz erfuhr, dass sein gastlicher neuer Bekannter Ehrenvorsitzender des Kavallerieclubs war, und es war nicht zu verkennen, dass der General von Lotz' Idee begeistert war. Ghorab versprach, er werde alles tun, um dieses Pferdezuchtprojekt zu unterstützen. So hatte Lotz scheinbar mühelos eine unschätzbare Verbindung angeknüpft.

Am nächsten Morgen klingelte das Telefon neben seinem Bett.

«Herr Lotz? Hier ist der Empfang. Da sind zwei Polizeioffiziere, die Sie sprechen möchten. Dringend, sagen sie.»

Lotz war sprachlos. «Mein Gott», dachte er, «sind sie schon dahintergekommen?» Aber er bewahrte Haltung und sagte: «Vielen Dank, ich bin gleich unten.»

Als er die Halle betrat, kamen ihm grüssend zwei Offiziere entgegen, und der eine sagte: «Herr Lotz, wir kommen im Auftrag von General Ghorab, um Sie zu einer Dinnerparty einzuladen, die er heute Abend Ihnen zu Ehren geben will. Können Sie kommen?»

Lotz schluckte einmal und sagte: «Bitte, richten Sie dem General aus, dass ich mich sehr geehrt fühle und seiner Einladung gern Folge leisten werde.»

Abends stellte General Ghorab den Neuankömmling seinen Gästen aus der ägyptischen Gesellschaft als «Deutschlands grössten Pferdezüchter» vor. Offenbar hielt er Lotz für einen wohlhabenden Mann, und die Tarnung des «Deutschen» bewährte sich wieder einmal.

In den nächsten Wochen erhielt Lotz viele Einladungen und war bald in die gute Gesellschaft von Kairo aufgenommen. Er wurde mit orientalischer Gastfreundlichkeit überschüttet und war wegen seines Reichtums und seiner Leistungen überall willkommen. Seine ägyptischen Freunde verliehen ihm sogar einen neuen Namen. Wegen seines rötlichblonden Haares nannten sie ihn Rusty.

Nach zwei Monaten hatte er seinen ersten Auftrag erfüllt, und seine Vorgesetzten in Tel Aviv meinten, es sei an der Zeit, dass Lotz zur weiteren Vorbereitung nach Europa zurückkehre.

Eine Blondine im Zug

In den nächsten Monaten hielt Lotz sich an den verschiedenen Aussenposten der israelischen Abwehr auf: in München, Paris und anderen Städten. Gegen Ende seiner Rundreise wurde seine Ausrüstung durch einen Miniatursender ergänzt, dessen Teile in ein Geheimfach im Absatz eines seiner Reitstiefel passten. Wenn er eine Nadel in ein fast unsichtbares Loch einführte und damit eine Feder auslöste, liess sich der Absatz vom Stiefel abnehmen, und man brauchte das Funkgerät nur noch zusammenzusetzen. Das Geheimfach enthielt auch den Code, den Lotz verwenden sollte. Er basierte auf einem Text in einem Buch über Pferdezucht, das er seiner Privatbibliothek einverleibte. Die Israeli überwiesen eine ansehnliche Summe auf sein Münchener Bankkonto, die teilweise zum Kauf von Geschenken für seine vielen neuen ägyptischen Freunde bestimmt war – Stereoanlagen, Radiogeräten, Kaffeemaschinen, elektrischen Mixern und dergleichen.

Als Wolfgang Lotz am 3. Juni 1961 von Paris nach München fuhr, beging er einen Fehler, der jedem gewöhnlichen Spion schwer angekreidet wird. Er verliebte sich in eine auffallend blonde junge Dame, die er im Gang des Zuges kennenlernte. Sie hiess Waltraud Neumann, war gebürtige Deutsche und in

die Vereinigten Staaten ausgewandert, wo sie im Hotelfach arbeitete. Jetzt befand sie sich auf einer kurzen Europareise und wollte nach Heilbronn, wo ihre Eltern lebten.

Zehn Tage später rief sie ihn in München an, und sie verbrachten mehrere recht bewegte Tage mit dem Besuch von Restaurants, Nachtlokalen und Theatern.

Ihre Zuneigung wuchs noch, und als es für Lotz Zeit wurde abzureisen, verging er sich gegen das ungeschriebene Gesetz der Spionage, das ihm verbot, nach dem Glück zu greifen, das ihm so nahe war. Er bat Waltraud, ihn auf seiner Mission zu begleiten, wobei er vage andeutete, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Das Abenteuer, selbst die Gefahr hatte für Waltraud einen grossen Reiz. Sie nahm seinen Vorschlag an.

Sie fuhren zusammen für zwei Tage nach Venedig, dann trennten sie sich, weil Lotz – mit 17 Koffern und seinem Volkswagen – mit der *Ausonia* nach Alexandria fuhr. Waltraud sollte in elf Tagen nachkommen.

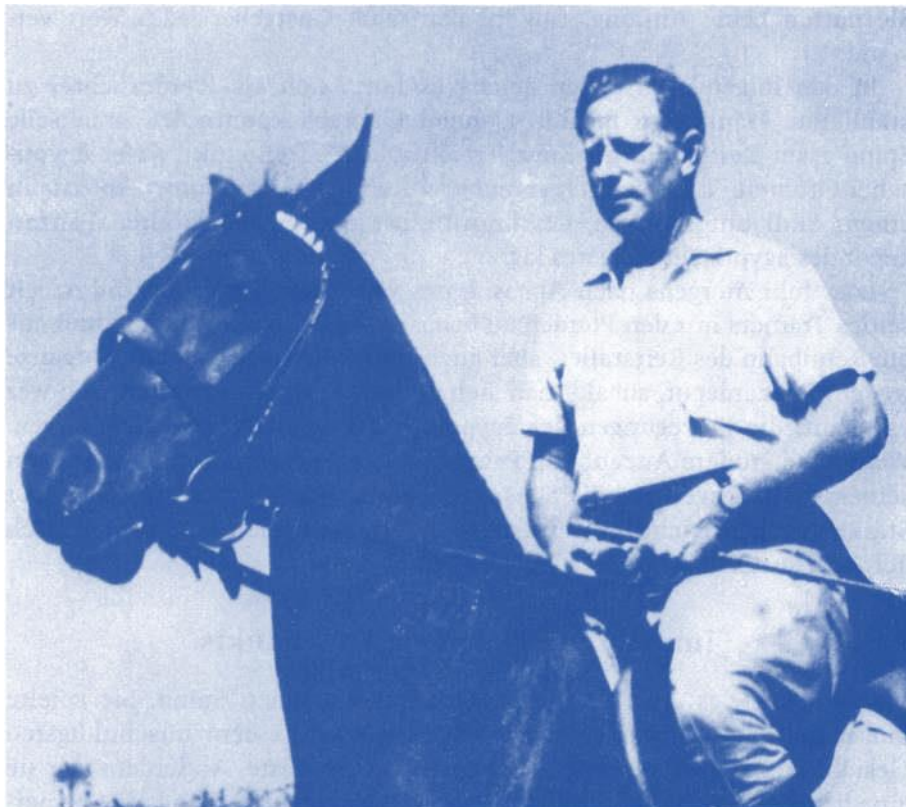
Im Hafen von Alexandria wurde Lotz wie ein hoher Würdenträger empfangen. Ein Polizeioberst geleitete ihn das Fallreep hinunter, und die Polizei bahnte ihm einen Weg durch das auf dem Kai herrschende Gedränge, an dessen Ende General Ghorab sichtbar wurde.

«Rusty, alter Junge, wie schön, Sie wiederzusehen», sagte der General, während er und Lotz einander nach arabischer Sitte in die Arme sanken.

Mit einer Handbewegung brachte der General Lotz' Gepäck durch den Zoll und liess es auf einem Polizeilaster nach Kairo schaffen. Er hoffte – nicht zu Unrecht –, dass sich in diesem Gepäck ein Tonbandgerät als Geschenk für ihn befand.

Bei der Wahl seines neuen Heims nutzte Lotz grosszügig alle Vorteile seiner Mission. Da ihm befohlen war, wie ein Pascha zu leben, mietete er eine für Kurzwellensendungen geeignete, elegant möblierte Dreizimmerwohnung in dem vornehmen Vorort Samalik auf einer Nilinsel. Als Waltraud nach kurzer Zeit nachkam, gab er unverzüglich eine üppige Gesellschaft zu ihrer Begrüssung.

Seine ägyptischen Freunde empfingen Waltraud wie eine Königin. Sie war genau der deutsche Frauentyp, dem die Araber nicht widerstehen können: gross, blond, blauäugig. Bei ihrer Willkommensparty glich die Lotzsche Wohnung einem Blumenmeer, und das grösste Bukett war von General Ghorab. Auch andere hohe Offiziere waren gekommen, und während Lotz seinen Hausherrenpflichten nachging, lauschte er den arabischen Gesprächen seiner Gäste. Die Ägypter beschränkten sich meist auf oberflächliches Geplauder, doch hin und wieder unterhielten sie sich auch über ihre Arbeit, Intrigen in der Armee und berufliche Schwierigkeiten.



Der israelische Spion Wolfgang Lotz (oben) war ein guter Reiter. In Kairo gab er sich als Pferdezüchter aus. Zu dem dortigen Kavallerieclub, wo auch zwei Pferde von ihm standen, hatte er beste Verbindungen. Seine Frau Waltraud (links) machte beim gesellschaftlichen Umgang mit hohen ägyptischen Offizieren ebenfalls eine ausgezeichnete Figur. Ihrem Mann war sie bei seiner Spionagetätigkeit eine hilfreiche Partnerin.

Sie hatten keine Ahnung, dass ihr deutscher Gastgeber jedes Wort verstand.

In den folgenden Wochen gelang es Lotz, sich als Pferdezüchter zu etablieren. Dank dem Einfluss General Ghorabs konnte der israelische Spion zwei Reitpferde im Kavallerieclub, dem Treffpunkt vieler ägyptischer Offiziere, in Pflege geben und drei Rennpferde im Vorort Abbasia in einem Stall unterbringen, der unmittelbar neben dem grössten Panzerdepot des ägyptischen Heeres lag.

Lotz fuhr morgens nach Abbasia, um von einem Turm aus die Arbeit seines Trainers mit den Pferden zu beobachten. Man übersah von hier aus die Rennbahn des Reitstalles, aber auch, was wichtiger war, alle Vorgänge in dem Panzerdepot, sobald man sich ein wenig zur Seite wandte. So war es leicht, die Bewegungen der ägyptischen Panzertruppen zu verfolgen. Wenn eine grössere Anzahl von Panzern ausfuhr, beschattete Lotz sie von seinem Volkswagen aus bis Sues oder Ismailia. Hatte er Gewissheit über Stärke und Fahrtrichtung der Truppen, so gab er einen Funkspruch nach Tel Aviv durch.

Im Herzen des Raketenstützpunkts

Waltraud erwies sich als ideale Partnerin für einen Spion. Sie spielte täuschend echt die Rolle der naiven Ehefrau. Mit dem unschuldigsten Gesicht stellte sie Fragen, die Lotz nicht gewagt hätte. Ausserdem war sie eine hervorragende Gastgeberin. Sie besass starke Nerven und eine bemerkenswerte Selbstdisziplin.

Dazu kam, dass Wolfgangs Beruf sie faszinierte. Als Tel Aviv ihn über Funk anwies, einen bestimmten ägyptischen Raketenstützpunkt am Sueskanal ausfindig zu machen, bestand sie darauf, ihn zu begleiten.

Es war der gefährvollste Auftrag in Lotz' Laufbahn. Er sollte seinen Vorgesetzten in Tel Aviv durch persönlichen Augenschein bestätigen, dass der Stützpunkt, von dem die Israeli Luftaufnahmen gemacht hatten, echt war und nicht nur eine der vielen Attrappen, die in der Wüste verstreut lagen. Wolfgang und Waltraud packten also zur Tarnung Angelzeug und Badeanzüge in ihren Wagen und fuhren auf der zum Sueskanal und nach Ismailia führenden Strasse in die Wüste. Fast eine Woche lang suchten sie vergebens. Von der Strasse aus war nichts zu sehen. Bei kurzen Abstechern, die sie auf gut Glück machten, fanden sie ebenfalls nichts. Der einzige Anhaltspunkt, den sie entdeckten, war ein Tag und Nacht bemanntes Schilderhaus an einer einsamen Abzweigung. Die Seitenstrasse war gut gepflastert, und auf einem Schild stand: «Zugang verboten».

Lotz hatte das sichere Gefühl, dass es hier zu dem Raketenstützpunkt gehen

müsse. Aber wie sollten sie an der Wache vorbeikommen? Als sie eines Vormittags an der Abzweigung vorbeifuhren – Waltraud fuhr, und Wolfgang war in seine Karte vertieft –, bemerkten sie, dass der Posten, einem natürlichen Bedürfnis folgend, sein Schilderhaus verlassen hatte und etwa 20 Meter weit in die Wüste hinausgegangen war. Die Zufahrt war frei.

«Rasch wenden!» sagte Lotz.

Waltraud wendete flink, gab Gas und brauste durch die unbewachte Einfahrt. Im Rückspiegel konnte Lotz sehen, wie der Soldat aufsprang und, mit der einen Hand seine Hose haltend, wie wild winkte.

Lotz' Plan war im Nu fertig. Er nahm ganz richtig an, dass man binnen wenigen Sekunden Alarm geben und sie anhalten würde. «Ich habe geschlafen; du bist aus Versehen falsch abgebogen, und als du es merktest, wolltest du wenden, bist aber im Sand steckengeblieben. Ich wache auf und beschimpfe dich fürchterlich.»

Schon sahen sie einen ArmeejEEP rasch näher kommen. Waltraud fuhr mit voller Geschwindigkeit in den Sand, schlug das Lenkrad ein und blieb prompt stecken. Nach einer Minute kam der Jeep abrupt neben ihnen zum Stehen. Ein Sergeant und vier Mann mit Maschinenpistolen sprangen heraus. Lotz stand neben seinem Wagen und schimpfte laut auf Waltraud ein: «Du dumme Gans! Kannst du denn nicht aufpassen?»

Alles verlief programmgemäss. Lotz sprach aufgeregt Deutsch mit dem Sergeanten, der natürlich kein Wort verstand, sondern einen seiner Leute ausschickte, um einen Hauptmann zu holen. Der Hauptmann nahm sie fest. Sie stiegen ununterbrochen protestierend in den Jeep, der Fahrer wendete und fuhr zum Hauptquartier. Zehn Minuten später befanden sie sich im Herzen des grossen Raketenstützpunkts von Schalufa.

Der Hauptmann führte das Paar direkt zum Kommandanten. Während sie im Vorzimmer warteten, hörten sie dessen ungläubige Ausrufe, während der Hauptmann seine Meldung erstattete.

«Und wo sind die beiden jetzt?»

«Hier im Vorzimmer, Herr Oberst.»

«Sie verdammter Esel! Wenn das Spione sind, wird die Abwehr Ihnen den Hals umdrehen!» Dann, nach einem weiteren Wortwechsel: «Na schön, bringen Sie die Leute herein.»

Der misstrauische Oberst verhörte das Ehepaar Lotz, und sie erklärten, dass sie auf dem Weg zum nahe gelegenen Grossen Bittersee gewesen seien, um dort zu angeln, sich aber verirrt hätten. Lotz zeigte ihm seinen deutschen Pass und seine Mitgliedskarte von verschiedenen exklusiven Kairoer Clubs, aber auch diese Dokumente überzeugten den Oberst nicht, und er verkündete, dass er die beiden dem Sicherheitsdienst übergeben werde.

Das war das Schlimmste, was Lotz passieren konnte. Schnell, aber ruhig und höflich schlug er dem Oberst vor, seine Ausweispapiere von einigen seiner Freunde bestätigen zu lassen; das würde jedermann Peinlichkeiten ersparen.

Wer denn diese Freunde seien, fragte der Oberst, und die Antwort lautete: «Polizeigeneral Ghorab, Brigadegeneral Fuad Osman und Oberst Mohsen Sabri vom ägyptischen Sicherheitsdienst.»

Der Oberst war beeindruckt. Er liess sich mit Sabri verbinden, dann reichte er Lotz den Hörer. «Was haben Sie in einer streng geheimen Einrichtung unserer Armee zu suchen?» fragte Sabri ziemlich steif. Lotz erwiderte: «Es tut mir schrecklich leid, Mohsen, dass ich Sie mit dieser dummen Sache behelligen muss ...» Bald darauf war Sabri von der Harmlosigkeit des Zwischenfalls überzeugt, und sein Ton wurde freundlicher.

Ein Wort von ihm an den Raketenoberst beendete das Verhör, und wenige Minuten, später sass das Ehepaar Lotz mit dem Kommandanten in der Offiziersmesse beim Lunch.

Als sie beim Kaffee waren, wurde ein Anruf vom Sicherheitsdienst durchgegeben. Es war General Fuad Osman. «Rusty, alter Teufel! Sabri hat mir gerade erzählt, dass Sie in unseren Raketenstützpunkten herumspionieren. Spenden Sie freiwillig eine Flasche Schampus als Lösegeld, oder soll ich Sie im Gefängnis schmorenlassen?» Das Gespräch endete mit einer Einladung zu einem Offiziersessen, die Lotz dankend annahm.

Kurz darauf zogen dieselben Soldaten, die das Paar verhaftet hatten, den Lötzschen Wagen aus dem Sand und wünschten den beiden gute Fahrt. In Kairo holte Lotz das kleine Funkgerät aus seinem Versteck, um nach Tel Aviv zu melden: «Bestätige nach persönlicher Besichtigung Vorhandensein von Raketenstützpunkt.»

Am nächsten Abend brachte Lotz zu dem Offiziersessen eine ganze Kiste Champagner mit. Die Lustbarkeit war bereits in vollem Gang, und General Osman begrüßte seinen Schützling mit den Worten: «Ein dreifaches Hoch auf den Spion!» Dann erzählte er den anderen Gästen, wie «unser hochverehrter Freund Rusty sich einen unserer Raketenstützpunkte zum Picknick ausgesucht» hatte. Er würzte die Geschichte mit zahlreichen amüsanten Einzelheiten, die von den versammelten Offizieren mit schallendem Gelächter quittiert wurden.

Fahrten in die Kanalzone

Im schützenden Kreis seiner einflussreichen Freunde verlor Lotz bald jedes Gefühl für Gefahr. Er gewöhnte sich an die sorglose Lebensweise, die das sonige Ägypten seiner Oberschicht bot: vormittags Reiten, dann Schwimmen

und Faulenzen im Club, gegen Sonnenuntergang Cocktails und fast jeden Abend eine Gesellschaft.

Aber dieses Leben war auch anstrengend. Gewöhnlich kehrte er nach Mitternacht von einer Party heim und musste dann seinen Bericht für Tel Aviv abfassen und verschlüsseln. Seine Sendezeiten waren 6 Uhr morgens und 2 Uhr nachmittags. In den frühen sechziger Jahren hatten die Ägypter noch keine systematische Funküberwachung. Das Risiko war daher gering.

Alle sechs Monate wurde Lotz zur persönlichen Berichterstattung nach Europa beordert, 1962 nach Frankreich, wo er seinem Vorgesetzten zum erstenmal gegenüber treten musste, nachdem er sich mit Waltraud zusammengetan hatte. Er sah der Begegnung also mit einem gewissen Unbehagen entgegen. Aber bei einem Privatgespräch mit seinem Chef wurde deutlich, dass die israelische Abwehr zu einer verständnisvollen Haltung bereit war – zumal der seelische Druck für jemanden, der allein im feindlichen Land arbeitet, durch eine Ehefrau wesentlich erleichtert wird. Wolfgang und Waltraud heirateten also, nachdem Tel Aviv seinen Segen gegeben hatte.

Mittlerweile besass Lotz ein neues, stärkeres Funkgerät, das diesmal in einer Badezimmerwaage versteckt war. Bald nach ihrer Rückkehr bezogen die Lotzens eine grössere Wohnung, eine Achtzimmervilla mit antiken englischen Möbeln und persischen Teppichen in dem Vorort Gise. Ihr Diener wohnte in einem Zimmer über der Garage, ein Gärtner sorgte für den Rasen und die Blumen. Ausserdem pachtete Lotz in der Nähe der Pyramiden eine Farm, wo er Pferde züchtete. Dann und wann verkaufte er eins an europäische Kunden. Er versäumte nicht, seinen ägyptischen Freunden von den phantastischen Preisen zu erzählen, die er für seine Pferde erziele. Ausserdem waren diese Geschäfte eine plausible Erklärung für seine Auslandsreisen.

Je länger er in Kairo lebte, desto detaillierter wurden seine Berichte. General Ghorab machte ihn mit dem Gouverneur der Kanalzone bekannt, und die drei Herren fuhren im Wagen des Gouverneurs hinaus, um die militärischen Einrichtungen am Kanal zu besichtigen. Lotz berichtete auch über die Nachschubprobleme, die das damals im Jemen kämpfende ägyptische Expeditionskorps hatte. Er lernte einen der dafür verantwortlichen Offiziere kennen, der oft ausser sich war über die Untüchtigkeit und den massiven Widerstand der Bürokratie, die sich seinen Bemühungen entgegenstellte. Als sie einmal allein waren, schüttete der verzweifelte Offizier Lotz sein Herz aus. «Die letzte Schlacht, die die Ägypter gewonnen haben», sagte er traurig, «ist diejenige im zweiten Akt von Verdis Oper *Aida*.»



Die zwei Seiten des Agenten Wolfgang Lotz: Sein geselliges Leben in feudalen Kreisen und auch einmal in einer Kairoer Bar (oben) diente als Fassade für seine andere, unsichtbare Existenz als Spion. Unten: Lotz wartet bei einem geheimen Treff auf seine Partner vom israelischen Geheimdienst.

Bomben gegen Techniker

1962 musste Lotz über die Einwanderung von etwa 400 deutschen und österreichischen Technikern berichten, die Nasser bei der Entwicklung von schnellen, modernen Flugzeugen und von Mittelstreckenraketen helfen sollten. Während manche westlichen Nachrichtendienste es für unwahrscheinlich hielten, dass der Einsatz dieser Ingenieure das strategische Gleichgewicht im Nahen Osten beeinflussen würde, glaubten die Israeli, dass ein Erfolg auf diesem Gebiet Nassers politisches Prestige in der arabischen Welt enorm erhöhen würde; und Raketen mit Nervengas konnten furchtbare Waffen sein.

Im Herbst 1962 begann die israelische Abwehr einen erbarmungslosen Kampf. Sie verfolgte die Raketentechniker mit Entführungen, Bombenanschlägen in Form von Postpaketen und Mordversuchen. Diese Versuche blieben jedoch wirkungslos: Die Techniker behaupteten sich.

Inzwischen hatte Lotz mit vielen dieser erfahrenen Wissenschaftler und Ingenieure Freundschaft geschlossen. Wenn er die Raketen- und Luftwaffenexperten in sein Haus einlud, brauchte er sie nie auszufragen. Im Gegenteil, sie sprachen mit ihren Landsleuten so viel über die Unfähigkeit und die ewigen Intrigen der Ägypter, dass Lotz es sich leisten konnte, sie hin und wieder mit gespielter Protest zu unterbrechen: «Können Sie denn über nichts anderes reden als über Ihre langweiligen Probleme?»

Der Kern der Nachrichten, die Lotz nach Tel Aviv durchgab, war, dass die Deutschen in Ägypten vor so vielen Schwierigkeiten stünden, dass ihre Mission schwerlich von Erfolg gekrönt sein könne. Die von ihnen entworfenen Abfangjäger würden wegen Lieferungs- und Produktionsschwierigkeiten nie aufsteigen. Das Raketenprogramm litt unter einem unzulänglichen elektronischen Steuerungssystem.

Lotz freundete sich mit einem jungen Techniker und dessen Frau an, die aus Deutschland gekommen waren, um an dem Raketenprogramm mitzuarbeiten. Die beiden Ehepaare trafen sich nicht nur auf Gesellschaften, sondern machten auch gemeinsam Ausflüge. Der Techniker sprach nicht viel über seine Arbeit, seine Frau dafür umso mehr, und sie fand in Waltraudt eine aufmerksame Zuhörerin.

Eines Tages nahm General Osman auf einer Party Lotz beiseite und bat ihn um einen kleinen Gefallen. Er wünsche eine ehrliche Auskunft über die Einstellung des betreffenden Technikers zur Vereinigten Arabischen Republik (Ägypten und Syrien). Dieser Techniker arbeite an einem streng geheimen Projekt und nur bei politisch zuverlässigen Leuten könne man sicher sein, dass sie den Verführungen ausländischer Abwehrorganisationen widerstünden. Ob Lotz ihn wohl aushorchen könne?

Lotz tat ein Weilchen so, als ob er zögere, dann erklärte er sich zu dem Freundschaftsdienst bereit. Nach zwei Wochen berichtete er dem General, dass der Techniker zwar persönlich ein prächtiger Kerl, politisch aber ein Gegner von Nassers Regime sei. Er wolle in Ägypten viel Geld verdienen, könne aber die Ägypter nicht leiden.

Der Sechsjahresvertrag des Technikers mit dem ägyptischen Verteidigungsministerium wurde über Nacht annulliert, und er musste das Land verlassen. Mit dieser einfachen Intrige hatte Lotz es fertiggebracht, einen glänzenden Techniker aus dem Wege zu manövrieren.

«Jetzt haben wir Sie»

Ende 1964 war Lotz auf dem Höhepunkt seiner Spionagekarriere. Er fühlte sich so sicher, dass es ihn nicht einmal beunruhigte, als der deutsche Militärattaché sich nach einem Essen beim Erdbeerdessert zu ihm wandte und fragte: «Wie ich höre, waren Sie im Krieg als Offizier im Regiment 115 von Rommels Afrikakorps?» Lotz bejahte.

«Merkwürdig», sagte der Deutsche mit einem Unterton von Misstrauen. «Dann müssten Sie eigentlich kennen. Ich war Stabsoffizier beim Regiment 115.»

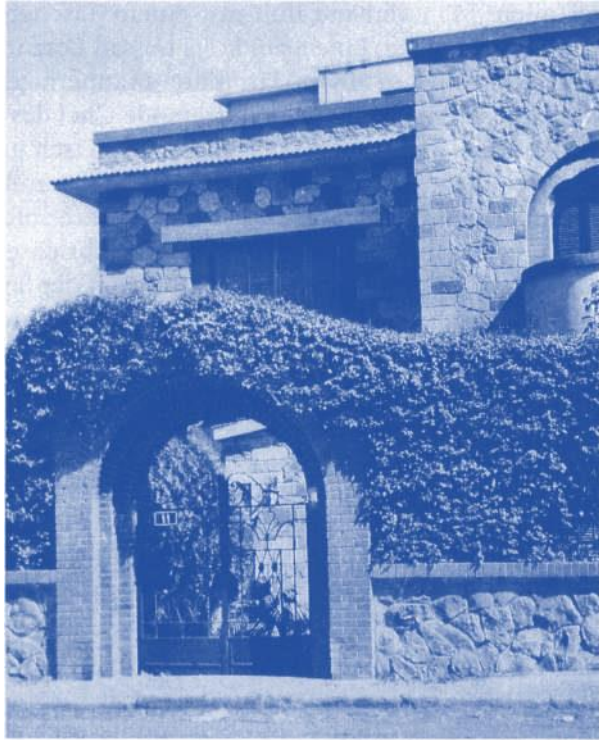
Lotz wusste die Namen und Dienstzeiten aller Offiziere des Regiments 115 auswendig. «Sie sind nach meiner Zeit zum 115. gekommen», antwortete er dem Attaché. «Ich bin drei Monate vorher versetzt worden.» Der Fragende verfolgte das Thema nicht weiter, und Lotz vergass den Zwischenfall. Er ahnte nicht, dass sich bereits eine unsichtbare Schlinge um seinen Hals zusammenzog.

Am 22. Februar 1965 kehrten Lotz und seine Frau bei Sonnenuntergang von einem Fest auf dem luxuriösen Landsitz ihres alten Freundes General Ghorab in ihre Villa zurück. Als Wolfgang vor dem Gartentor hielt, bemerkte er vor dem Nachbarhaus eine Anzahl parkender Limousinen. Überall trieben sich Herren in dunklen Anzügen herum. In der Annahme, dass es sich um eine Hochzeitsgesellschaft handle, hupte er nach seinem Diener, damit der das Tor öffne, aber der Mann kam nicht.

Lotz wartete einen Augenblick, dann stieg er aus, um das Tor selbst aufzumachen, doch er kam nicht dazu. Er fühlte einen dumpfen Schlag auf den Kopf, sechs Männer in dunklen Anzügen ergriffen ihn, warfen ihn zu Boden und drehten ihm die Arme auf den Rücken. Ein Hagel von Schlägen ging auf ihn nieder, dann schnappten die Handschellen zu. Einer der Ägypter rief: «Na, wie gefällt Ihnen das, Herr Spion? Jetzt haben wir Sie!»

Sie schafften Lotz in seine Villa, wo ein kleiner Mann mit schwarzem Schnurrbart im Wohnzimmer auf ihn wartete. «Mein Name ist Samir Nagi»,

Am 22. Februar 1965 abends wurden die Eheleute Lotz nach der Heimkehr von einem Fest bei dem ägyptischen General Ghorab vor ihrer Villa im Kairoer Stadtteil Gise (Bild) verhaftet. Im Schlafzimmer der Villa befand sich in einer Personenwaage der Geheimsender von Wolfgang Lotz.



sagte er. «Ich bin Generalstaatsanwalt des Staatssicherheitsdienstes. Sie sind verhaftet.»

«Sie wissen nicht, was Sie tun!» donnerte Lotz. «Sie sind wahnsinnig! Man wird Sie zur Rechenschaft ziehen!» Er verlangte, mit Polizeigeneral Ghorab verbunden zu werden.

Nagi blickte auf. «Jussef Ghorab und Ihre anderen Komplizen werden Ihnen nicht mehr helfen können. Sie sind selbst verhaftet.» Lotz brüllte und drohte, bis ein Polizeioffizier ihn mit einem Schlag ins Gesicht zum Schweigen brachte.

Dann machten die Polizisten sich an eine Haussuchung, die sich bald auf das Schlafzimmer konzentrierte. Sie brachten eine Badezimmerwaage zum Vorschein, deren Deckel sich mühelos abheben liess und in der sich Lotz' Geheimsender befand. Er hatte den Deckel stets verschlossen gehalten – das Haus musste also schon in seiner Abwesenheit gründlich durchsucht worden sein. «Nun», fragte Nagi lächelnd, «was haben Sie dazu zu sagen?»

Lotz antwortete nicht. Ein Fotograf kam und machte Aufnahmen. Dann wurde Lotz hinuntergeführt und in eine der dunklen Limousinen gestossen.

Man verband ihm mit einem Taschentuch die Augen, und der Wagen brauste los. Eine Stunde später sass Lotz in einem kahlen Raum auf einem Schemel an einem Tisch drei Männern gegenüber. Einer von ihnen war Hassan Alisch, der stellvertretende Chef des Geheimdienstes. Er legte zwei dicke Aktenordner vor sich auf den Tisch und sagte gelassen: «Sehen Sie sich das gut an, und dann können wir vernünftig miteinander reden.» Lotz blätterte die Papiere durch und merkte sofort, dass er hier eine komplette Sammlung seiner chiffrierten Nachrichten nach Tel Aviv aus den letzten drei Jahren vor sich hatte. Ihm trat der Schweiß auf die Stirn.

Von wem hatten die Ägypter diese Nachrichten? Von den Russen? Von den Deutschen? Der Geheimdienst der Vereinigten Arabischen Republik konnte es nicht sein, sonst wäre er längst verhaftet worden. Lotz schob die Akten über den Tisch zurück. Er dachte jetzt nur an seine Chance, die Illusion aufrechtzuerhalten, dass er kein Israeli sei. Misslang ihm das, musste er sich auf einen sicheren Tod gefasst machen.

«Ich gratuliere, meine Herren», sagte er. «Gute Arbeit!»

«Ich muss Ihnen das Kompliment zurückgeben», antwortete Alisch. «Sie waren der beste Spion, der je in Ägypten gearbeitet hat.»

Von den beiden auf ihn gerichteten starken Scheinwerfern schmerzten Lotz die Augen. Er wurde vier Tage lang verhört. Einmal stellten sie ihm die kritische Frage: «Sind Sie Jude?»

«Nein», antwortete Lotz. «Sie können sich selbst überzeugen. Ich bin nicht beschnitten.»

Hassan Alisch liess es bei dieser Antwort bewenden. Er glaubte nach allem ohnehin, dass Lotz ein deutscher Nazi sei, den die Israeli zur Spionage gezwungen hatten.

In einem anderen Raum erlitt Waltraud eine rauhere Behandlung, da sie konsequent jede Aussage verweigerte. Die Untersuchungsbeamten rissen ihr die Kleider vom Leib und tauchten sie in eine Wanne mit eiskaltem Wasser. Sie wurde ohnmächtig, aber auch als man sie wiederbelebte, wollte sie nicht reden. Schliesslich wurde sie ihrem Mann gegenübergestellt, der die Quälerei beendete, indem er sagte: «Liebling, sag ihnen das wenige, was du weisst.»

Vor Gericht

Einige Tage vor der Verhandlung wurde Lotz gefragt, ob er vor der Fernsehkamera ein paar Worte sagen wolle. Lotz stimmte zu, denn hier hatte er eine Chance, seinen Kollegen in Tel Aviv zu sagen, dass seine Tarngeschichte nicht aufgedeckt war, dass er noch immer als Westdeutscher galt. Die israelischen Sicherheitsbeamten, die die ägyptischen Sendungen überwachten, hörten zu



Das Ehepaar Lotz im August 1965 vor Gericht, an einem der letzten Verhandlungstage. Lotz erhielt 25 Jahre Zuchthaus, seine Frau eine Haftstrafe von drei Jahren.

ihrer Erleichterung ihren besten Agenten sagen: «Wenn die Israeli in Ägypten spionieren wollen, sollten sie ihre eigenen Leute herschicken.» Waltraud äuserte sich im gleichen Sinn.

Fünf Monate nach der Verhaftung begann der sorgfältig inszenierte Prozess. Zur grossen Krise kam es, als Generalstaatsanwalt Nagi einen Brief aus Deutschland verlas, in dem behauptet wurde, Lotz sei mit seiner jüdischen Mutter 1933 nach Palästina ausgewandert und sei kein Deutscher, sondern Israeli.

Lotz behielt die Nerven. Er widersprach leidenschaftlich: «So ein Unsinn! Reine Erfindung!» Wer hatte diesen Brief geschrieben? Der Richter reichte ihm das Schreiben. Es stammte von Dr. Alfred Seidl, einem Münchner Rechtsanwalt.

Seidl hatte beim Nürnberger Prozess Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess verteidigt und vertrat jetzt Professor Wolfgang Pilz, den Chef des Teams von deut-

schen Technikern, die an Nassers Raketenprogramm mitarbeiteten. Israelische Agenten hatten versucht, Pilz umzubringen, indem sie ihm ein Paket mit Sprengstoff schickten. Es wurde jedoch von seiner Sekretärin geöffnet. Sie verlor bei der Explosion das Augenlicht.

Lotz sagte vor Gericht, dass es sich bei diesem Brief offensichtlich um einen Racheakt des verbitterten Professors Pilz handle. Dieser habe allen Grund, ihn zu hassen, und wolle ihn offenbar damit ruinieren, dass er ihn als Jude denunziere. Die Richter fanden diese Erklärung plausibel – die Krise war vorüber.

Während des ganzen Verfahrens spielte Lotz die Rolle des reuigen Spions, der dem Scharfsinn der ägyptischen Abwehr erlegen war. Schliesslich wurde er nicht zum Tode, sondern zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und drei Monate nach der Urteilsverkündung in das berüchtigte Zuchthaus Tura eingeliefert. Waltraud bekam drei Jahre und blieb im Gefängnis Konater.

Eine clubartige Atmosphäre

Tura war ein schwerer Schlag. Lotz wurde in den Flügel für Strafgefangene eingewiesen: nackter Zementboden zum Schlafen, eine verwanzte, zerrissene Decke, eine abgetragene grüne Häftlingsuniform, tags unerträgliche Hitze und nachts ebenso unerträgliche Kälte. Dann und wann hörte er Schreie von Mitgefangenen, die von den Wärtern geschlagen wurden.

In der ersten Nacht war nicht an Schlaf zu denken. Plötzlich hörte Lotz eine leise Stimme und sah vor dem Eisengitter seines Fensters einen Schatten kauern.

«Was gibt es?» fragte Lotz auf arabisch. Der Mann warf ihm ein Päckchen Zigaretten zu. «Mit den besten Wünschen von Victor. Er hat alles für Sie veranlasst. Wollen Sie eine Tasse Kaffee?» Das war der erste Kontakt mit Victor, einem jüdischen Häftling, der seit elf Jahren hier war – lange genug, um alles Wissenswerte über die Kunst der Bestechung zu lernen und sich bei den unterbezahlten Wärtern Vorteile zu verschaffen. Nach zehn Tagen wurde Lotz in den Block für politische Gefangene verlegt – ein erstaunliches Erlebnis. Victor, ein grosser Mann mit angegrautem schwarzem Haar, führte ihn in eine frisch geweisste, komfortable Zelle und stellte ihm einen Häftling vor, der ihnen zwei Tassen Kaffee präsentierte. «Dies ist Mohammed, Ihr Diener.» Während sie zusammen Kaffee tranken, schilderte Victor den üblichen Tagesablauf, und dann kam der Gefängnischneider, um an Lotz für drei Uniformen Mass zu nehmen, die in ein paar Tagen geliefert werden sollten. «Ein Herr wie Sie kann doch nicht in der normalen Uniform herumlaufen», erklärte der Schneider.

Nachmittags machte Victor den Neuankömmling mit den Aristokraten von Tura bekannt, die alle ihren neuen Gefährten herzlich begrüßten: «Herr Abd el-Rachman Salim, CIA-Spion, zehn Jahre; Herr Rarem Ismail, CIA-Spion, 15 Jahre; Hauptmann Achmed Lutfi vom britischen Geheimdienst, 25 Jahre; Dr. Ezzeddin Abd el-Kader, 25 Jahre wegen regierungsfeindlicher Haltung.»

Dann wurde Lotz dem ungekrönten König von Tura vorgestellt, einem imposanten Mann mit hoher Stirn und freundlichen, intelligenten Augen. Es war Mustafa Amin, früher der grösste Zeitungsverleger des Nahen Ostens und enger Freund und Ratgeber von Gamal Abd el-Nasser. Er sass im Gefängnis, weil er der prosovjetischen Haltung des Präsidenten entgegengetreten war.

Drei Jahre lang erfreute sich Lotz der Gesellschaft dieser sehr gebildeten Gegner Nassers und der fast clubartigen Atmosphäre im Gefängnis. Dann, am Morgen des 5. Juni 1967, hörte man Sirenen und ferne Bombeneinschläge.

«Rusty, hörst du das?» rief Abd el-Rachman aus der Nebenzelle. «Jetzt kriegt Nasser eins auf den Kopf!»

Auch in anderen Zellen wurden aufgeregte Stimmen laut. «Das bedeutet Krieg! Die Juden kommen!»

Aus den Gefängnislautsprechern dröhnte Militärmusik. Dann eine Ansage: «Zionistische Flugzeuge haben auf einige Orte bei Kairo Bomben abgeworfen. Die meisten der eingeflogenen Maschinen sind von unserer Luftwaffe abgeschossen worden. Unser Führer, Gamal Abd el-Nasser, hat die sofortige Besetzung Palästinas befohlen. Unsere Truppen sind auf dem Vormarsch!» Dann wurde die Nationalhymne gespielt.

Lotz zweifelte keinen Augenblick an Israels Sieg. Er wusste, wie schwach die ägyptische Armee in Wirklichkeit war. Dennoch war er besorgt. Würden die Ägypter die Häftlinge niederschliessen? Mit der Möglichkeit musste man rechnen.

Mustafa Amin, den einige Gefangene als den nächsten Premierminister ansahen, riet: «Nur Ruhe! Keine politischen Demonstrationen gegen Nasser!» Auch er war sich der Gefahr bewusst.

Fünf Tage und Nächte lang fand Lotz nur wenig Schlaf. Am sechsten Tag war der Krieg zu Ende. Dann kam die sensationelle Nachricht: «Nasser hat abgedankt.» Die politischen Gefangenen brachen in wilden Jubel aus. Aber Mustafa Amin mahnte wieder zur Ruhe. «Nasser blufft nur. Er wird nicht abdanken.» Zu Lotz sagte er: «Der Krieg war ein Glück für Sie. In ein paar Monaten werden Sie in Deutschland sein.»

Und die Prophezeiung des ungekrönten Königs von Tura ging in Erfüllung.

«Sie sind frei»

Am 3. Februar 1968 wurde Lotz zum Gefängnisadjutanten gebracht. Lächelnd sagte der Beamte: «Ich gratuliere Ihnen, Herr Lotz! Sie sind frei!» Lotz erinnert sich nicht, dass er irgendwie bewegt gewesen wäre. «Dank für die gute Nachricht, Herr Hauptmann», sagte er trocken. Das war alles.

Nachdem Lotz sich von seinen Freunden verabschiedet hatte, wurde er ins Zentrum von Kairo gebracht – in die Mugamma, das riesige Verwaltungsgebäude des ägyptischen Innenministeriums. Als er hineingehen wollte, hörte er die Stimme seiner Frau. Waltraud blickte strahlend aus einem Fenster des zweiten Stocks zu ihm herab. Ein paar Minuten später lagen sie einander in den Armen.

Offiziell wurde die Tarnung des Champagnerspions nie gelüftet. Der deutsche Konsul brachte dem Ehepaar Flugkarten und Geld und sagte, er werde seine Landsleute auf dem Flughafen verabschieden. Unter Polizeischutz führen Wolfgang und Waltraud zum letztenmal durch Kairo.

Kurz vor Tagesanbruch bestiegen sie eine Lufthansamaschine, die über Athen nach Frankfurt flog. Aber als das Flugzeug in Frankfurt landete, waren der Spion und seine Frau verschwunden.

Wolfgang und Waltraud Lotz waren in Athen von Bord gegangen und hatten heimlich die nächste Maschine nach Tel Aviv genommen.

Lotz' Pension als Veteran der israelischen Armee sichert ihnen ein gutes Auskommen.

Abc der Nachrichtendienste

Ai-, Ai-, Aj-Verkehr

Bezeichnung für den Funkverkehr zwischen dem Agenten und seiner Zentrale. Beim Ai-Verkehr funken beide, der Agent und die Zentrale. Dieser Verkehr wird heute selten verwendet, weil die Gefahr zu gross ist, dass der Agent entdeckt wird. Der israelische Agent Eli Cohen zum Beispiel stand mit seiner Zentrale im Ai-Verkehr und wurde entdeckt. Für Spannungs- und Kriegszeiten ist jedoch mit der Zunahme dieser Verkehrsart zu rechnen.

Beim ebenfalls seltenen Az-Verkehr werden die Funksprüche verschlüsselt und mit dem Morsealphabet gesendet.

Der A3-Verkehr besteht aus verschlüsselten Sendungen auf Kurzwelle, die von der Zentrale ausgehen und vom Agenten empfangen werden.

Abhören

Umgangssprachliche Bezeichnung für eine Telefonüberwachung. In der Bundesrepublik Deutschland ist diese durch Gesetz geregelt. Abgehört werden kann ein Verdächtiger auch durch Mikrofone (Wanzen), die in seiner Wohnung oder Umgebung heimlich angebracht werden. Dabei sind erhebliche rechtliche Bedenken zu überwinden und technische Probleme zu meistern.

Abklären

Die Lebensumstände einer Person untersuchen, an der ein Nachrichtendienst interessiert ist – etwa weil sie als Informant angeworben werden soll. Eine solche Untersuchung erstreckt sich auf die Geburt

und Herkunft der betreffenden Person, auf ihre Gewohnheiten, Neigungen, Fähigkeiten, Schwächen, Überzeugungen und Motive.

Abschalten

Einen Agenten abschalten heisst: sich von ihm trennen. Ein Agent wird von einem Nachrichtendienst abgeschaltet, weil er etwa unzuverlässig ist oder weil die Gegenseite ihn als Agenten erkannt hat.

Abschöpfen

Die Methode eines Spions, durch Ausfragen einer gutgläubigen, seine Rolle nicht erkennenden Person Informationen zu gewinnen.

Abwehr

Abgekürzter Name des Amtes Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht im Dritten Reich. Die Abwehr war der deutsche militärische Nachrichtendienst. Ihr bekanntester Chef, Admiral Wilhelm Canaris, wurde im April 1945 als Gegner der Nationalsozialisten hingerichtet.

Agent

Ein geheimer freier Mitarbeiter eines Nachrichtendienstes. Im Sprachgebrauch der bundesdeutschen Nachrichtendienste werden solche Mitarbeiter V-Männer oder V-Leute genannt. Hauptamtliches Personal bezeichnet nur das amerikanische FBI als «agents». Siehe auch Doppelagent, Einflussagent, Fallschirmagent,

Funkagent, Schweige- oder Warteagent, Sabotageagent.

Agent, hauptamtlicher

Beamter (Offizier) eines östlichen Nachrichtendienstes, der nach entsprechender Ausbildung ins Ausland geschickt wird, um dort langfristig Spionage zu betreiben.

Beispielsweise war Günter Guillaume von 1956 bis 1974 für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR in der Bundesrepublik tätig. Bei seiner Festnahme bezeichnete er sich als Offizier der Nationalen Volksarmee der DDR. Im MfS werden solche hauptamtlichen Agenten als Offiziere im besonderen Einsatz bezeichnet.

Agent provocateur

Agent, der im Auftrag eines Nachrichtendienstes (oder einer Polizeiorganisation) in eine Untergrundorganisation eindringt – nicht nur, um dort Informationen zu gewinnen, sondern vor allem auch mit dem Auftrag, die Gruppe zu strafbaren Handlungen zu verleiten, zu provozieren, und damit der Polizei Massnahmen gegen die Gruppe zu ermöglichen. Diese Art der Verwendung von Agenten wird heute im Westen allgemein abgelehnt. Von der Geheimpolizei des zaristischen Russlands, der Ochrana, wurde sie ständig angewandt.

Audio Surveillance

International übliche Bezeichnung für Abhören (s. d.).

Auswertung

Eine von der Nachrichtenbeschaffung zu unterscheidende Tätigkeit. Im Nachrichtendienst besteht sie darin, dass man Nachrichten prüft und, falls sie geeignet sind, zur Berichterstattung nach oben aufbereitet.

Politische Nachrichten werden – je nach System – vielfach von politischen Instanzen (Aussenministerium, Zentral-

komitee der kommunistischen Partei) ausgewertet, während die Auswertung von Spionageabwehrinformationen wegen der dazu erforderlichen technisch-fachlichen Kenntnisse bei den Abwehrorganisationen verbleibt.

Berlin-Tunnel

Ein berühmt gewordenes Unternehmen westlicher Nachrichtendienste: Vom Westberliner Gebiet aus grub man Mitte der fünfziger Jahre einen unterirdischen Tunnel, um an sowjetische Nachrichtenverbindungen heranzukommen. Zum Teil verliefen diese Verbindungen unterirdisch in der Nähe der Sektorengrenze. Das Unternehmen gelang. Monatelang gewann man auf diese Weise wertvolle Informationen, bis der Tunnel im April 1956 von der sowjetischen Seite entdeckt wurde.

Beschattung; beschatten

Vielfach verwendeter Ausdruck für Observation und observieren (s. d.).

BfV

Bundesamt für Verfassungsschutz. Innerer Sicherheitsdienst der Bundesrepublik Deutschland.

BND

Bundesnachrichtendienst. Auslandsnachrichtendienst der Bundesrepublik Deutschland.

Briefkasten, lebender

Eine Person, die einem Nachrichtendienst ihre Anschrift (Deckadresse) zur Verfügung stellt, damit über sie Informationen auf dem Postweg unauffällig dem Dienst oder einem Agenten zugeleitet werden können.

Briefkasten, toter

Ein Versteck, in dem ein Nachrichtendienst Aufträge oder Geld für den Agenten verbirgt, während der Agent dort die

Nachrichten unterbringt, die für den Dienst bestimmt sind. Meist ist es schwierig, geeignete Verstecke zu finden und die Probleme der unauffälligen Beschickung und Leerung der Briefkästen zu lösen. Ein solches Versteck kann die Höhlung eines Baumes sein, ein in die Erde gebohrtes Metallrohr (Erddom) oder sonst ein verborgener Hohlraum.

Chiffrieren

Vom französischen Wort *chiffre* (Zahl). Chiffrieren heisst zunächst: in Zahlen setzen. In einem Geheimtext werden Buchstaben also durch Zahlen ersetzt. Ein Text kann aber auch chiffriert (verschlüsselt) werden, indem man ein Wort oder einen ganzen Gedankengang durch einen Buchstaben oder eine Buchstabengruppe ersetzt. Die Methode der Verschlüsselung, der Code, muss mit dem Empfänger der Mitteilung vorher verabredet werden.

CIA

Central Intelligence Agency. Auslandsnachrichtendienst der USA.

CIC

Counter Intelligence Corps. Ehemalige Behörde für militärische Abwehr der USA.

Code

Siehe unter Geheimschrift und Chiffrieren.

Container

Ein Behälter, der als Versteck für Nachrichten oder Geld (Agentenlohn) dient. Dazu werden Hohlräume der verschiedensten Art benutzt, beispielsweise hohle Füllfederhalter, Metallrohre, Haarbürsten usw. Solche Container werden entweder in toten Briefkästen (s. d.) oder im grenzüberschreitenden Verkehr gebraucht.

Dechiffrieren

Entschlüsseln. Die Entschlüsselung eines chiffrierten Textes setzt voraus, dass man den Code (siehe unter Geheimschrift) von vornherein kennt oder dass man ihn «geknackt» hat, dass man also seine Gesetzmässigkeit entdeckt hat.

Deckadresse

Siehe Briefkasten, lebender.

Desinformation

Operation eines Nachrichtendienstes mit dem Ziel, den Gegner irrezuführen. Da es zahlreiche Möglichkeiten gibt, Nachrichten genau zu überprüfen, erfordern Desinformationsoperationen sorgfältige Vorbereitungen.

Das bekannteste Beispiel aus dem Zweiten Weltkrieg ist der gelungene Versuch der Alliierten, die Deutschen über das Ziel ihres Angriffs im Mittelmeer zu täuschen. Im Frieden sind westliche Nachrichtendienste in einem offenen Gesellschaftssystem, das dem Gegner reiche Möglichkeiten der Überprüfung bietet, bei Desinformationsoperationen stark behindert. Anders ist die Lage in Diktaturen. So unterhält das KGB (s. d.) in der Sowjetunion – wie auch die Nachrichtendienste anderer Ostblockstaaten – ein sehr aktives Desinformationsbüro. Es versucht in vielen Fällen, die Weltöffentlichkeit in irreführender Weise von angeblichen friedensgefährdenden Aktivitäten der USA zu überzeugen. In der Bundesrepublik Deutschland und ihren Nachbarstaaten erregten um die Jahreswende 1959/60 Hakenkreuzschmierereien Aufsehen, die von sowjetischen und tschechoslowakischen Geheimdiensten organisiert worden waren, um die Bundesrepublik in den Geruch zu bringen, eine Brutstätte nationalsozialistischer Aktivitäten zu sein.

Deuxième Bureau

Eine Organisation zur Gewinnung von Nachrichten, die im 19. Jahrhundert in Frankreich entstand. Sie war dem Generalstab angegliedert.

Doppelagent

Ein Agent, der für zwei Seiten arbeitet, beispielsweise für Ost und West.

In diese Rolle kann ein Agent zum Beispiel auf folgende Weise geraten: Er wird – etwa beim Fotografieren militärischer Einrichtungen – als Agent des Ostens erkannt. Mit der Möglichkeit konfrontiert, deswegen bestraft zu werden, geht er auf den Vorschlag eines westlichen Abwehrendienstes ein, seine Verbindung mit dem östlichen Nachrichtendienst fortzusetzen, nunmehr aber unter westlicher Kontrolle.

Häufig tritt auch der Fall ein, dass der Besucher eines Ostblockstaates von der dortigen Polizei verhaftet wird, beispielsweise wegen eines Devisenvergehens, und sich als Agent anwerben lässt, um der Strafe zu entgehen. Wird er nun – mit Aufträgen versehen – in den Westen zurückgeschickt, so kann er sich einer Polizei- oder Abwehrstelle offenbaren, wobei er vielleicht überredet wird, seine Kontakte zum Osten fortzusetzen, und zwar ebenfalls unter westlicher Kontrolle.

Derartige Operationen können Informationen bringen – über gegnerisches Personal, geheime Wohnungen, Telefonnummern und die Aufträge, die dem Agenten vom Gegner gegeben werden. Sie können aber auch den Nachrichtendienst in die Verlegenheit bringen, dem Doppelagenten Material geben zu müssen, das dieser dem Gegner zu liefern hat, um die Erfüllung seiner Aufträge vorzuspiegeln. Solches Spielmaterial (s. d.) muss mindestens teilweise echt oder wahr sein, damit es einer Überprüfung standhält.

Derartige Klippen stehen meist einer längeren Dauer des Doppelagentenver-

hältnisses entgegen. Doppelagentenoperationen sind schwierig. Sie fordern vom Führungsoffizier (s. d.) ein gutes psychologisches Verständnis. Dieser Offizier steht immer wieder vor der Frage, ob sein Schützling, der Doppelagent, nicht dem gegnerischen Dienst bereits seine Doppelrolle enthüllt hat.

DST

Direction de la surveillance du territoire: Direktion der Landesüberwachung. Eine Abteilung des französischen Innenministeriums, deren Aufgabengebiete die Spionageabwehr und die Bekämpfung des Terrorismus sind.

Ehe, operative

Eine Ehe, die aus nachrichtendienstlichen Gründen geschlossen wird, wobei entweder beide Partner oder nur einer den Zweck dieser Ehe kennt.

Eindringen

Auch: Penetration. Bezeichnung für nachrichtendienstliches geheimes Eindringen in eine gegnerische Organisation.

So benutzte der sowjetische Agent Richard Sorge vor dem Zweiten Weltkrieg seine Position als Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Tokio, um durch persönliche Beziehungen zum Botschafter eine Stellung in der Presseabteilung der deutschen Botschaft in Tokio zu erlangen und dort wichtigste Informationen – zum Beispiel über den geplanten deutschen Angriff auf die Sowjetunion – zu gewinnen.

In jüngerer Zeit hat Heinz Felfe den deutschen Bundesnachrichtendienst penetriert.

Einflussagent

Ein Agent, dessen Aufgabe es nicht in erster Linie ist, Nachrichten zu liefern, son-

dern Einfluss zu nehmen. Er vermag das etwa aufgrund seiner Stellung, die er in einer Regierung einnimmt, oder er erreicht dies durch entsprechende, vom Nachrichtendienst geförderte Bemühungen. Ein solcher Agent kann beispielsweise als Journalist Einfluss nehmen oder als Kommentator beim Rundfunk oder Fernsehen oder als Funktionär einer Partei. Nach Aussagen von Überläufern messen die sowjetischen Nachrichtendienste der Rolle von Einflussagenten grosse Bedeutung bei.

Einflussagenten sind schwer zu entdecken. Sie entwenden oder fotografieren keine Dokumente; sie benutzen keine toten Briefkästen; sie gehen zu keinen geheimen Treffs. Anregungen dafür, in welchem Sinne sie Einfluss zu nehmen haben, können sie kommunistischen Parteizeitungen oder sowjetischen Rundfunksendungen entnehmen, oder sie können sie von sowjetischen Diplomaten auf Cocktailpartys empfangen. Deshalb sind solche Agenten schwer zu entdecken und noch schwerer zu überführen. In einigen Fällen ist ihre Rolle nur durch Überläufer aufgedeckt worden.

In der Bundesrepublik ist als Einflussagent Hanns Heinz Porst bekannt geworden. Nach seinen Angaben neigte er der kommunistischen Ideologie zu und war durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Spitzenleuten des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR bekannt geworden. Unter deren Einfluss trat er in die FDP ein, wo er in führenden Gremien im Sinne einer östlichen Politik zu wirken versuchte.

Einschleusen

Bezeichnung dafür, dass ein Agent heimlich in ein Land oder in eine gegnerische Organisation gebracht wird.

Aus der jüngeren Zeit ist als Beispiel der Agent Günter Guillaume zu nennen, der in die Bundesrepublik Deutschland

eingeschleust wurde und nach langjähriger, geduldiger und fleissiger Parteilarbeit in der SPD schliesslich eine Position im Bundeskanzleramt einnehmen konnte.

Erddorn

Siehe unter Briefkasten, toter.

Erpressung (Nötigung)

Eine Methode, die bei der Anwerbung von Agenten durch östliche Nachrichtendienste vielfach eine Rolle spielt. Diese Dienste nutzen oft die selbstverschuldete Zwangslage eines Besuchers aus. Dabei kann es sich um Mängel der Reisepapiere des Besuchers, um Verstösse gegen Devisen- oder Zollbestimmungen oder Ausreisewünsche von Verwandten des Besuchers handeln. Regelmässig bieten die Werber ihren Opfern auch Geld an, um sie auf diese Weise zu gewinnen.

Für ein dauerhaftes Agentenverhältnis ist Erpressung keine Basis. Etwa 50 Prozent der so geworbenen Personen melden nach der Rückkehr in ihr Heimatland den dortigen Behörden, was ihnen zugestossen ist.

Fallschirmagent

Ein Agent, der im Flugzeug über sein Zielgebiet gebracht wird und dort mit seinem Fallschirm abspringt.

Diese Art der Einschleusung von Agenten birgt grosse Risiken. Sie liegen weniger im Fallschirmabsprung als in der anschliessenden Versorgung der Agenten und ihrer Verbindung zum entsendenden Dienst. Deshalb wird diese Methode nur in Kriegszeiten angewandt. Im Frieden lassen sich die Ziele eines Agenten, selbst wenn sie im Innern eines gegnerischen Landes liegen, auf andere Weise gefahrloser und unauffälliger erreichen.

Im Zweiten Weltkrieg sind Fallschirmagenten häufig von den Russen,

seltener auch von den Deutschen und den westlichen Alliierten eingesetzt worden. Sie hatten meist die Aufgabe, hinter den feindlichen Linien Nachrichten zu sammeln und sie ihren Auftraggebern durch mitgebrachte Funkgeräte zu übermitteln. Auch Partisanen, die Kampfaufträge hatten, sind auf diese Weise in Positionen hinter den feindlichen Linien gebracht worden.

FBI

Federal Bureau of Investigation. Bundeskriminalamt der USA.

Forschen

Für einen Nachrichtendienst herausfinden, wo eine benötigte Information zu gewinnen ist. Zum Beispiel die Information, wer Zugang zu Angehörigen einer Terroristengruppe hat. Die Person, die forscht, wird auch Forscher genannt.

Funkagent

Ein Agent, der mit der Zentrale seines Nachrichtendienstes durch Funk in Verbindung steht.

Funküberwachung

Eine Summe von Massnahmen, mit denen ein Nachrichtendienst die drahtlose Verbindung eines gegnerischen Agenten zu seiner Zentrale überwacht. Zunächst versucht man, mit Hilfe einer Fempeilung den Standort des Senders zu bestimmen, von dem die Informationen für Agenten ausgehen. Diese Peilung wird von einer Basis aus vorgenommen, auf der mehrere hochempfindliche, Hunderte von Kilometern voneinander entfernte Richtantennen installiert sind. Derartige Empfangsinstrumente arbeiten mit einer Lautstärkemessung und vermögen die Richtung, aus der eine Sendung kommt, ziemlich genau anzugeben. Wo die einzelnen Richtungslinien sich schneiden, befindet sich der Sender.

Wird ein kleiner, von einem Agenten betriebener Sender angepeilt, so kann man mit einer Fempeilung nur den ungefähren Standort des Senders feststellen. Die genaue Lage muss durch eine Nahpeilung ermittelt werden. Dafür benutzt man Empfangsgeräte, die den Sender mit beweglichen, etwa auf Lastwagen montierten Antennen anpeilen. Im Zweiten Weltkrieg hat man durch Nahpeilung die Standorte von Agentensendem – zum Beispiel der Roten Kapelle – so genau bestimmt, dass sogar das betreffende Haus angegeben werden konnte.

Heute werden zahlreiche Agenten mit Aufträgen über Sender versorgt, die in den Ostblockstaaten stationiert sind. Diese Sendungen können mit normalen Radiogeräten empfangen werden. Nur sehr selten rüsten die östlichen Nachrichtendienste auch Agenten, die für sie im Westen tätig sind, mit Sendegeräten aus, damit sie ihrerseits Meldungen an ihre Auftraggeber funken können. Die hochentwickelte Funküberwachung der westlichen Länder würde derartige Funkagenten und ihre Standorte alsbald entdecken. Ein Funkagent setzt heute nur eine Probesendung jährlich ab, um sich und seine Auftraggeber vom Funktionieren seines Gerätes zu überzeugen.

Führungsoffizier

Ein Beamter, der dem Agenten Aufträge erteilt, ihn entlohnt, überwacht und der seine Berichte entgegennimmt.

Gegenspionage

Eigene Aktivitäten, mit denen man Informationen über gegnerische Spionagetätigkeiten zu gewinnen sucht. Zum Beispiel der Versuch, einen Botschaftsangehörigen, der als Mitglied eines gegnerischen Nachrichtendienstes erkannt worden ist, als eigenen Informanten anzuwerben.

Von der Gegenspionage ist die Spionageabwehr (s. d.) zu unterscheiden, die sich gegen feindliche Spionagetätigkeit wendet.

Geheimschrift

Sie entsteht, indem man eine bestimmte Mitteilung verschlüsselt (chiffriert).

Das Prinzip des Verschlüsseln besteht darin, dass man einen Klartext mit Hilfe eines Codes – das heisst durch ein System von verabredeten Zeichen (Zahlen, Schlüsselwörter, Abkürzungen) – so verändert, dass der Text für einen Ausenstehenden unverständlich wird. Es gibt sehr verschiedene, zum Teil recht komplizierte Codesysteme.

Dechiffrieren heisst, eine Geheimschrift durch Anwendung des Codes wieder verständlich zu machen. Sowohl der Schreiber als auch der Empfänger muss also den Code besitzen.

Die grosse praktische Bedeutung der Entschlüsselung eines Codes wird durch folgende Beispiele illustriert: Die meisten sowjetischen Fallschirmagenten während des Zweiten Weltkrieges konnten festgenommen werden, weil es den deutschen Abwehrstellen gelungen war, den Code des sowjetischen Agentenfunks zu entziffern. Ferner hat zum Scheitern der deutschen U-Boot-Kriegführung im Zweiten Weltkrieg wesentlich beigetragen, dass die Briten den Code entziffert hatten, den die deutsche Seekriegsleitung zum Funkverkehr mit den U-Booten benutzte.

Auch eine Schrift, die mit unsichtbarer Tinte geschrieben wurde, ist eine Geheimschrift. Der Empfänger kann sie wieder lesbar machen.

GPU

Gossudars twennoje Politit scheskoje Uprawlenije: Staatliche politische Verwaltung. Sowjetische Geheimpolizei 1922-1934.

GRU

Glawnoje Raswedytelnoje Uprawlenije: Hauptverwaltung für Aufklärung. Militärischer Nachrichtendienst der Sowjetunion.

HVA

Hauptverwaltung Aufklärung. Eine Abteilung des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit, deren Aufgabe die Nachrichtengewinnung im Ausland ist.

Illegal

Im Sprachgebrauch der Nachrichtendienste bedeutet illegal nicht ungesetzlich, sondern heimlich, während legal offen bedeutet.

Ein illegaler Resident ist also der heimlich lebende Beauftragte eines Nachrichtendienstes, der seine wahre Rolle tarnt. Ein Beispiel dafür war der sowjetische Resident Abel, der in New York lebte und sich als Fotograf ausgab.

Legal, also offen, lebt ein KGB-Offizier, wenn er in der Botschaft seines Landes die Stellung eines Botschaftssekretärs einnimmt. Legal im Sinne von gesetzmässig ist seine Tätigkeit dennoch nicht, wenn er heimlich Agenten trifft oder auf Partys seine Gesprächspartner aushorcht.

Informant

Die Quelle einer Nachricht.

Intelligence Service

Ein in der englischsprechenden Welt üblicher Ausdruck für Nachrichtendienst.

KGB

Komitet Gossudarstwenoj Besopassnosti: Komitee für Staatssicherheit (seit 1954)

so genannt). Die sowjetische Geheimpolizei. Sie ist sowohl im Innern der Sowjetunion als auch im Ausland tätig. Ihre Vorläufer hiessen Tscheka, GPU, NKWD, NKGB, MWD, MGB.

Kompaktendung

Besonders komprimierte und damit rasche Funksendung von oder für Agenten. Mit ihrer Hilfe soll das Anpeilen des Senders durch den Gegner erschwert werden.

Die Besonderheit des Verfahrens besteht darin, dass die Sendung auf technischem Wege zunächst stark zusammengedrängt und auf Magnetband gespeichert wird. Dann lässt man sie in Sekundenschnelle ablaufen. Zum Empfang und zur Entzerrung einer derartigen kompakten Sendung sind wiederum spezielle technische Geräte nötig.

Kompromat

Ein Gegenstand, der geeignet ist, eine Person zu kompromittieren, so dass man sie damit unter Druck setzen kann. Beispielsweise kann die Fotokopie einer falschen eidesstattlichen Versicherung dieser Person dazu benutzt werden, dass man dem Betreffenden droht, man werde ihn damit blossstellen, falls er den Weisungen des Nachrichtendienstes nicht folge.

Konspiration

Der Ausdruck wird im Nachrichtendienst gelegentlich für eine geheime Operation gebraucht.

Konspirativ

Eigentlich: verschwörerisch. Der Ausdruck wird von Nachrichtendiensten oft verwandt, um den geheimen Charakter einer Massnahme zu bezeichnen. Eine konspirative Wohnung ist zum Beispiel eine geheime, unter einem Decknamen beschaffte Unterkunft.

Kurier

Ein Bote eines Nachrichtendienstes, der die Verbindung zwischen Führungsoffizier und Agent aufrechterhält.

Lauschangriff

Überhöhte Bezeichnung für eine Abhöroperation. Dabei wird beispielsweise in der Wohnung eines Verdächtigen ein Mikrofön angebracht.

Legal

Siehe unter Illegal.

Legende

Der Lebenslauf, den ein Nachrichtendienst für einen Agenten erfunden hat. Der Agent muss diese neue Existenz einstudieren; er muss sich in sie hineinleben und sie in seinem Zielgebiet ändern. Menschen sowie Behörden gegenüber glaubhaft vertreten.

Lügendetektor

Ein Gerät, das man benutzt, um den Wahrheitsgehalt von Aussagen zu prüfen. Das Gerät misst bei dem Betreffenden die Schwankungen von Blutdruck, Puls, Hautfeuchtigkeit und anderem, die bei Erregung – eben etwa bei der Äusserung einer Lüge – unwillkürlich auftreten.

Die Wirksamkeit des Gerätes ist umstritten. In der Bundesrepublik Deutschland ist seine Anwendung nicht gestattet. In den USA hingegen wird es viel benutzt.

MAD

Militärischer Abschirmdienst der Bundesrepublik Deutschland.

Menschenraub

Die sowjetische Geheimpolizei hat Menschenraub seit jeher als eine Art polizeilicher Festnahme im Ausland angesehen und durchgeführt. Zum Beispiel wurden

in den dreissiger Jahren die weissrussischen Emigranten Alexander Kutepow und Eugen Miller in Paris gekidnappt.

Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR hat diese inhumane Praxis fortgesetzt. Weltweites Aufsehen erregte im Juli 1952 der Fall des Dr. Walter Linse, der in West-Berlin auf offener Strasse ergriffen und verschleppt wurde. Diese Art der Bekämpfung politischer Gegner setzte das MfS bis in die sechziger Jahre fort. Journalisten (F. W. Fricke), Gewerkschafter (Heinz Brandt) und politische Flüchtlinge waren ihre Opfer. Auch Deserteure aus der Volkspolizei und Überläufer aus dem MfS wurden zurückgeholt und drakonisch bestraft.

Vereinzelte hat dieses Schicksal auch Mitarbeiter des westdeutschen Bundesnachrichtendienstes und des Bundesamts für Verfassungsschutz getroffen.

MfS

Ministerium für Staatssicherheit. Die Geheimpolizei der DDR. Sie ist im Innern der DDR, aber auch im Ausland tätig. In der DDR ist für das MfS auch die Abkürzung Stasi gebräuchlich.

MGB

Ministerstwo Gossudarstwennoj Besopassnosti: Ministerium für Staatssicherheit. Früherer Name der sowjetischen Geheimpolizei.

MI 5

Military Intelligence No. 5. Früherer Name des britischen inneren Sicherheitsdienstes (Spionageabwehr). Heute wird dieser Dienst Security Service genannt.

MI6

Military Intelligence No. 6. Früherer Name des britischen Auslandsnachrichtendienstes (Spionage). Heute wird dieser

Dienst Secret Intelligence Service genannt.

Mikrat

Ein sehr kleines Negativ. Der Abbildungsstab beträgt hier nur noch 1:50 bis 1:200. Ein Negativ wird dabei mit Hilfe optischer Geräte also so weit verkleinert, dass es fast nur noch die Grösse eines Stecknadelkopfes hat.

Ein solches Mikrat lässt sich unauffällig versenden, indem man etwa ein kleines Stück der Klebeschicht einer Briefmarke entfernt, das Mikrat dort einlegt, mit wasserlöslichem Leim befestigt und die Marke dann auf einen Briefumschlag klebt.

Military Intelligence

Nachrichtendienst auf militärischem Gebiet. Vgl. MI 5 und MI6.

Mord

Neben Verschleppung (vgl. Menschenraub) gehörte auch Mord zu den Methoden der sowjetischen Geheimdienste, selbst im Ausland. 1926 wurde in Paris ein Führer der ukrainischen Nationalisten, General Petlura, ermordet. 1937 fand man in der Schweiz den abgesprungenen NKWD-Agenten Ignaz Reiss ermordet auf. Und 1940 wurde Leo Trotzki in Mexiko von dem Agenten Ramon Mercader umgebracht.

Einige Todesfälle, die zunächst rätselhaft erschienen, wurden 1961 durch das Geständnis des KGB-Agenten Bogdan Staschinskij aufgeklärt. Er berichtete, er habe im Auftrag des KGB die ukrainischen Emigrantenführer Lew Rebet (1957) und Stepan Bandera (1959) mit Zyankali ermordet. Seine Glaubwürdigkeit bewies er, indem er die Mordwerkzeuge übergab, die er für seinen Auftrag erhalten hatte.

Mossad

Hebräisch: Institut. Der israelische Auslandsnachrichtendienst.

Motiv

Hauptamtliche Spione üben ihren Dienst im Ausland pflichtgemäss aus und werden bei Erfolg belohnt. Für die grosse Masse der nebenamtlichen Spione sind andere, persönliche Motive massgebend: Angst vor Strafe (Nötigung), Gewinn-sucht, erotische Anreize, Not, ideologi-sche Vorstellungen.

Die Nachrichtendienste der Ostblock-staaten nutzen die Freizügigkeit des Rei-severkehrs im Westen, um Situationen zu schaffen, in denen Reisende für Spionage motiviert und geworben werden können. Dabei werden beispielsweise ideologische Gründe vorgeschoben («Sie sind doch für den Frieden?»). Heute spielen ideologi-sche Gründe angesichts der geringen An-ziehungskraft des Kommunismus aller-dings nur eine untergeordnete Rolle. Nachdrücklicher wirken Hinweise auf eine mögliche Strafe. Stets werden auch materielle Anreize ins Spiel gebracht. Sex als Druckmittel wirkt nur hinter dem Ei-sernen Vorhang. Dort bringt man bei-spielsweise westliche Messebesucher oder Diplomaten in kompromittierende Situationen und setzt sie dann unter Druck.

MWD

Ministerstwo Wnutrennich Del: Ministe-rium für Innere Angelegenheiten. Frühe-erer Name der sowjetischen Geheimpol-zei.

Nachbar

Bezeichnung für das KGB, die bei Ange-hörigen der GRU (s. d.) üblich ist.

Nachricht

Eine geheimdienstliche Information.

Netz

Eine Gruppe von Agenten unter einem Führer (meist als Resident bezeichnet),

die sich im Geheimen nachrichtendienst-lich betätigt, insbesondere Informationen beschafft.

Von dieser Organisationsform ist man nach dem Zweiten Weltkrieg im Aus-landsnachrichtendienst weitgehend ab-gekommen. Denn die Zusammenarbeit einer Gruppe von Agenten mit dem Resi-denten birgt die Gefahr in sich, dass alle Agenten entdeckt werden, wenn einer entdeckt wird. Gegenwärtig bevorzugt man die individuelle Führung jedes ein-zelnen Agenten. Diese Methode erfordert allerdings einen höheren personellen Aufwand.

NKGB

Narodnyj Komissariat Gossudarstwennoj Besopassnosti: Volkskommissariat für Staatssicherheit. Früherer Name der so-wjetischen Geheimpolizei.

NKWD

Narodnyj Komissariat Wnutrennich Del: Volkskommissariat für Innere Angele-genheiten. Früherer Name der sowjeti-schen Geheimpolizei.

OBE

Offizier im besonderen Einsatz.
Vgl. Agent, hauptamtlicher.

Observation

Die gezielte, organisierte Beobachtung von verdächtigen Personen (Spionen, Terroristen oder sonstigen Illegalen). Man unterscheidet die Standobservation – etwa von einem Zimmer aus, das sich nahe bei der Wohnung des Verdächtigen befindet – und die bewegliche Observa-tion, die entweder zu Fuss oder von Kraft-fahrzeugen aus durchgeführt wird.

Ochrana

Wörtlich: Schutz. Name der Geheimpol-zei des zaristischen Regimes.

Operation

Nachrichtendienstliche Massnahme, bei der geheime Mittel angewandt werden. Beispielsweise eine geheime Beobachtung (Observation). Die jeweilige Tätigkeit nennt man operativ.

Org

Bezeichnung für die Organisation Gehlen, den Vorläufer des BND (s. d.).

Parole

Ein Wort, das ein Nachrichtendienst dem Agenten nennt und das bei einem Treff als Erkennungszeichen dient. Es kann sich auch um einen ganzen Satz handeln.

Penetration

Siehe Eindringen.

Provokation

Eine nachrichtendienstliche Massnahme, die einen Gegner, Agenten oder eine Regierung zu strafbaren Handlungen oder bestimmten politischen Erklärungen verleiten soll. Siehe auch Agent provocateur.

Quelle

Nachrichtendienstlicher Ausdruck für Informant.

Quellenschutz

Massnahmen eines Nachrichtendienstes, die dazu dienen, die Herkunft einer Information zu verdecken.

Renseignements généraux (RG)

Eine Abteilung des französischen Innenministeriums, die mit allgemeiner Nachrichtenbeschaffung betraut ist. Zu ihren Aufgaben gehört es aber auch, extremistische Kräfte (mit Ausnahme der Terroristen) zu beobachten.

Resident

Agentenführer. Man unterscheidet legale und illegale (s. d.) Residenten. Siehe auch Residentur.

Residentur

In jeder Botschaft, die von der Sowjetunion im Ausland unterhalten wird, richten das KGB und die GRU eine Residentur ein – ein Büro, von dem aus sie ihre nachrichtendienstliche Arbeit betreiben. Die Vertreter der Nachrichtendienste haben so den Status von Diplomaten; sie geniessen also diplomatische Immunität. In Wirklichkeit leisten sie aber keine diplomatische Arbeit; allenfalls tun sie das zum Schein, um ihre nachrichtendienstliche Tätigkeit zu verdecken.

Derartige Residenten werden von den Russen als legal bezeichnet, weil sie in dem Gastland offen als sowjetische Diplomaten auftreten. Illegal sind Residenturen oder Residenten nach sowjetischem Sprachgebrauch, wenn sie im Gastland verdeckt, nämlich nach aussen hin in einem anderen Beruf und somit unerkannt auftreten und unter dieser Deckung nachrichtendienstliche Arbeit leisten.

Richtmikrofon

Ein Gerät, das man auf eine entfernte Geräuschquelle richtet, um das Geräusch – etwa ein Gespräch – abzuhören. Richtmikrofone sind im Nachrichtendienst wegen ihrer Auffälligkeit nur selten anwendbar.

Rote Drei

Deutscher Name für eine sowjetische Spionageorganisation, die im Zweiten Weltkrieg in der Westschweiz tätig war. Ihr Sender wurde von der deutschen Funkpeilung geortet; auf deutsches Drängen liquidierten die Schweizer Behörden schliesslich die Organisation.

Rote Kapelle

Deutscher Name für eine sowjetische Spionageorganisation, die im Zweiten Weltkrieg in Westeuropa tätig war. Mit Hilfe der Funkpeilung wurde ihr Sender schliesslich geortet, und die Organisation wurde zerschlagen.

Sabotage

Schädigung eines wichtigen gegnerischen Objekts (Betrieb, Schiff o. ä.) durch einen Agenten. Sie wird in Friedenszeiten durch die Auswahl von Zielen und die Ausbildung von Agenten vorbereitet, aber erst im Spannungsoder Kriegsfall ins Werk gesetzt.

Sabotageagent

Ein solcher Agent wird in Friedenszeiten in den Techniken der Beeinträchtigung oder Beschädigung – beispielsweise im Gebrauch von Sprengmitteln – ausgebildet und mit seinem späteren Einsatzgebiet vertraut gemacht. Seine Aufgabe ist es, zu warten (Warteagent) und zu schweigen (Schweigeagent), bis die Zeit seines Einsatzes gekommen ist.

Schläfer

Schweige- oder Warteagent (s. d.).

Schnellsendung

Siehe Kompaktsendung.

Schulung

Im Nachrichtendienst unterscheidet man die Schulung von Agenten und diejenige von Residenten. Der normale Agent, der lediglich Nachrichten zu liefern hat, wird meist nur mit Übermittlungstechniken, beispielsweise mit der Einrichtung von toten Briefkästen (s. d.) oder der Anwendung von Geheimschriften (s. d.), vertraut gemacht. Diese Ausbildung vermittelt der Führungsoffizier dem Agenten unter vier Augen (Einzelschulung).

Anders, und zwar eingehender, wird der für die Arbeit im Ausland vorgesehene Resident (s. d.) geschult. Ihm werden in monatelangen Kursen Funktechniken, die Verschlüsselung und Entschlüsselung von Funknachrichten sowie das Anfertigen und Auffinden von Mikraten (s. d.) beigebracht. Diese Ausbildung erhält der künftige Resident oft gemeinsam mit anderen, für ähnliche Aufgaben vorgesehenen Mitarbeitern.

Schweige- oder Warteagent

Ein Agent, der in normalen Zeiten nicht tätig wird. Vielmehr ist er dazu ausgebildet, erst bei bestimmten Ereignissen, etwa beim Ausbruch eines Krieges, oder auf besonderen Befehl aktiv zu werden.

Secret Service

Heutiger britischer Auslandsnachrichtendienst.

Security Service

Innerer Sicherheitsdienst Grossbritanniens.

Shin Beth

Israelischer innerer Sicherheitsdienst.

SID

Servizio di Informazione di Difesa. Verteidigungsinformationsdienst. Früherer militärischer Abwehrdienst Italiens.

S.I.S.

Secret Intelligence Service. Der heutige britische Auslandsnachrichtendienst. Vgl. MI6.

SISMI

Servizio Informazione Militare. Heutiger Name des italienischen militärischen Nachrichtendienstes. (Früher SID, Servizio di Informazione di Difesa.)

Spielmaterial

Material (Informationen oder Gegenstände), das man einem Doppelagenten (s. d.) überlässt, damit er es dem Gegner ausliefert. Dieser soll dadurch in dem Glauben gehalten werden, der Agent arbeite noch für ihn.

Bei diesem Verfahren ist das Problem zu lösen, dass man den Agenten einerseits mit glaubwürdigem Material versehen muss, andererseits aber der eigenen Sache nicht durch Lieferung vertraulicher Daten schaden darf.

Spionageabwehr

Massnahmen zur Bekämpfung gegnerischer Spionage und Sabotage. Als Spionageabwehr bezeichnet man überdies auch eine Organisation, die solche Massnahmen durchführt.

SSD

Staatssicherheitsdienst der DDR.

Subversion

Auf einen Umsturz abzielende Tätigkeit geheimer Nachrichtendienste oder geheimer Organisationen.

Sûreté nationale

Französischer Sicherheitsdienst. Er ist in das Innenministerium eingegliedert. Diesem Dienst gehören die Renseignements généraux und die DST (s. d.) an.

Tippen

Auf eine Person hinweisen, die für den Nachrichtendienst geeignet erscheint, etwa als Agent oder als Quelle für Auskünfte.

Tipper

Jemand, der tippt (siehe Tippen). Als Tipper wird manchmal auch ein Mitarbeiter eines Nachrichtendienstes bezeichnet, der eine als Agent in Aussicht genommene Person anspricht, um ihre Reaktion zu erkunden.

Toter Briefkasten

Siehe Briefkasten, toter.

Treff

Nachrichtendienstliche Bezeichnung für eine verabredete Zusammenkunft von Agenten oder sonstigen illegalen – etwa in einer illegalen Partei tätigen – Personen.

Tscheka

Tschreswytschajnaja Komissija po Borbe s Kontrrewoljuziej, Spekuljaziej i Sabotazschem: Ausserordentliche Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution, Spekulation und Sabotage. Erster Name der sowjetischen Geheimpolizei, die im Dezember 1917 gegründet wurde. 1922 wurde der Name in GPU geändert.

Verbrannt

Verbrannt ist eine Person, die vom Gegner als Agent erkannt oder in der Öffentlichkeit – etwa durch die Presse – blossgestellt worden ist.

V-Mann

Agent (s. d.).

Wanze

Umgangssprachliche Bezeichnung für ein heimlich und versteckt angebrachtes Mikrofon.

Warteaagent

Siehe Schweigeagent.

Zielperson

Eine Person, auf die sich das Interesse eines Nachrichtendienstes konzentriert, entweder weil dieser sie als Informanten gewinnen will oder weil er auf andere Weise – zum Beispiel durch Abschöpfen (s. d.) – Informationen von ihr erhalten will.

Namenregister

In diesem Register werden auch Decknamen aufgeführt. Dadurch bietet es eine umfassende Übersicht und Identifizierungsmöglichkeit. Zudem sind manche Fälle unter diesen Falschnamen einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden. Und schliesslich kennt man im Westen von einigen Personen nur die Decknamen; die wirklichen Namen konnten nicht ermittelt werden. Personen, die im Text lediglich erwähnt werden, sind in das Register nicht aufgenommen worden. Kursiv gesetzte Seitenzahlen weisen auf eine Abbildung hin. Römische Ziffern geben an, um welchen Band es sich jeweils handelt.

- Abel, Frau II 143-145, 148
 Abel, Fräulein II 145, 147-151, 153
 Abel, Rudolf Iwanowitsch I 72, 224; II 106, 107, 109-115, 118-127, 126, 142-149, 151-159
 «Abraham» II 293
 Adenauer, Konrad I 52
 «Alexander» II 194-196
 Alexandrow, Jurij Nikolajewitsch I 251-252
 Alexej II 237-238, 241, 243-245
 Alheshan, Abdullah Latif II 293-294
 Altmann, Franz I 101-102, 107, 116
 Amin, Mustafa II 331
 Amit, Meir II 311
 Andersson, Sven I 340, 344
 Andrejewa, Wera Iwanowna II 24-26, 29-30, 39
 Andropow, Juri II 237, 255, 255
 «Anna» I 104, 109
 «Anton» I 102, 104-105, 107
 Ard, Magd al- II 296, 298, 309
 Augustin, Jindrich I 101-105, 104, 107-109, 116-119, 121
 Balan I 320
 Baltensperger, Emma I 273, 276
 Baltensperger, Otto I 273-276
 Bandera, Stepan I 235, 239-241, 241, 244-247, 251; II 341
 Barczatis, Elli I 21, 39, 43
 Bauch, Gerhard I 58-60
 Bauer, Karl Friedrich I 63-66, 68-75
 Beer, Israel II 7, 266, 161-170, 172-177
 Ben Gurion, David II 267-270, 272-274, 272, 281, 284, 298, 309
 Ben Landan, Muhammad II 304
 Bennett, Max II 282
 Bentley, Elizabeth T. II 91-92
 Ben Zur, Mordechai II 283
 Berger, Helge I 164, 165-179
 Berger, Hermann I 168
 Bernstein, Imek II 7-8
 Birkelbach I 128
 Bissell, Richard II 223 >
 «Bob» II 144-145, 147, 150, 154
 Bonde-Henriksen, Henrik I 88, 89, 90
 Boom, Ema I 125-126
 Borodin, Wladimir II 240-241
 Böx, Heinrich I 166-167, 172, 173, 176, 179
 Brandt, Willy I 122, 123-124, 128, 133, 134-136, 141, 145, 146, 165, 173, 174
 Braun, Sigismund von I 175
 Brewer, Sam Pope II 64-65
 Brothman, Abraham II 91-94
 Budeit, Hans Joachim I 241, 245
 Burgess, Guy II 7, 55, 58-63, 60, 70
 Calmbrant, Sverre I 345
 Canaris, Wilhelm II 333
 Cervenanova, Ludmilla I 273, 277
 «Charles» II 171, 173
 «Charly» I 161
 Chisholm, Janet Anne II 199-200, 203-204, 212
 Chowanskaja, Lydia II 25-29
 Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch II 19, 20, 23, 130, 133, 135, 136, 137, 143, 180, 211
 Clay, Lucius D. II 154
 Clemens, Gerda I 49-50
 Clemens, Hans I 49-51, 56-57
 Cohen, Eliahu II 279-291, 291, 293-305, 308-311, 311
 Cohen, Loma II 49, 50
 Cohen, Morris II 49, 50
 Cohen, Nadia II 286, 301, 304-305, 310
 Collier, Billy II 231, 233-234
 Collier, Wayne II 231, 233
 Collins, Martin II 109, 112, 114, 125-126
 Coty, René II 11
 Cyrankiewicz, Jozef I 165, 173, 174
 Dalli, Sallah II 299, 310
 Danielsson, Otto I 343, 346
 Dar, Avraham II 282, 284
 Darling, fohn II 282, 284
 Davidoff, Wladimir I 288
 Dejean, Marie-Claire II 17, 19, 21-27, 29, 37, 39
 Dejean, Maurice II 16, 17, 19-21, 20, 23-31, 36-41, 38
 Delmer, Senfton I 83, 85, 86

- Denissenko, Wassilij
I 286-288, 296
«Derwisch, der» II 287-291
Din, Maazi Zäher el-
II 297, 309-310
Donovan, James B. II 127, 148
Dost I 205
Drews II 145, 147-149, 151-153
Duckwitz, Georg Ferdinand
I 172
Dulles, Allen II 127, 130, 140
Dulles, John Foster II 140
- Egidi I 83
«Egon» I 301
Ehmke, Horst I 130, 132-133
Ehrenberg, Herbert I 130, 133
Eichmann, Adolf II 298-299
Emmel, Egon I 172
Eshkol, Levi II 309
- Fechner I 191
Felfe, Heinz I 16,48, 49-57, 55,
II 336
«Felix» II 178-182, 184
Flegel, Vlastimir I 103, 105,
107, 109, 117-119
Flubacher, Karl I 293
Fomin, Alexander M. II 173
Fouché, Joseph I 9-10
Frankova, Eva I 275-278
«Fred» II 77, 80
Frenzel, Alfred I 93-101, 103-
105, 107-109, 116-117, 119-
121
Frenzel, Selma (geb. Zenker)
I 94-95,97 «Fritz» I 303-
306
Frucht, Adolf-Henning I 194,
195-211, 216-233
Frucht, Gisela I 205
Frucht, Maria I 196, 207
Fuchs, Klaus II 72, 73-74, 81-
90, 87, 92, 94-95, 99, 101-
102, 115
Furgler, Kurt I 293, 295
Fürstenau, Karl Dieter I 185
- Gaulle, Charles de II 8-10, 9,
12, 18-19, 27-28, 40-41,
239
Gee, Elizabeth II 46-50, 47
Gehlen, Reinhard 116, 20, 21,
26-30,33, 40, 50, 52-58,
55, 60-61, 84, 332; II 343
Genscher, Hans-Dietrich
I 140-141, 143
«Georg» I 124, 136, 138-139
«Gerd» I 186
Gersdorf I 138
Gerstner, Christine I 162
Gerstner, Frank I 167, 162
«Gerti» I 186
Gestewitz, Hans Rudolf
I 208, 216, 219, 225
Ghorab, Jussuf II 316-318,
320, 322-323, 326-327
Gibli, Benjamin II 282
Girard, Armando
I 311-313, 374, 315, 319-321
Globke, Hans I 57, 84
Gold, Harry II 73-77, 80-84,
86, 91-97, 96, 99-102, 104-
105, 115
Goldfus, Emil Robert
II 109,111-114, 118, 124-126
Golos, Jacob II 91-92
Golubowa, Alla II 30-31
Gorbunow, Oleg Michailo-
witsch II 24, 36-37, 41
«Gracia» II 12-13
Gramsch, Walter I 34, 36-39,
37, 43
Greenglass, David II 98, 99-
104, 103, 115
Greenglass, Ruth II 100, 104
Gribanow, Oleg Michailo-
witsch II 24-25, 28-31, 36-
37, 39, 41
«Grille» II 194, 196
Grinjew II 138, 139, 141
Grotewohl, Otto I 21, 39,43
Güde, Max I 90
Guibaud, Ginette II 22-23,
38-40
Guibaud, Louis II 21, 23,
25,38-39, 38
- Guillaume, Christel
I 123-129, 133-134, 136, 138-
140, 142-144, 145, 146
Guillaume, Günter I 122, 123-
147, 134, 145,- II 334, 337
Gussowskij, Alexander
II 7-11
- Hafes, Amin al- II 294, 300-301,
308-309, 370
«Hagen» I 191
Hambleton, Hugh George
II 236, 237-255, 258-265
Hambleton, Mrs.
II 239-240
Hanns, Erich I 298, 302-303,
305, 309
Harel, Isser II 267-275, 286,
297, 311
Hatout, Salim II 297, 304, 310
Hayhanen, Reino
II 118-125, 127
Heinemann, Christel
II 82-83, 88-92, 94
Heinemann, Robert
II 88-92, 94
Helms, Richard I 60-61
«Helmut» I 303
Hermann, Rudolf II 247, 249-
250
Hersh, Seymour II 231, 233-234
Hoare, Sir Samuel I 83
Hoffmann, Alfred I 98
Hoffmann, Hans I 298, 299-
303, 305, 307-309
Hohnbaum, Gerhard I 187
Hohnbaum, Gertrud I 187
Hoover, Herbert II 130
Hoover, J. Edgar II 73, 86
Horchern, Hans Josef I 63
«Horst» I 27-28
Houghton, Harry II 46-50, 47
Houriet, Bertrand I 287, 288
Hughes, Howard II 224, 225,
226
- Issajew, Victor I 288
Iwanow, Felix Alexandrowitsch
II 178

- Jagusch I 120
 Jakowlew, Anatoli A. II 73, 101
 Jalbout, Tewfik II 54-55, 67, 70
 Jeanmaire, Jean-Louis I 284, 285-296, 287, 289; II 7
 Jeanmaire, Marie-Louise I 285, 287-288, 289
 Jeanneret, François I 286
 «John» II 81-82
 John, Otto I 76, 77-91, 86
 Johnson, Hedwig («Hedy») II 162-166, 169, 173-174, 176, 182-186
 Johnson, Robert II 186-187
 Johnson, Robert Lee II 160, 161-171, 167, 173-187
 Joxe, Louis II 7-8
 Juschtschenko, Semen I 342-343
 Kastner, Gertrude I 40-41
 Kastner, Hermann M. W. I 40-43, 42
 Kaun I 183
 Kayotis, Andrew II 109, 112, 126
 Kennedy, John F. II 143, 154, 158
 «Klaus» I 301, 305
 Kloss I 305, 308
 Knollmann, Heinz I 184
 Knollmann, Jochen I 188-189
 Krause, Carola Elisabeth I 181-182, 185-186
 Krause, Heinz Hans I 181-182, 185-186
 Krause, Peter I 165-172, 174-179
 Krichbaum, Willi I 51
 Kriwoschej, Wladimir Wassiljewitsch II 166
 Kroger, Helen II 48-50, 49
 Kroger, Peter II 48-50, 49
 Kronberg-Sobolewskaja, Larissa II 26, 28
 Krotkow, Jurij Wassiljewitsch II 18-19, 21-23, 25-31, 36-41
 Kunawin, Leonid Petrowitsch II 18-19, 21-22, 26-31, 36-37, 41
 Kurikka, Hanna II 119-120, 122
 Langer, Ernst I 103, 107
 Langkau, Wolfgang I 56
 Laurenz, Karl I 39
 Lautenschlager I 177
 Leber, Georg I 129-130
 Lehmann, Josef I 238-239, 248-249
 Lemenow I 336, 340, 342
 Lightner, Alan II 147, 158
 Ljiljana II 251-253, 258-265
 «Loni» I 304-305
 Lonsdale, Gordon Arnold II 42, 43-51, 215
 «Lora» II 26, 28-31, 36-37, 41
 Lotz, Johann Wolfgang (Zeev) I 58-60; II 312, 313-318, 379, 320-323, 324, 325-332, 329
 Lotz, Waltraud (geb. Neumann) II 317-318, 379, 320-323, 325, 327-330, 329, 332
 Louis Ferdinand, Prinz I 78-79
 Lutze, Lothar I 149-151, 158-163, 167
 Lutze, Renate (geb. Übelacker) 1148, 149-150, 158, 160-163, 167
 Maazi II 299-300
 MacLean, Donald II 7, 55, 58, 60-63, 60, 70
 Mainusch, Hans I 304-305
 Maki, Eugene Nikolai II 118-119
 Makinen, Marvin II 144-146, 148, 150, 153, 155, 157
 «Mark» II 109, 114, 120, 124-125
 Marwegen, Herbert I 305
 May, Alan Nunn II 115
 «Max» I 49-51
 McCarthy, Joseph Raymond II 62
 Mecklinger, Ludwig I 198-199, 199
 Mercader, Ramon II 341
 Mielke, Erich 118
 «Michail» II 119, 124
 «Miles» H 194, 196
 Mintkenbaugh, James Allen II 161, 167, 167-169, 171-173, 184-186
 Molnar, Bohumil I 100-101, 104, 105, 116-117
 Molody, Konon Trofimowitsch II 42, 43, 215
 Montes, Jorge I 229-231, 233
 Moser, Norbert I 180, 182-193
 Moser, Ruth I 182-184, 186, 191-193
 Müller, Christian I 184
 Müller-Marzohl, Alfons I 290
 Myagkow, Alexej I 255-271, 259
 Nagi, Samir II 327, 329
 Nagib, Ali Muhammad II 282
 «Nana» I 162
 Nasser, Gamal Abd el- II 282, 325-326, 331
 Nathanson, Philip II 283-284
 Neubert, Heinz Paul I 300-301, 303-304, 305, 306-307, 309
 Neubert, Lieselotte I 304, 305, 309
 «Nick» II 172
 Nikituschew I 329, 335, 343
 Niles, Troy II 75-76
 Nitz I 203-204
 Nollau, Günther I 123, 138-144, 739
 «Nova» I 165-167, 171, 174
 Odewald I 65
 «Oleg» I 107
 Orlow, Mischa II 22-23, 25
 Orschurmow, Witalij Sergejewitsch II 174
 «Oslaf» II 194-196
 Osman, Fuad II 322, 325
 O'Toole, Peter II 231
 Panzinger, Friedrich I 55
 Pâques, Georges II 6, 7-15, 9

- «Paul» I 304-305, 307, 309
 «Paula» II 166, 168-169, 172, 248-253, 255, 258, 262-263
 Pawel II 252-254
 Pawlenko, Jurij I 315, 319
 Pawlow, Anatolij II 193, 197-198
 Penkowskij, Oleg II 51, 188, 189-205, 191, 208-215
 Petzold, Carola Elisabeth I 182-183
 Philby, Eleanor II 53-57, 64-65, 70
 Philby, Harold Adrian Russel («Kim») II 52, 53-67, 54, 70-71
 Pilz, Wolfgang II 329-330
 Pingel, Jürgen I 189-193
 Pingel, Karin I 189-193
 Pohl, Fritz I 252
 «Poppel» I 240, 245-249
 Porst, Hanns Heinz II 337
 Powers, Barbara II 137, 138
 Powers, Francis Gary I 72; II 127, 128, 129-130, 132-141, 139, 142-143, 145-146, 148-151, 153-155, 157-159
 Pryor, Frederic L. II 143-146, 148, 150-153, 155, 157, 158
 Putlitz, Wolfgang Freiherr Gans Edler Herr zu I 85
 Radmacher, Franz II 298-299
 «Raymond» II 73, 81, 83
 «Reaktor» I 305-306
 Rebet, Lev I 234-235, 239-244, 241, 251; II 341
 Richter, Hans I 189
 Richter, Hartmut I 182-183, 189-191
 Richter, Herbert I 32
 Richter, Ingeburg I 182-183, 189, 191
 Rinaldi, Angela Maria I 311-315, 378, 319-321
 Rinaldi, Giorgio I 370, 311-315, 378, 319-321
 Rosén, Karin I 346
 Rosenberg, Ethel II 50, 115
 Rosenberg, Julius II 50, 99, 101-102, 115
 Rückert, Martin I 210, 216-217
 Rudenko, Roman II 138, 140-141
 «Rudi» II 247-248
 Runge, Walter I 201, 220-223
 Rybatschenkow I 331, 333-335
 Scheljepin, Alexander I 248
 Schischkin, Iwan Alexandrowitsch II 145-156, 158-159
 «Schröder» I 32-33
 Schulz, Friedrich Wilhelm I 64-66, 68-70, 73-75
 Schwarzenberger, Eva I 275-277, 282-283, 282
 Schwarzenberger, Otto I 272, 273, 276-277, 282-283
 Seidl, Alfred II 329
 Seif, George II 297, 309
 Selbmann, Ingeburg I 182, 189
 Semjonow, Wladimir I 41-43, 42
 Sillitoe, Percy II 86, 87
 Sinon I 333-334
 Skworzow, Nikolai Semjonowitsch II 172
 Smith, George II 47-48
 Sorge, Richard I 18; II 336
 Souweidani, Ahmed II 305, 308-309
 Spandel, Georg I 97, 120
 Stange, Jürgen I 71-73, 233
 Staschinskij, Bogdan I 53, 234, 235-253, 250; II 341
 Staschinskij, Inge (geb. Pohl) I 239, 248-253, 250
 Stelbitzki, Wladimir I 288
 Stelzer, Heinrich I 295
 Stöllner, Herbert I 305, 306-307, 309
 Sunzow, Alexej II 37
 Swirin, Michail Nikolajewitsch II 119-120
 Taabes, Kamil Amin II 292-293, 295-297, 301, 308, 310
 Tamay, Dr. Carol I 40-41
 Thulin I 344
 Tiebel I 51-52, 56-57
 Tritschin, Alexej Fjodorowitsch II 237, 241
 Ulbricht, Walter I 21, 34, 41-43, 42
 «Victor» II 330-331
 «Viktor» II 174-179, 182, 184
 Vischer, Johann Jacob I 286
 Vogel, Wolfgang I 71-73, 223-226, 230-233; II 144-155, 158
 Wade, Nicholas II 232
 Wanka, Helga I 305, 307-308
 Wanka, Siegfried I 305, 307-309
 Weinmann, Rut I 128
 Wennerström, Stig I 292-293, 322, 323-349, 341, 348; II 7
 Wessel, Gerhard I 61, 132
 Wiegel, Hans-Jürgen I 150, 159, 161-163
 Wiegel, Ursula (geb. Fett) I 159
 Wieneska, Karl I 299-300
 Wilkinson, Fred II 156, 158-159
 Wischniewski, Hans-Jürgen I 231
 Wladimir Jakowlewitsch I 250
 Wlassow, Wassilij Pawlowitsch II 12, 14
 Wöhler, Klaus I 174
 Wohlgemuth, Wolfgang I 79-82, 80, 90
 Wolkow 1153
 Wollweber, Ernst Friedrich I 34-38, 37
 Worgitzky, Hans-Heinrich I 58-60
 Wynne, Greville II 43, 51, 188, 189-190, 191, 192-196, 198-202, 205, 208-215, 215
 Zalman, Isaak II 286-287

Quellenverzeichnis

Die Textbeiträge in diesem Band sind Auszüge aus den nachstehend aufgeführten Büchern und Zeitschriften.

Einfluss auf den Lauf der Geschichte?

aus: *L'Espionnage soviétique en France* von Pierre de Villemarest; © Nouvelles Editions Latines, Paris. Aus dem Französischen von Sybille Rott-illfeld

Von Schwalben umschwirrt

aus: *KGB* von John Barron; © 1974 by John Barron; gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bem • München • Wien. Aus dem Amerikanischen von Wulf Bergner, Eva Eggebrecht und Karlheinz Mahr

Ein Charmeur mit vielen Freunden

aus: *Forty Years of Soviet Spying* von Ronald Seth, Cassell 61 Company Ltd, London, 1965; ©1965 Nachlass von Ronald Seth. Aus dem Englischen von Ingrid Hyland

Ein dringendes Zeichen

aus: *Der lautlose Krieg*, 39 Spionagefälle; ausgewählt und kommentiert von Allen W. Dulles; © Nymphenburger Verlagshandlung, München. Aus dem Englischen von Otto Merk

Der Verrat des Jahrhunderts

aus: *Das Beste aus Reader's Digest*, Nr. 7/51 von J. Edgar Hoover; ©1951 Reader's Digest, Pleasantville. Aus dem Englischen von Kurt Alboldt

Treffen in Albuquerque

aus: *Der lautlose Krieg*, 39 Spionagefälle, ausgewählt und kommentiert von Allen W. Dulles; © Nymphenburger Verlagshandlung, München. Aus dem Englischen von Otto Merk

Ein Genie der Unauffälligkeit

aus: *Spione und Spionage* von Robert Liston; © 1967 Robert Liston; © der deutschen Ausgabe Ariston Verlag, Genf

Der Spion, der vom Himmel fiel

aus: *Der Spiegel* Nr. 22/60 und 35/60; © Spiegel Verlag, Hamburg

Nachspiel auf der Glienicker Brücke

aus: *Der Fall des Oberst Abel* von James B. Donovan, Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt am Main, 1965; © Societäts Verlag, Frankfurt am Main. Aus dem Englischen von Fritz und Li Ziesch

Schätze aus dem Hesor

aus: *KGB* von John Barron;
© by John Barron;
gesamtdeutsche Rechte beim Scherz
Verlag, Bem • München • Wien.
Aus dem Amerikanischen von Wulf
Bergner, Eva Eggebrecht und Karlheinz
Mahr

Geheime Aufzeichnungen

aus: *Der lautlose Krieg*, 39 Spionage-
fälle, ausgewählt und kommentiert von
Allen W. Dulles, Nymphenburger Ver-
lagshandlung, München;
© 1965 by Doubleday 81 Company, Inc.
Aus dem Englischen von Otto Merk

Das Boot vom Meeresgrund

aus: *Im Labyrinth der Geheimdienste*
von Jost Herbig, Fischer Taschenbuch
Verlag, Frankfurt am Main, 1981;
© Jost Herbig

Spion aus Abenteuerlust

aus: *Das Beste aus Reader's Digest*, Nr.
4/83 von John Barron;
© Reader's Digest, Pleasantville.
Aus dem Englischen von Otto Bayer

Übergabe am Passahfest

aus: *Mossad* von Dennis Eisenberg/ Uri
Dan/Eli Landau, Qalandar Verlag;
© 1978 Dennis Eisenberg • Uri Dan • Eli
Landau; © der deutschen Übersetzung:
1980 Servire b. v. Katwijk aan Zee, Nie-
derlande.
Aus dem Englischen von Waltraud Hüs-
mert

Meisteragent des Mossad

aus: *Mossad* von Dennis Eisenberg/ Uri
Dan/Eli Landau, Qalandar Verlag;
© 1978 Dennis Eisenberg • Uri Dan • Eli
Landau; © der deutschen Übersetzung:
1980 Servire b. v. Katwijk aan Zee, Nie-
derlande.
Aus dem Englischen von Waltraud Hüs-
mert

Geselligkeit, Pferde und edler Wein

aus: *Der Champagnerspion* von Jörg
Andrees Elten, aus der Wochenzeitschrift
STERN vom 2., 9., 16., 23., 30. August
und 6. September 1970;
©1971 Gruner 81 Jahr AG 81 Co., Ham-
burg

Bildnachweis

action press: 225 o.

AP/Wide World Photos: 157 Mi., u.,
160, 167 li.

Associated Press: 228 o., u.

dpa: 6, 16, 540., 60 re., 106, 126, 128,
207 o. li., o. re., 236, 256, 321 o., u.,
326 o., 331

Agence France Presse: 9 re.

Keystone: 38 li, 42, 47, 49 o., 54 re., 85,
87 li., re., 103 o.

Keystone, Paris: 9 li, 20 u., 38 re.

PK Electronic: 32, 33 u. li., u. re., 34, 35,
68, 69, 206 o.

Servire b. v. Uitgevers, Katwijk aan Zee,
aus *Mossad*: 291 li., re.

Bilderdienst Süddeutscher Verlag: 51,
60 li., 86, 96, 98, 103 u., 131, 136 o., u.,
1380., 139, 142, 149 re., 170 u., 183 u.,
191 li., 211, 215, 216, 225 u., 253, 255,
272, 278, 303 o., u., 311 li., 326 u., 329

Ullstein Bilderdienst: 20 o., 49 u., 52,
72, 138 u., 149 li., 164, 167 re., 170 o.,
183 o., 188, 191 re., 242, 266, 294, 311
re., 314, Hintergrund Umschlagvorder-
seite

UPI/Bettmann Archive: 157 o.

Kartographie: Rolf Salzmann